



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

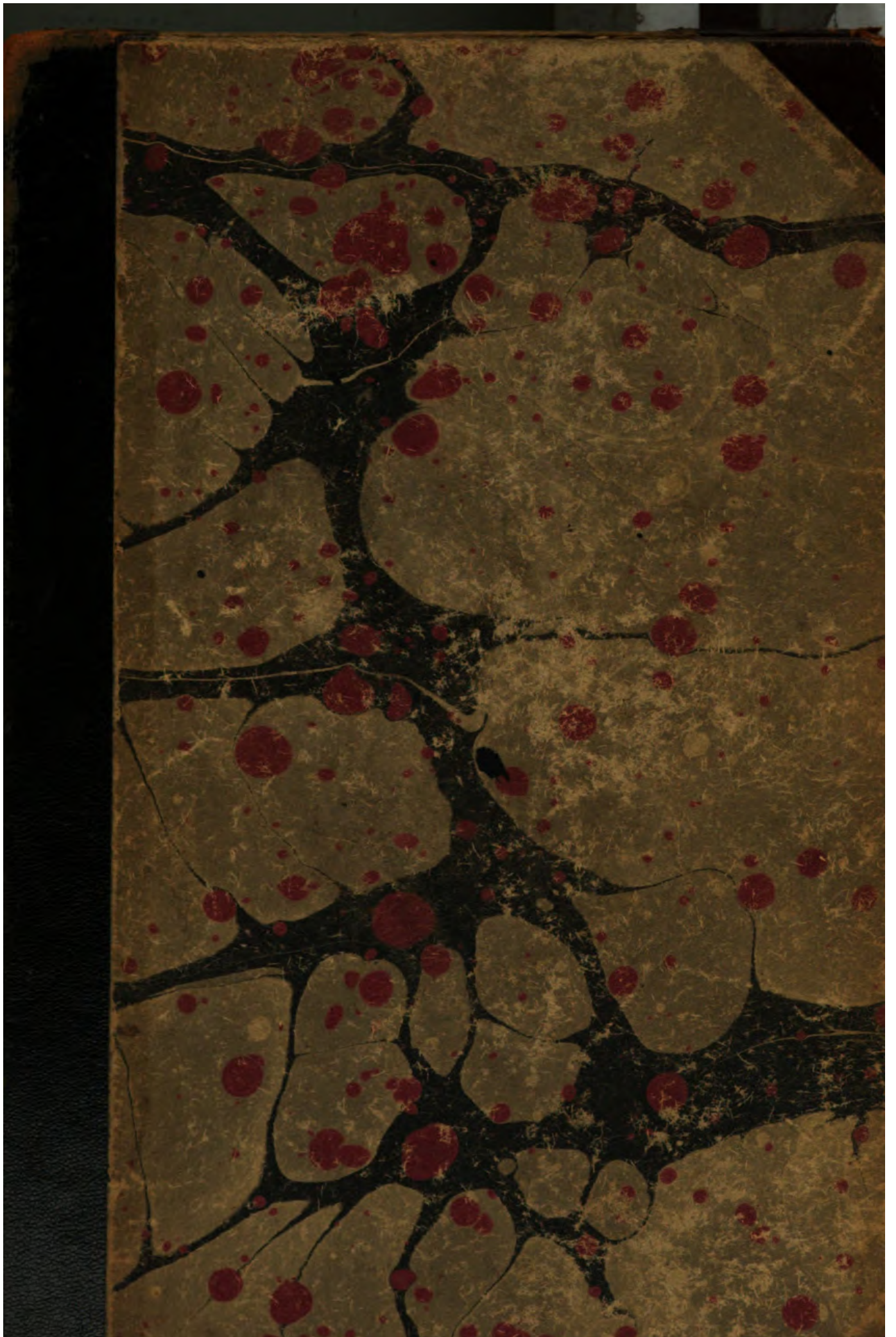
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

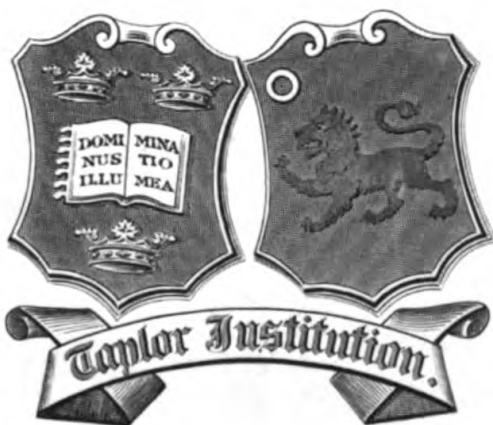


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

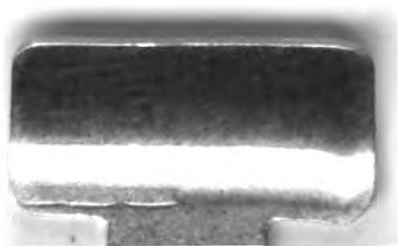




~~211. f. 7~~

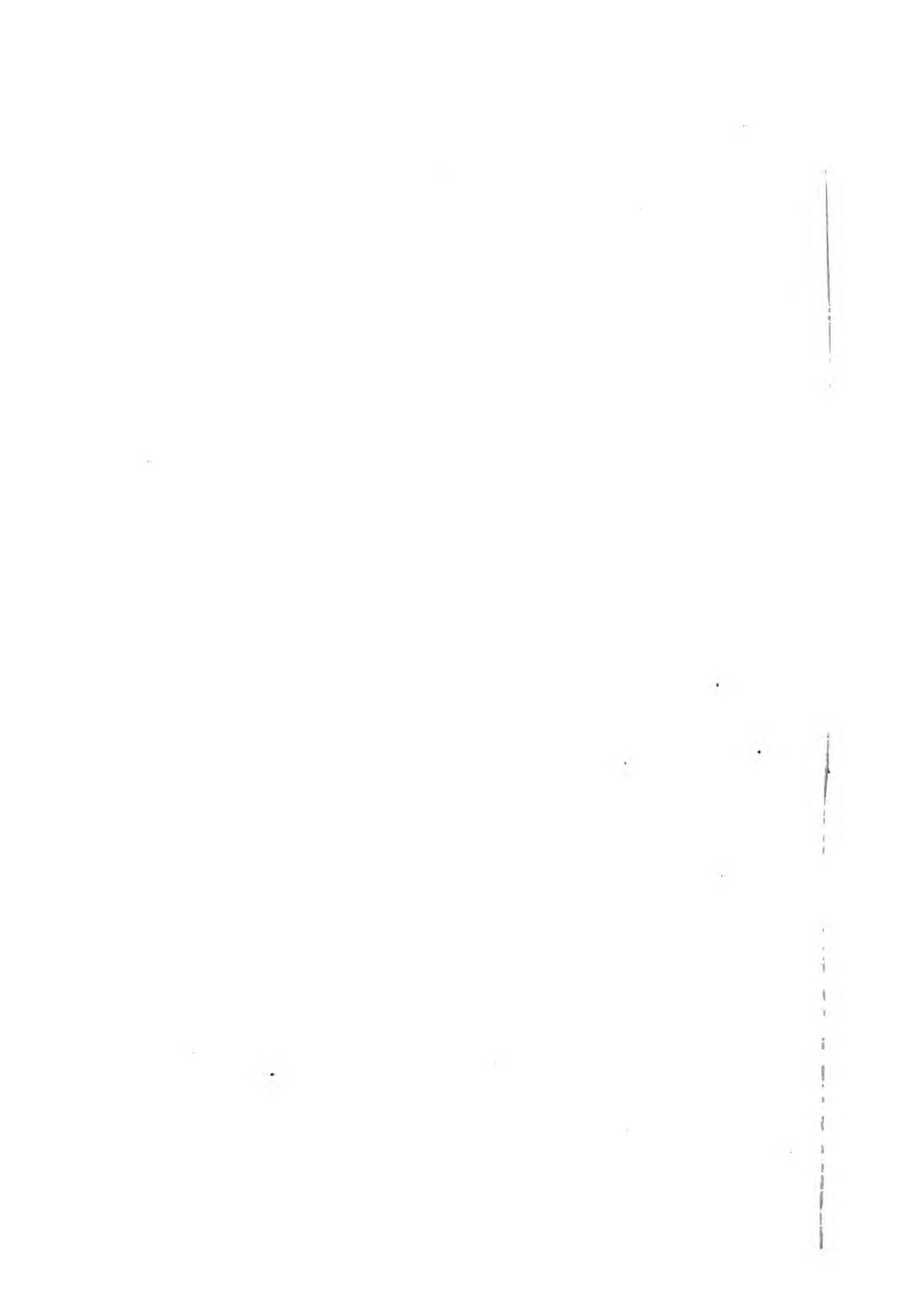


~~EQ 340 A. 2~~  
REF G. 10909(2)



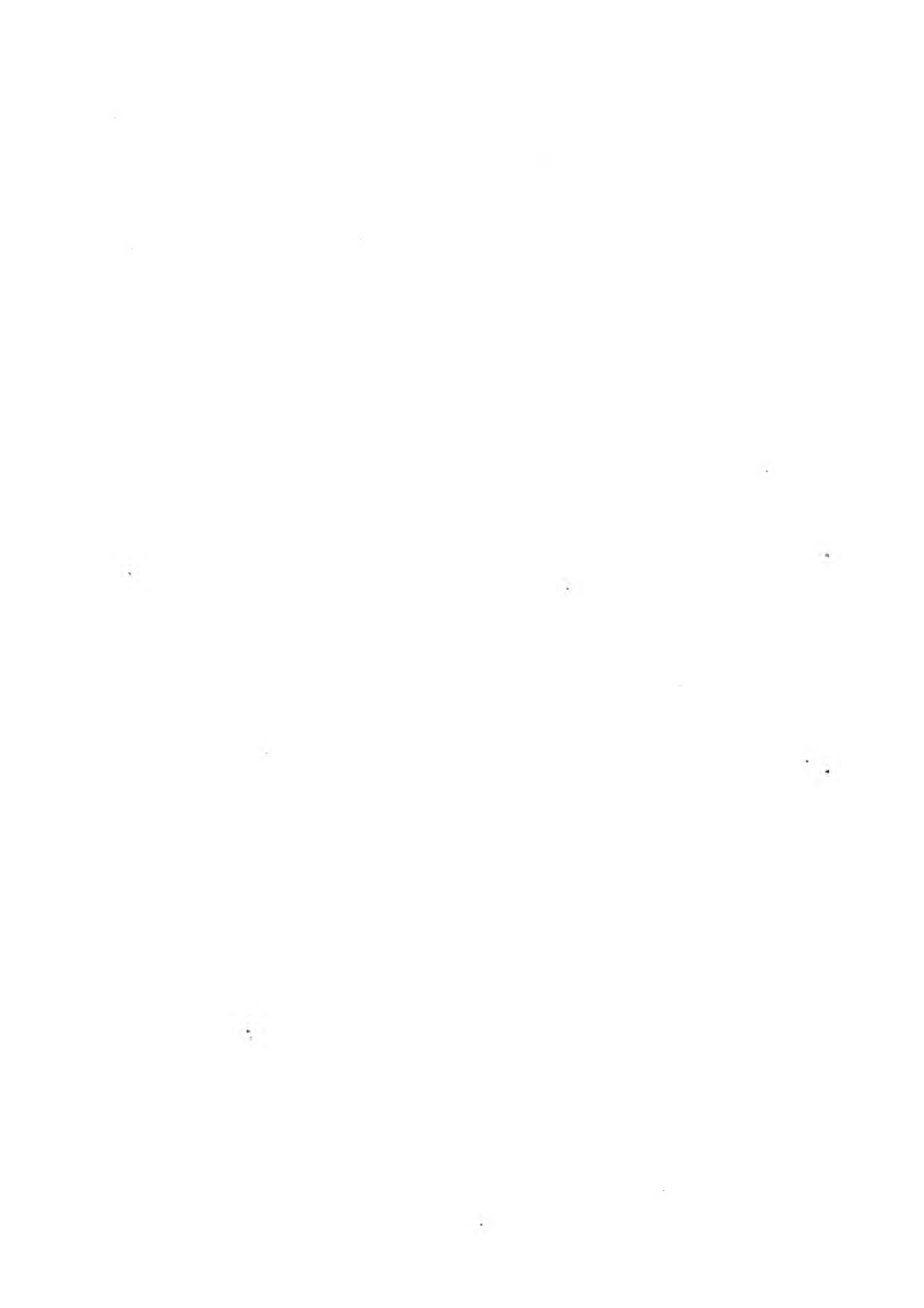
311 f.











Friedrich Hölderlins  
Sämtliche Werke und Briefe  
in fünf Bänden / Kritisch-historische  
Ausgabe von Franz Zinkernagel













Friedrich Hölderlin  
Sämtliche Werke und Briefe

---

Zweiter Band

Hyperion · Aufsatz-Entwürfe

---

Im Infel-Verlag zu Leipzig

1 9 1 4



Hyperion  
oder  
der Eremit  
in Griechenland

\*

Erfter Band

*Non coerceri maximo,  
contineri minimo,  
divinum est.*



## Vorrede

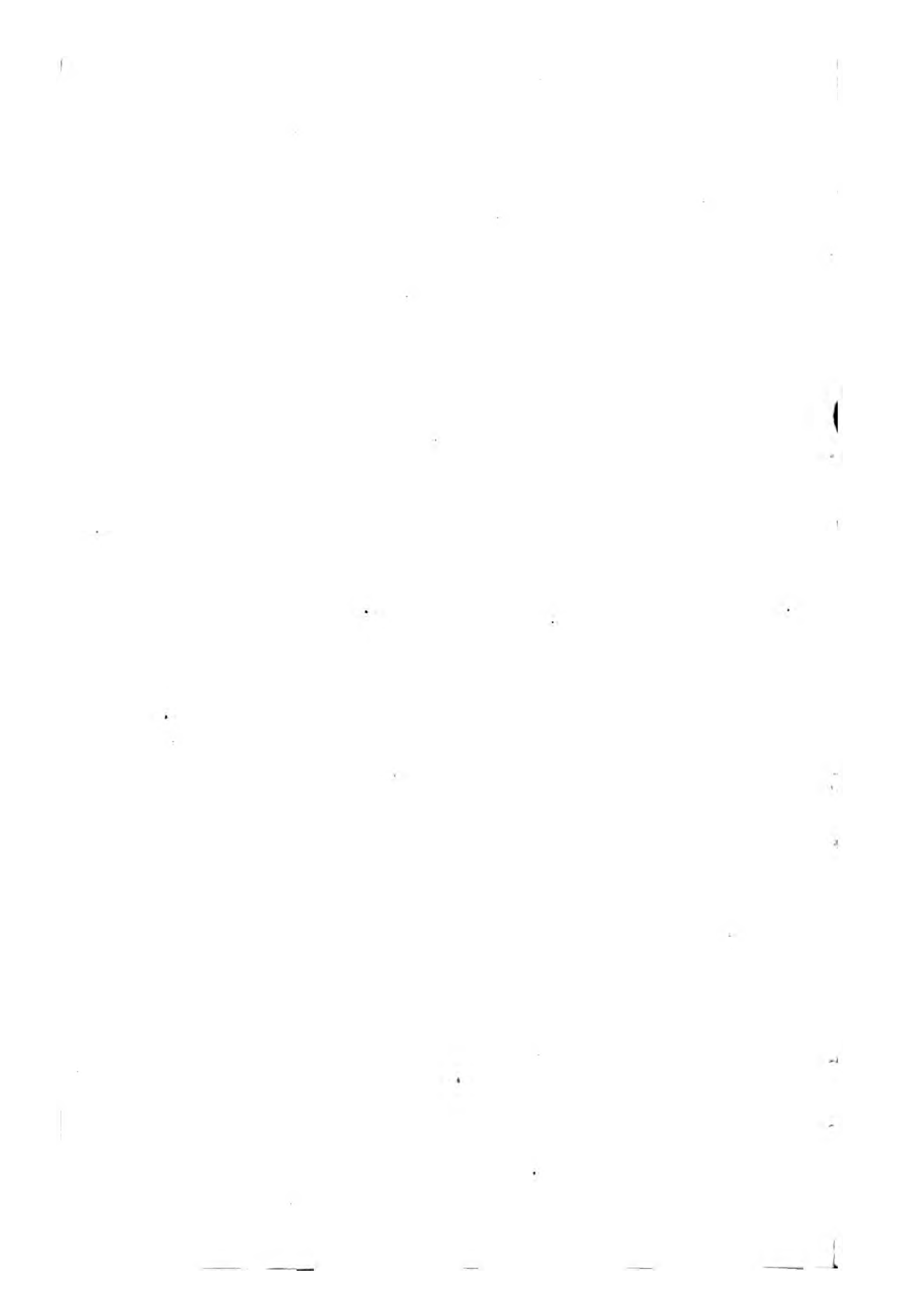
Ich verspräche gerne diesem Buche die Liebe der Deutschen. Aber ich fürchte, die einen werden es lesen, wie ein Compendium, und um das *fabula docet* sich zu sehr bekümmern, indeß die andern gar zu leicht es nehmen, und beide Theile verstehen es nicht.

Wer blos an meiner Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflückt, blos, um daran zu lernen, kennt sie auch nicht.

Die Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter ist weder für das bloße Nachdenken, noch für die leere Luft.

Der Schauplaz, wo sich das Folgende zutrug, ist nicht neu, und ich gestehe, daß ich einmal kindisch genug war, in dieser Rücksicht eine Veränderung mit dem Buche zu versuchen, aber ich überzeugte mich, daß er der einzig Angemessene für Hyperions elegischen Charakter wäre, und schämte mich, daß mich das wahrscheinliche Urtheil des Publikums so übertrieben geschmeidig gemacht.

Ich bedaure, daß für jetzt die Beurtheilung des Plans noch nicht jedem möglich ist. Aber der zweite Band soll so schnell, wie möglich, folgen.



## Erstes Buch

---

### Hyperion an Bellarmin

Der liebe Vaterlandsboden giebt mir wieder Freude und Laid.

Ich bin jetzt alle Morgen auf den Höhn des Korinthischen Isthmus, und, wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwischen den Meeren, die zur Rechten und zur Linken meinen glühenden Bergen die Füße kühlen.

Befonders der Eine der beeden Meerbusen hätte mich freuen sollen, wär' ich ein Jahrtausend früher hier gestanden.

Wie ein siegender Halbgott, wallte da zwischen der herrlichen Wildniß des Helikon und Parnaß, wo das Morgenroth um hundert überschneite Gipfel spielt, und zwischen der paradiesischen Ebene von Sicyon der glänzende Meerbusen herein, gegen die Stadt der Freude, das jugendliche Korinth, und schüttete den erbeuteten Reichtum aller Zonen vor seiner Lieblingin aus.

Aber was soll mir das? Das Geschrei des Jakals, der unter den Steinhaufen des Altertums sein wildes Grablied singt, schrökt ja aus meinen Träumen mich auf.

Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als schlüge man den Sargdekel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt, und wenn mich einer einen Griechen nennt, so wird mir immer, als schnürt' er mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.



Und siehe, mein Bellarmin! wenn manchmal mir so ein Wort entfuhr, wohl auch im Zorne mir eine Thräne ins Auge trat, so kamen dann die weisen Herren, die unter euch Deutschen so gerne spuken, die Elenden, denen ein leidend Gemüth so gerade recht ist, ihre Sprüche anzubringen, die thaten dann sich gütlich, ließen sich beugehen, mir zu sagen: klage nicht, handle!

O hätt' ich doch nie gehandelt! um wie manche Hoffnung wär' ich reicher! —

Ja, vergiß nur, daß es Menschen giebt, darbendes, angefochtenes, tausendfach geärgertes Herz! und kehre wieder dahin, wo du ausgiengst, in die Arme der Natur, der wandellofen, stillen und schönen.

### Hyperion an Bellarmin

Ich habe nichts, wovon ich sagen möchte, es sey mein eigen.

Fern und todt sind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geschäft auf Erden ist aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber, und die Welt um keinen Pfening reicher gemacht.

Ruhmlos und einsam kehr' ich zurück und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Todtengarten, weit umher liegt, und mich erwartet vielleicht das Messer des Jägers, der uns Griechen, wie das Wild des Waldes, sich zur Luft hält.

Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünt noch, heilige Erde! Noch rauschen die Ströme ins Meer, und schattige Bäume säufeln im Mittag. Der Wonnegefang des Frühlings fängt meine sterblichen

Gedanken in Schlaf. Die Fülle der allelebendigen Welt ernährt und sättiget mit Trunkenheit mein darabend Wesen.

O feelige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Thränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blik' ich oft hinauf an den Aether und hinein ins heilige Meer, und mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit.

Eines zu feyn mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eines zu feyn mit Allem, was lebt, in feeliger Selbstvergeffenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Wooge des Kornfelds gleicht.

Eines zu feyn mit Allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schikfaal entfagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend befeeliget, verschönert die Welt.

Auf dieser Höhe steh' ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Befinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Afyl, die ewigeinige Welt, ist hin; die Natur verschließt die Arme, und ich stehe, wie ein Fremdling, vor ihr, und verstehe sie nicht.

Ach! wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich thöricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgiebt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrokne an der Mittagssonne.

O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein misrathener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

### Hyperion an Bellarmin

Ich danke dir, daß du mich bittest, dir von mir zu erzählen, daß du die vorigen Zeiten mir ins Gedächtniß bringst.

Das trieb mich auch nach Griechenland zurück, daß ich den Spielen meiner Jugend näher leben wollte.

Wie der Arbeiter in den erquickenden Schlaf, sinkt oft mein angefochtenes Wesen in die Arme der unschuldigen Vergangenheit.

Ruhe der Kindheit! himmlische Ruhe! wie oft steh' ich stille vor dir in liebender Betrachtung, und möchte dich denken! Aber wir haben ja nur Begriffe von dem, was einmal schlecht gewesen und wieder gut gemacht ist; von Kindheit, Unschuld haben wir keine Begriffe.

Da ich noch ein stilles Kind war und von dem allem, was uns umgiebt, nichts wußte, war ich da nicht mehr, als jetzt, nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen?

Ja! ein göttlich Wesen ist das Kind, solange es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist.

Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön.

Der Zwang des Gesetzes und des Schicksaals betastet es nicht; im Kind' ist Freiheit allein.

In ihm ist Frieden; es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichtum ist in ihm; es kennt sein Herz, die Dürftigkeit des Lebens nicht. Es ist unsterblich, denn es weiß vom Tode nichts.

Aber das können die Menschen nicht leiden. Das Göttliche muß werden, wie ihrer einer, muß erfahren, daß sie auch da sind, und eh' es die Natur aus seinem Paradiese treibt, so schmeicheln und schleppen die Menschen es heraus, auf das Feld des Fluchs, daß es, wie sie, im Schweiß des Angesichts sich abarbeite.

Aber schön ist auch die Zeit des Erwachens, wenn man nur zur Unzeit uns nicht weckt.

O es sind heilige Tage, wo unser Herz zum erstenmale die Schwingen übt, wo wir, voll schnellen feurigen Wachstums dastehn, in der herrlichen Welt, wie die junge Pflanze, wenn sie der Morgenfonne sich auf-

schließt, und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenstreckt.

Wie es mich umhertrieb an den Bergen und am Meeresufer! ach wie ich oft da saß mit klopfendem Herzen, auf den Höhen von Tina, und den Falken und Kranichen nachsah, und den kühnen fröhlichen Schiffen, wenn sie hinunter schwanden am Horizont! Dort hinter! dacht' ich, dort wanderst du auch einmal hinunter, und mir war, wie einem Schmachttenden, der ins kühlende Bad sich stürzt und die schäumenden Wasser über die Stirne sich schüttet.

Seufzend kehrt' ich dann nach meinem Hause wieder um. Wenn nur die Schülerjahre erst vorüber wären, dacht' ich oft.

Guter Junge! sie sind noch lange nicht vorüber.

Daß der Mensch in seiner Jugend das Ziel so nahe glaubt! Es ist die schönste aller Täuschungen, womit die Natur der Schwachheit unsers Wesens aufhilft.

Und wenn ich oft dalag unter den Blumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich sonnte, und hinauffah ins heitre Blau, das die warme Erde umfieng, wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schooße des Berges saß, nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels, und über dem tröpfelnden Walde sich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendstern voll friedlichen Geistes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich so sah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloser Ordnung durch den Aether sich fortbewegte, und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauschte,



ohne zu wissen, wie mir geschah — hast du mich lieb, guter Vater im Himmel? fragt' ich dann leise, und fühlte feine Antwort so sicher und feelig am Herzen.

O du, zu dem ich rief, als wärft du über den Sternen, den ich Schöpfer des Himmels nannte und der Erde, freundlich Idol meiner Kindheit, du wirft nicht zürnen, daß ich deiner vergaß! — Warum ist die Welt nicht dürftig genug, um außer ihr noch Einen zu suchen? <sup>1)</sup>

O wenn sie eines Vaters Tochter ist, die herrliche Natur, ist das Herz der Tochter nicht sein Herz? Ihr Innerstes, ist's nicht Er? Aber hab' ichs denn? kenn' ich es denn?

Es ist, als fäh' ich, aber dann erschrek' ich wieder, als wär es meine eigne Gestalt, was ich gesehn, es ist, als fühlt' ich ihn, den Geist der Welt, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten.

### Hyperion an Bellarmin

Weißt du, wie Plato und sein Stella sich liebten?

So lieb' ich, so war ich geliebt. O ich war ein glücklicher Knabe!

Es ist erfreulich, wenn gleiches sich zu gleichem gesellt, aber es ist göttlich, wenn ein großer Mensch die kleineren zu sich aufzieht. X

Ein freundlich Wort aus eines tapfern Mannes Herzen, ein Lächeln, worinn die verzehrende Herrlichkeit des Geistes sich verbirgt, ist wenig und viel, wie ein zauberisch Loosungswort, das Tod und Leben in feiner

---

<sup>1)</sup> Es ist wohl nicht nöthig, zu erinnern, daß derlei Äußerungen als bloße Phänomene des menschlichen Gemüths von Rechts wegen niemand scandalisiren sollten.

einfältigen Sylbe verbirgt, ist wie ein geistig Wasser, das aus der Tiefe der Berge quillt, und die geheime Kraft der Erde uns mittheilt in feinem krySTALLenen Tropfen.

Wie haß' ich dagegen alle die Barbaren, die sich einbilden, sie seyen weise, weil sie kein Herz mehr haben, alle die rohen Unholde, die tausendfältig die jugendliche Schönheit tödten und zerstören, mit ihrer kleinen unvernünftigen Mannszucht!

Guter Gott! Da will die Eule die jungen Adler aus dem Neste jagen, will ihnen den Weg zur Sonne weisen.

Verzeih mir, Geist meines Adamas! daß ich dieser gedanke vor dir. Das ist der Gewinn, den uns Erfahrung giebt, daß wir nichts treffliches uns denken, ohne sein ungestaltetes Gegentheil.

O daß nur du mir ewig gegenwärtig wärest, mit allem, was dir verwandt ist, traurender Halbgott, den ich meine! Wen du umgiebst, mit deiner Ruhe und Stärke, Ringer und Kämpfer, wem du begegnest mit deiner Liebe und Weisheit, der fliehe, oder werde wie du! Unedles und Schwaches besteht nicht neben dir.

Wie oft warst du mir nahe, da du längst mir ferne warst, verklärtest mich mit deinem Lichte und wärmtest mich, daß mein erstarrtes Herz sich wieder bewegte, wie der verhärtete Quell, wenn der Stral des Himmels ihn berührt! Zu den Sternen hätt' ich dann fliehn mögen mit meiner Seeligkeit, damit sie mir nicht entwürdigt würde von dem, was mich umgab.

Ich war aufgewachsen, wie eine Rebe ohne Stab, und die wilden Ranken breiteten richtungslos über dem Boden sich aus. Du weißt ja, wie so manche edle Kraft bei uns zu Grunde geht, weil sie nicht genützt wird. Ich

schweifte herum, wie ein Irrlicht, griff alles an, wurde von allem ergriffen, aber auch nur für den Moment, und die unbehülflichen Kräfte matteten vergebens sich ab. Ich fühlte, daß mirs überall fehlte, und konnte doch mein Ziel nicht finden. So fand er mich.

Er hatt' an seinem Stoffe, der fogenannten kultivirten Welt, lange genug Geduld und Kunst geübt, aber sein Stoff war Stein und Holz gewesen und geblieben, nahm wohl zur Noth die edle Menschenform von außen an, aber um diß wars meinem Adamas nicht zu thun; er wollte Menschen, und, um diese zu schaffen, hatt' er seine Kunst zu arm gefunden. Sie waren einmal da gewesen, die er suchte, die zu schaffen, seine Kunst zu arm war, das erkannt' er deutlich. Wo sie da gewesen, wußt' er auch. Da wollt' er hin und unter dem Schutt nach ihrem Genius fragen, mit diesem sich die einsamen Tage zu verkürzen. Er kam nach Griechenland. So fand ich ihn.

Noch seh' ich ihn vor mich treten in lächelnder Betrachtung, noch hör' ich seinen Gruß und seine Fragen.

Wie vor einer Pflanze, wenn ihr Friede den strebenden Geist befänftigt, und die einfältige Genügsamkeit wiederkehrt in die Seele — so stand er vor mir.

Und ich, war ich nicht der Nachhall seiner stillen Begeisterung? wiederhohlten sich nicht die Melodien seines Wesens? Was ich sah, ward ich, und es war Göttliches, was ich sah.

Wie unvermögend ist doch der gutwilligste Fleiß der Menschen gegen die Allmacht der ungetheilten Begeisterung.

Sie weilt nicht auf der Oberfläche, faßt nicht da und



dort uns an, braucht keiner Zeit und keines Mittels; Gebot und Zwang und Überredung braucht sie nicht; auf allen Seiten, in allen Tiefen und Höhen ergreift sie im Augenblick' uns, und wandelt, ehe sie da ist für uns, ehe wir fragen, wie uns geschieht, durch und durch in ihre Schönheit, Seeligkeit uns um.

Wohl dem, dem auf diesem Wege ein edler Geist in früher Jugend begegnete!

O es sind goldene unvergeßliche Tage, voll von den Freuden der Liebe und süßer Beschäftigung!

Bald führte mein Adamas in die Heroënwelt des Plutarch, bald in das Zauberland der griechischen Götter mich ein, bald ordnet' und beruhigt' er mit Zahl und Maas das jugendliche Treiben, bald stieg er auf die Berge mit mir; des Tags, um die Blumen der Haide und des Walds und die wilden Moose des Felsen, des Nachts, um über uns die heiligen Sterne zu schauen, und nach menschlicher Weise zu verstehen.

Es ist ein köstlich Wohlgefühl in uns, wenn so das Innere an feinem Stoffe sich stärkt, sich unterscheidet und getreuer anknüpft und unser Geist allmählig waffenfähig wird.

Aber dreifach fühlt' ich ihn und mich, wenn wir, wie Manen aus vergangner Zeit, mit Stolz und Freude, mit Zürnen und Trauern an den Athos hinauf und von da hinüberschiffen in den Hellespont und dann hinab an die Ufer von Rhodus und die Bergschlünde von Tännarum, durch die stillen Inseln alle, wenn da die Sehnsucht über die Küsten hinein uns trieb, ins düstre Herz des alten Pelopones, an die einsamen Gestade des Eurotas, ach! die ausgestorbnen Thale von Elis und Nemea

und Olympia, wenn wir da, an eine Tempelfäule des vergessnen Jupiters gelehnt, umfangen von Lorbeer, Rosen und Immergrün, ins wilde Flußbett sahn, und das Leben des Frühlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, daß auch der Mensch einst da war, und nun dahin ist, daß des Menschen herrliche Natur jezt kaum noch da ist, wie das Bruchstück eines Tempels, oder im Gedächtniß, wie ein Todtenbild — da saß ich traurig spielend neben ihm, und pflückte das Moos von eines Halbgotts Piedestal, grub eine marmorne Helden-  
schulter aus dem Schutt, und schnitt den Dornbusch und das Haidekraut von den halb begrabnen Architraven, indeß mein Adamas die Landschaft zeichnete, wie sie freundlich tröstend den Ruin umgab, den Waizenhügel, die Oliven, die Ziegenheerde, die am Felsen des Gebirgs hieng, den Ulmenwald, der von den Gipfeln in das Thal sich stürzte; und die Lacerte spielte zu unsern Füßen, und die Fliegen umsummten uns in der Stille des Mittags — Lieber Bellarmin! ich hätte Luft, so pünktlich dir, wie Nestor, zu erzählen; ich ziehe durch die Vergangenheit, wie ein Ährenleser über die Stoppeläcker, wenn der Herr des Landes geerndtet hat; da lieft man jeden Strohalm auf. Und wie ich neben ihm stand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen hinaufftieg. Hier wohnte der Sonnengott einst, unter den himmlischen Vesten, wo ihn, wie goldnes Gewölk, das versammelte Griechenland umglänzte. In Fluthen der Freude und Begeisterung warfen hier, wie Achill in den Styx, die griechischen Jünglinge sich, und giengen unüberwind-

lich, wie der Halbgott, hervor. In den Hainen, in den Tempeln erwachten und tönnten ineinander ihre Seelen, und treu bewahrte jeder die entzükenden Accorde.

Aber was sprech' ich davon? Als hätten wir noch eine Ahnung jener Tage! Ach! es kann ja nicht einmal ein schöner Traum gedeihen unter dem Fluche, der über uns lastet. Wie ein heulender Nordwind fährt die Gegenwart über die Blüthen unsers Geistes und versengt sie im Entstehen. Und doch war es ein goldner Tag, der auf dem Cynthus mich umfieng! Es dämmerte noch, da wir schon oben waren. Jezt kam er herauf in seiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott, zufrieden und mühelos, wie immer, flog der unsterbliche Titan mit seinen tausend eignen Freuden herauf, und lächelt' herab auf sein verödet Land, auf seine Tempel, seine Säulen, die das Schiksaal vor ihn hingeworfen hatte, wie die dürrn Rosenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß und auf die Erde fäete.

„Sei, wie dieser!“ rief mir Adamas zu, ergriff mich bei der Hand und hielt sie dem Gott entgegen, und mir war, als trügen uns die Morgenwinde mit sich fort, und brächten uns ins Geleite des heiligen Wesens, das nun hinauffstieg auf den Gipfel des Himmels, freundlich und groß, und wunderbar mit seiner Kraft und seinem Geist die Welt und uns erfüllte.

Noch trauert und frohlokt mein Innerstes über jedes Wort, das mir damals Adamas sagte, und ich begreife meine Bedürftigkeit nicht, wenn oft mir wird, wie damals ihm seyn mußte. Was ist Verlust, wenn so der Mensch in seiner eignen Welt sich findet? In uns ist alles. Was kümmerts dann den Menschen, wenn ein



Haar von seinem Haupte fällt? Was ringt er so nach Knechtschaft, da er ein Gott seyn könnte! „Du wirst einsam seyn, mein Liebling!“ sagte mir damals Adamas auch, „du wirst seyn wie der Kranich, den seine Brüder zurückließen in rauher Jahreszeit, indeß sie den Frühling suchen im fernen Lande.“

Und das ist, Lieber! Das macht uns arm bei allem Reichtum, daß wir nicht allein seyn können, daß die Liebe in uns, so lange wir leben, nicht erstirbt. Gieb mir meinen Adamas wieder, und komm' mit allen, die mir angehören, daß die alte schöne Welt sich unter uns erneure, daß wir uns versammeln und vereinen in den Armen unserer Gottheit, der Natur, und siehe! so weiß ich nichts von Nothdurft.

Aber sage nur niemand, daß uns das Schikfaal trenne! Wir finds, wir! wir haben unfre Luft daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu stürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und stürmten über des Irrsterns Gränzen hinaus. Ach! für des Menschen wilde Brust ist keine Heimath möglich; und wie der Sonne Stral die Pflanzen der Erde, die er entfaltetete, wieder versengt, so tödtet der Mensch die süßen Blumen, die an seiner Brust gedeihten, die Freuden der Verwandtschaft und der Liebe.

Es ist, als zürnt' ich meinem Adamas, daß er mich verließ, aber ich zürn' ihm nicht. O er wollte ja wieder kommen!

In der Tiefe von Asien soll ein Volk von feltner Treflichkeit verborgen seyn; dahin trieb ihn seine Hoffnung weiter.



Bis Nio begleitet' ich ihn. Es waren bittere Tage. Ich habe den Schmerz ertragen gelernt, aber für solch' ein Scheiden hab' ich keine Kraft in mir.

Mit jedem Augenblike, der uns der letzten Stunde näher brachte, wurd' es sichtbarer, wie dieser Mensch verwebt war in mein Wesen. Wie ein Sterbender den fliehenden Othem, hielt ihn meine Seele.

Am Grabe Homers brachten wir noch einige Tage zu, und Nio wurde mir die heiligste unter den Inseln.

Endlich rissen wir uns los. Mein Herz hatte sich müde gerungen. Ich war ruhiger im letzten Augenblike. Auf den Knien lag ich vor ihm, umschloß ihn zum letztenmale mit diesen Armen. „Gieb mir einen Seegen, mein Vater!“ rief ich leise zu ihm hinauf, und er lächelte groß, und seine Stirne breitete vor den Sternen des Morgens sich aus und sein Auge durchdrang die Räume des Himmels — „Bewahrt ihn mir,“ rief er, „ihr Geister besserer Zeit! und zieht zu eurer Unsterblichkeit ihn auf, und all' ihr freundlichen Kräfte des Himmels und der Erde, seyd mit ihm!“

„Es ist ein Gott in uns,“ sezt' er ruhiger hinzu, „der lenkt, wie Wasserbäche, das Schiksaal, und alle Dinge sind sein Element. Der sey vor allem mit dir!“

So schieden wir. Leb wohl, mein Bellarmin!

### Hyperion an Bellarmin

Wohin könnt' ich mir entfliehen, hätt' ich nicht die lieben Tage meiner Jugend?

Wie ein Geist, der keine Ruhe am Acheron findet, kehr' ich zurück in die verlassnen Gegenden meines Lebens. Alles altert und verjüngt sich wieder. Warum

find wir ausgenommen vom schönen Kreislauf der Natur? Oder gilt er auch für uns?

Ich wollt' es glauben, wenn Eines nicht in uns wäre, das ungeheure Streben, Alles zu seyn, das, wie der Titan des Aetna, heraufzürnt aus den Tiefen unfers Wesens.

Und doch, wer wollt' es nicht lieber in sich fühlen, wie ein siedend Oel, als sich gestehn, er sey für die Geißel und fürs Joch geboren? Ein tobend Schlachtroß oder eine Mähre, die das Ohr hängt, was ist edler?

Lieber! es war eine Zeit, da auch meine Brust an großen Hoffnungen sich sonnte, da auch mir die Freude der Unsterblichkeit in allen Pulsen schlug, da ich wandelt' unter herrlichen Entwürfen, wie in weiter Wäldernacht, da ich glücklich, wie die Fische des Oceans, in meiner uferlosen Zukunft weiter, ewig weiter drang.

Wie muthig, seelige Natur! entsprang der Jüngling deiner Wiege! wie freut' er sich in seiner unversuchten Rüstung! Sein Bogen war gespannt und seine Pfeile rauschten im Köcher, und die Unsterblichen, die hohen Geister des Altertums führten ihn an, und sein Adamas war mitten unter ihnen.

Wo ich gieng und stand, geleiteten mich die herrlichen Gestalten; wie Flammen, verloren sich in meinem Sinne die Thaten aller Zeiten in einander, und wie in Ein frolokend Gewitter die Riesenbilder, die Wolken des Himmels sich vereinen, so vereinten sich, so wurden Ein unendlicher Sieg in mir die hundertfältigen Siege der Olympiaden.

Wer hält das aus, wen reißt die schräkende Herrlichkeit des Altertums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt, wenn sie ihn ergreift, wie mich, und

wenn, wie mir, das Element ihm fehlt, worinn er sich ein stärkend Selbstgefühl erbeuten könnte?

O mir, mir beugte die Größe der Alten, wie ein Sturm, das Haupt, mir raftete sie die Blüthe vom Gesichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tausend Thränen da, wie eine gestürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welcke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gerne hätt' ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkaufte!

Aber was half mir das? Es wollte ja mich niemand.

O es ist jämmerlich, so sich vernichtet zu sehn; und wem diß unverstündlich ist, der frage nicht danach, und danke der Natur, die ihn zur Freude, wie die Schmetterlinge, schuff, und geh' und sprech' in seinem Leben nimmermehr von Schmerz und Unglück.

Ich liebte meine Heroën, wie eine Fliege das Licht; ich suchte ihre gefährliche Nähe und floh und suchte sie wieder.

Wie ein blutender Hirsch in den Strom, stürzt' ich oft mitten hinein in den Wirbel der Freude, die brennende Brust zu kühlen und die tobenden herrlichen Träume von Ruhm und Größe wegzubaden, aber was half das?

Und wenn mich oft um Mitternacht das heiße Herz in den Garten hinuntertrieb unter die thauigen Bäume, und der Wiegengefang des Quells und die liebliche Luft und das Mondlicht meinen Sinn befänftigte, und so frei und friedlich über mir die silbernen Gewölke sich regten, und aus der Ferne mir die verhallende Stimme der Meeresfluth tönte, wie freundlich spielten da mit meinem Herzen all' die großen Phantome seiner Liebe!

„Lebt wohl, ihr Himmlischen!“ sprach ich oft im



Geiste, wenn über mir die Melodie des Morgenlichts mit leisem Laute begann, „ihr herrlichen Todten, lebt wohl! ich möcht' euch folgen, möchte von mir schütteln, was mein Jahrhundert mir gab, und aufbrechen ins freiere Schattenreich!“

Aber ich schmachte an der Kette und hasche mit bitterer Freude die kümmerliche Schaale, die meinem Durste gereicht wird.

### Hyperion an Bellarmin

Meine Insel war mir zu enge geworden, seit Adamas fort war. Ich hatte Jahre schon in Tina Langeweile. Ich wollt' in die Welt.

„Geh vorerst nach Smyrna,“ sagte mein Vater, „lerne da die Künste der See und des Kriegs, lerne die Sprache gebildeter Völker und ihre Verfassungen und Meinungen und Sitten und Gebräuche, prüfe alles und wähle das Beste! — Dann kann es meinetwegen weiter gehn.“

„Lern' auch ein wenig Gedult!“ setzte die Mutter hinzu, und ich nahm's mit Dank an.

Es ist entzückend, den ersten Schritt aus der Schranke der Jugend zu thun, es ist, als dächt' ich meines Geburtstags, wenn ich meiner Abreise von Tina gedenke. Es war eine neue Sonne über mir, und Land und See und Luft genoß ich wie zum erstenmale.

Die lebendige Thätigkeit, womit ich nun in Smyrna meine Bildung besorgte, und der eilende Fortschritt befänftigte mein Herz nicht wenig. Auch manches seeligen Feierabends erinnere ich mich aus dieser Zeit. Wie oft gieng ich unter den immer grünen Bäumen am Gestade des Meles, an der Geburtsstätte meines Ho-



mer, und sammelt' Opferblumen und warf sie in den heiligen Strom! Zur nahen Grotte trat ich dann in meinen friedlichen Träumen, da hätte der Alte, sagen sie, seine Iliade gesungen. Ich fand ihn. Jeder Laut in mir verstummte vor seiner Gegenwart. Ich schlug sein göttlich Gedicht mir auf und es war, als hätt' ich es nie gekannt, so ganz anders wurd' es jetzt lebendig in mir.

Auch denk' ich gerne meiner Wanderung durch die Gegenden von Smyrna. Es ist ein herrlich Land, und ich habe tausendmal mir Flügel gewünscht, um des Jahres Einmal nach Kleinasien zu fliegen.

Aus der Ebne von Sardes kam ich durch die Felsenwände des Tmolus herauf.

Ich hatt' am Fuße des Bergs übernachtet in einer freundlichen Hütte, unter Myrthen, unter den Düften des Ladanstrauchs, wo in der goldnen Fluth des Pactolus die Schwäne mir zur Seite spielten, wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein schüchterner Geist, ins helle Mondlicht blickte. Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt, und ein königlich Portal lag niedergestürzt zu ihren Füßen.

Durch tausend blühende Gebüsche wuchs mein Pfad nun aufwärts. Vom schroffen Abhang neigten lispelnde Bäume sich und übergossen mit ihren zarten Floken mein Haupt. Ich war des Morgens ausgegangen. Um Mittag war ich auf der Höhe des Gebirgs. Ich stand, sah fröhlich vor mich hin, genoß der reineren Lüfte des Himmels. Es waren selige Stunden.

Wie ein Meer, lag das Land, wovon ich heraufkam, vor mir da, jugendlich, voll lebendiger Freude; es war ein himmlisch unendlich Farbenspiel, womit der Früh-

ling mein Herz begrüßte, und wie die Sonne des Himmels sich widerfand im tausendfachen Wechsel des Lichts, das ihr die Erde zurückgab, so erkannte mein Geist sich in der Fülle des Lebens, die ihn umfieng, von allen Seiten ihn überfiel.

Zur Linken stürzt' und jauchzte, wie ein Riese, der Strom in die Wälder hinab, vom Marmorfelsen, der über mir hieng, wo der Adler spielte mit seinen Jungen, wo die Schneegipfel hinauf in den blauen Aether glänzten; rechts wälzten Wetterwolken sich her über den Wäldern des Sipylus; ich fühlte nicht den Sturm, der sie trug, ich fühlte nur ein Lüftchen in den Loken, aber ihren Donner hört' ich, wie man die Stimme der Zukunft hört, und ihre Flammen sah ich, wie das ferne Licht der geahneten Gottheit. Ich wandte mich südwärts und gieng weiter. Da lag es offen vor mir, das ganze paradiesische Land, das der Cayster durchströmt, durch so manchen reizenden Umweg, als könnt' er nicht lange genug verweilen in all dem Reichtum und der Lieblichkeit, die ihn umgiebt. Wie die Zephyre, irrte mein Geist von Schönheit zu Schönheit feelig umher, vom fremden friedlichen Dörfchen, das tief unten am Berge lag, bis hinein, wo die Gebirgskette des Mefogis dämmert.

Ich kam nach Smyrna zurück, wie ein Trunkener vom Gastmahl. Mein Herz war des Wohlgefälligen zu voll, um nicht von feinem Ueberflusse der Sterblichkeit zu leihen. Ich hatte zu glücklich in mich die Schönheit der Natur erbeutet, um nicht die Lücken des Menschenlebens damit auszufüllen. Mein dürftig Smyrna kleidete sich in die Farben meiner Begeisterung, und

stand wie eine Braut da. Die geselligen Städter zogen mich an. Der Widerfinn in ihren Sitten vergnügte mich, wie eine Kinderpoffe, und weil ich von Natur hinaus war über all' die eingeführten Formen und Bräuche, spielt' ich mit allen, und legte sie an und zog sie aus, wie Faßnachtsgewänder.

Was aber eigentlich mir die schaaale Kost des gewöhnlichen Umgangs würzte, das waren die guten Gesichter und Gestalten, die noch hie und da die mitleidige Natur, wie Sterne, in unsere Verfinsterung sendet.

Wie hatt' ich meine herzliche Freude daran! wie gläubig deutet' ich diese freundlichen Hieroglyphen! Aber es ging mir fast damit, wie ehemals mit den Birken im Frühlinge. Ich hatte von dem Saft dieser Bäume gehört, und dachte Wunder, was ein köstlich Getränk die lieblichen Stämme geben müßten. Aber es war nicht Kraft und Geist genug darinnen.

Ach! und wie heillos war das übrige alles, was ich hört' und sah.

Es war mir wirklich hie und da, als hätte sich die Menschennatur in die Mannigfaltigkeiten des Thierreichs aufgelöst, wenn ich umher gieng unter diesen Gebildeten. Wie überall, so waren auch hier die Männer besonders verwahrloßt und verwest.

Gewisse Thiere heulen, wenn sie Musik anhören. Meine bessergezogenen Leute hingegen lachten, wenn von Geistes Schönheit die Rede war und von Tugend des Herzens. Die Wölfe gehen davon, wenn einer Feuer schlägt. Sah jene Menschen einen Funken Vernunft, so kehrten sie, wie Diebe, den Rücken.

Sprach ich einmal auch vom alten Griechenland ein warmes Wort, so gähnten sie, und meinten, man hätte doch auch zu leben in der jezigen Zeit; und es wäre der gute Geschmak noch immer nicht verloren gegangen, fiel ein anderer bedeutend ein.

Diß zeigte sich dann auch. Der eine wizelte, wie ein Bootsknecht, der andere blies die Baken auf und predigte Sentenzen.

Es gebärdet' auch wohl einer sich aufgeklärt, machte dem Himmel ein Schnippchen und rief: um die Vögel auf dem Dache hab' er nie sich bekümmert, die Vögel in der Hand, die seyen ihm lieber! Doch wenn man ihm vom Tode sprach, so legt' er straks die Hände zusammen, und kam so nach und nach im Gespräche darauf, wie es gefährlich sey, daß unsere Priester nichts mehr gelten.

Die Einzigen, deren zuweilen ich mich bediente, waren die Erzähler, die lebendigen Namenregister von fremden Städten und Ländern, die redenden Bilderkasten, wo man Potentaten auf Rossen und Kirchthürme und Märkte sehn kann.

Ich war es endlich müde, mich wegzuwerfen, Trauben zu suchen in der Wüste und Blumen über dem Eisfeld.

Ich lebte nun entschiedner allein, und der sanfte Geist meiner Jugend war fast ganz aus meiner Seele verschwunden. Die Unheilbarkeit des Jahrhunderts war mir aus so manchem, was ich erzähle und nicht erzähle, sichtbar geworden, und der schöne Trost, in Einer Seele meine Welt zu finden, mein Geschlecht in einem freundlichen Bilde zu umarmen, auch der gebrach mir.

Lieber! was wäre das Leben ohne Hoffnung? Ein Funke, der aus der Kohle springt und verlischt, und wie man bei trüber Jahreszeit einen Windstoß hört, der einen Augenblick fauft und dann verhallt, so wär' es mit uns?

Auch die Schwalbe fucht ein freundlicher Land im Winter, es läuft das Wild umher in der Hize des Tags und seine Augen suchen den Quell. Wer sagt dem Kinde, daß die Mutter ihre Brust ihm nicht verfage? Und siehe! es fucht sie doch.

| Es lebte nichts, wenn es nicht hoffte. Mein Herz verschloß jetzt seine Schätze, aber nur, um sie für eine bessere Zeit zu sparen, für das Einzige, Heilige, Treue, das gewiß, in irgend einer Periode des Daseyns, meiner dürstenden Seele begegnen sollte.

Wie seelig hieng ich oft an ihm, wenn es, in Stunden des Ahnens, leise, wie das Mondlicht, um die besänftigte Stirne mir spielte! Schon damals kannt' ich dich, schon damals bliktest du, wie ein Genius, aus Wolken mich an, du, die mir einst, im Frieden der Schönheit, aus der trüben Wooge der Welt stieg! Da kämpfte, da glüht' es nimmer, diß Herz.

Wie in schweigender Luft sich eine Lilie wiegt, so regte sich in seinem Elemente, in den entzükenden Träumen von ihr, mein Wesen.

### Hyperion an Bellarmin

Smyrna war mir nun verlaidet. Überhaupt war mein Herz allmählig müder geworden. Zuweilen konnte wohl der Wunsch in mir auffahren, um die Welt zu wandern oder in den ersten besten Krieg zu gehn, oder meinen Adamas aufzufuchen und in seinem Feuer



meinen Mismuth auszubrennen, aber dabei blieb es, und mein unbedeutend welches Leben wollte nimmer sich erfrischen.

Der Sommer war nun bald zu Ende; ich fühlte schon die düstern Regentage und das Pfeifen der Winde und Tosen der Wetterbäche zum voraus, und die Natur, die, wie ein schäumender Springquell, emporgedrungen war in allen Pflanzen und Bäumen, stand jetzt schon da vor meinem verdüsterten Sinne, schwindend und verschlossen und in sich gekehrt, wie ich selber.

Ich wollte noch mit mir nehmen, was ich konnte, von all' dem fliehenden Leben, alles, was ich draußen lieb gewonnen hatte, wollt' ich noch hereinretten in mich, denn ich wußte wohl, daß mich das wiederkehrende Jahr nicht wieder finden würde unter diesen Bäumen und Bergen, und so gieng und ritt ich jetzt mehr, als gewöhnlich, herum im ganzen Bezirke.

Was aber mich besonders hinaustrieb, war das geheime Verlangen, einen Menschen zu sehn, der seit einiger Zeit vor dem Thore unter den Bäumen, wo ich vorbeikam, mir alle Tage begegnet war.

Wie ein junger Titan, schritt der herrliche Fremdling unter dem Zwergengeschlechte daher, das mit freudiger Scheue an seiner Schöne sich waidete, seine Höhe maß und seine Stärke, und an dem glühenden verbrannten Römerkopfe, wie an verbotner Frucht mit verstohlnem Blike sich labte, und es war jedesmal ein herrlicher Moment, wann das Auge dieses Menschen, für dessen Blik der freie Aether zu enge schien, so mit abgelegtem Stolze sucht' und strebte, bis es sich in

meinem Auge fühlte und wir erröthend uns einander nachsah und vorüber giengen.

Einft war ich tief in die Wälder des Mimas hineingeritten und kehrt' erst spät Abends zurück. Ich war abgestiegen, und führte mein Pferd einen steilen wüsten Pfad über Baumwurzeln und Steine hinunter, und, wie ich so durch die Sträucher mich wand, in die Höhle hinunter, die nun vor mir sich öffnete, fielen plötzlich ein paar Karabornische Räuber über mich her, und ich hatte Mühe, für den ersten Moment die zwei gezückten Säbel abzuhalten; aber sie waren schon von anderer Arbeit müde, und so half ich doch mir durch. Ich setzte mich ruhig wieder aufs Pferd und ritt hinab.

Am Fuße des Berges that mitten unter den Wäldern und aufgehäuften Felsen sich eine kleine Wiese vor mir auf. Es wurde hell. Der Mond war eben aufgegangen über den finstern Bäumen. In einiger Entfernung sah ich Rosse auf dem Boden ausgestreckt und Männer neben ihnen im Grafe.

„Wer seyd ihr?“ rief ich.

„Das ist Hyperion!“ rief eine Heldenstimme freudig überrascht. „Du kennst mich,“ fuhr die Stimme fort; „ich begegne dir alle Tage unter den Bäumen am Thore.“

Mein Roß flog, wie ein Pfeil, ihm zu. Das Mondlicht schien ihm hell ins Gesicht. Ich kannt' ihn; ich sprang herab.

„Guten Abend!“ rief der liebe Rüstige, sah mit zärtlich wildem Blicke mich an und drückte mit seiner nervigen Faust die meine, daß mein Innerstes den Sinn davon empfand.

O nun war mein unbedeutend Leben am Ende!

Alabanda, so hieß der Fremde, sagte mir nun, daß er mit seinem Diener von Räubern wäre überfallen worden, daß die beiden, auf die ich stieß, wären fortgeschickt worden von ihm, daß er den Weg aus dem Walde verloren gehabt und darum wäre genöthigt gewesen, auf der Stelle zu bleiben, bis ich gekommen. Ich habe einen Freund dabei verloren, setzt' er hinzu, und wies sein todtes Roß mir.

Ich gab das meine seinem Diener, und wir giengen zu Fuße weiter.

„Es geschah uns recht,“ begann ich, indeß wir Arm in Arm zusammen aus dem Walde giengen; „warum zögerten wir auch so lange und giengen uns vorüber, bis der Unfall uns zusammenbrachte.“

„Ich muß denn doch dir sagen,“ erwiedert' Alabanda, „daß du der Schuldigere, der Kältere bist. Ich bin dir heute nachgeritten.“

„Herrlicher!“ rief ich, „siehe nur zu! an Liebe sollst du doch mich nimmer übertreffen.“

Wir wurden immer inniger und freudiger zusammen.

Wir kamen nahe bei der Stadt an einem wohlgebauten Khan vorbei, das unter plätschernden Brunnen ruhte und unter Fruchtbäumen und duftenden Wiesen.

Wir beschloffen, da zu übernachten. Wir saßen noch lange zusammen bei offenen Fenstern. Hohe geistige Stille umfieng uns. Erd' und Meer war seelig verstummt, wie die Sterne, die über uns hiengen. Kaum, daß ein Lüftchen von der See her uns ins Zimmer flog und zart mit unserm Lichte spielte, oder daß von ferner Musik die gewaltigern Töne zu uns drangen, indeß die Don-



nerwolke sich wiegt' im Bette des Aethers, und hin und wieder durch die Stille fernher tönte, wie ein schlafender Riese, wenn er stärker athmet in seinen furchtbaren Träumen.

Unfre Seelen mußten um so stärker sich nähern, weil sie wider Willen waren verschlossen gewesen. Wir begegneten einander, wie zwei Bäche, die vom Berge rollen, und die Last von Erde und Stein und faulem Holz und das ganze träge Chaos, das sie aufhält, von sich schleudern, um den Weg sich zu einander zu bahnen, und durchzubrechen bis dahin, wo sie nun ergreifend und ergriffen mit gleicher Kraft, vereint in Einen majestätischen Strom, die Wanderung ins weite Meer beginnen.

Er, vom Schicksaal und der Barbareider Menschen heraus, vom eignen Hause unter Fremden hin und her gejagt, von früher Jugend an erbittert und verwildert, und doch auch das innere Herz voll Liebe, voll Verlangens, aus der inneren rauhen Hülse durchzudringen in ein freundlich Element; ich, von allem schon so innigst abgeschieden, so mit ganzer Seele fremd und einsam unter den Menschen, so lächerlich begleitet von dem Schellenklange der Welt in meines Herzens liebsten Melodien; ich, die Antipathie aller Blinden und Lahmen, und doch mir selbst zu blind und lahm, doch mir selbst so herzlich überlästigt in allem, was von ferne verwandt war mit den Klugen und Vernünftlern, den Barbaren und den Wizlingen — und so voll Hoffnung, so voll einziger Erwartung eines schönern Lebens —

Mußten so in freudig stürmischer Eile nicht die beiden Jünglinge sich umfassen?

O du, mein Freund und Kampfgenosse, mein Alabanda, wo bist du? Ich glaube fast, du bist ins unbekante Land hinübergewandert, zur Ruhe, bist wieder geworden, wie einst, da wir noch Kinder waren.

Zuweilen, wenn ein Gewitter über mir hinzieht, und seine göttlichen Kräfte unter die Wälder austheilt und die Saaten, oder wenn die Woogen der Meersfluth unter sich spielen, oder ein Chor von Adlern um die Berggipfel, wo ich wandre, sich schwingt, kann mein Herz sich regen, als wäre mein Alabanda nicht fern; aber sichtbarer, gegenwärtiger, unverkennbarer lebt er in mir, ganz, wie er einst da stand, ein feurig strenger furchtbarer Kläger, wenn er die Sünden des Jahrhunderts nannte. Wie erwachte da in seinen Tiefen mein Geist, wie rollten mir die Donnerworte der unerbittlichen Gerechtigkeit über die Zunge! Wie Boten der Nemesis, durchwanderten unfre Gedanken die Erde, und reinigten sie, bis keine Spur von allem Fluche da war.

Auch die Vergangenheit riefen wir vor unsern Richterstuhl, das stolze Rom erschrockte uns nicht mit seiner Herrlichkeit, Athen bestach uns nicht mit seiner jugendlichen Blüthe.

Wie Stürme, wenn sie frohlockend, unaufhörlich fort durch Wälder über Berge fahren, so drangen unfre Seelen in kolossalischen Entwürfen hinaus; nicht, als hätten wir, unmännlich, unfre Welt, wie durch ein Zauberwort, geschaffen, und kindisch unerfahren keinen Widerstand berechnet, dazu war Alabanda zu verständig und zu tapfer. Aber oft ist auch die mühelose Begeisterung kriegerisch und klug.

Ein Tag ist mir besonders gegenwärtig.

Wir waren zusammen aufs Feld gegangen, saßen vertraulich umschlungen im Dunkel des immergrünen Lorbeers, und sahen zusammen in unsern Plato, wo er so wunderbar erhaben vom Altern und Verjüngen spricht, und ruhten hin und wieder aus auf der stummen entblätterten Landschaft, wo der Himmelschöner, als je, mit Wolken und Sonnenschein um die herbftlich schlafenden Bäume spielte.

Wir sprachen darauf manches vom jezigen Griechenland, beide mit blutendem Herzen, denn der entwürdigte Boden war auch Alabandas Vaterland.

Alabanda war wirklich ungewöhnlich bewegt.

„Wenn ich ein Kind ansehe,“ rief dieser Mensch, „und denke, wie schmähdlich und verderbend das Joch ist, das es tragen wird, und daß es darben wird, wie wir, daß es Menschen suchen wird, wie wir, fragen wird, wie wir, nach Schönem und Wahrem, daß es unfruchtbar vergehen wird, weil es allein seyn wird, wie wir, daß es — o nehmt doch eure Söhne aus der Wiege, und werft sie in den Strom, um wenigstens vor eurer Schande sie zu retten!“

„Gewiß, Alabanda!“ sagt' ich, „gewiß, es wird anders.“

„Wodurch?“ erwiedert' er; „die Helden haben ihren Ruhm, die Weisen ihre Lehrlinge verloren. Große Thaten, wenn sie nicht ein edel Volk vernimmt, sind mehr nicht als ein gewaltiger Schlag vor eine dumpfe Stirne, und hohe Worte, wenn sie nicht in hohen Herzen wiedertönen, sind, wie ein sterbend Blatt, das in den Koth heruntersinkt. Was willst du nun?“

„Ich will,“ sagt' ich, „die Schaufel nehmen und den Koth in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geist und Größe keinen Geist und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein mit andern, die noch Menschen sind, hat keine Rechte mehr, und es ist ein leeres Poffenspiel, ein Aberglauben, wenn man solche willenslose Leichname noch ehren will, als wär' ein Römerherz in ihnen. Weg mit ihnen! Er darf nicht stehen, wo er steht, der dürre faule Baum, er stiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben, das für eine neue Welt heranreift.“

Alabanda flog auf mich zu, umschlang mich, und seine Küsse giengen mir in die Seele. „Waffenbruder!“ rief er, „lieber Waffenbruder! o nun hab' ich hundert Arme!“

„Das ist endlich einmal meine Melodie,“ fuhr er fort, mit einer Stimme, die, wie ein Schlachtruf, mir das Herz bewegte, „mehr braucht's nicht! Du hast ein herrlich Wort gesprochen, Hyperion! Was? vom Wurme soll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn sich öffnet, soll stehn und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein! nein! Man fragt nicht, ob ihr wollt! Ihr wollt ja nie, ihr Knechte und Barbaren! Euch will man auch nicht bessern, denn es ist umsonst! man will nur dafür sorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menschheit aus dem Wege geht. O! zünde mir einer die Fackel an, daß ich das Unkraut von der Haide brenne! die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klöße aus der Erde sprengel!“

„Wo möglich, lehnt man sanft sie auf die Seite,“ fiel ich ein.

Alabanda schwieg eine Weile.

„Ich habemeineLuftan derZukunft,“ begannerendlich wieder, und faßte feurig meine beeden Hände. „Gott sey Dank! ich werde kein gemeines Ende nehmen. Glücklich feyn, heißt schläfrig feyn im Munde der Knechte. Glücklich feyn! mir ist, als hätt' ich Brei und laues Wasser auf der Zunge, wenn ihr mir sprecht von glücklich feyn. So albern und so heillos ist das alles, wofür ihr hingebt eure Lorbeerkrone, eure Unsterblichkeit.

„O heiliges Licht, das ruhelos, in seinem ungeheuren Reiche wirksam, dort oben über uns wandelt, und seine Seele auch mir mittheilt, in den Stralen, die ich trinke, dein Glück sey meines!

„Von ihren Thaten nähren die Söhne der Sonne sich; sie leben vom Sieg; mit eigenem Geist ermuntern sie sich, und ihre Kraft ist ihre Freude.“ —

Der Geist dieses Menschen faßte einen oft an, daß man sich hätte schämen mögen, so federleicht hinweggerissen fühlte man sich.

„O Himmel und Erde!“ rief ich, „das ist Freude! — Das sind andre Zeiten, das ist kein Ton aus meinem kindischen Jahrhundert, das ist nicht der Boden, wo das Herz des Menschen unter seines Treibers Peitsche keucht. — Ja! ja! bei deiner herrlichen Seele, Mensch! Du wirst mit mir das Vaterland erretten.“

„Das will ich,“ rief er, „oder untergehn.“

Von diesem Tag an wurden wir uns immer heiliger und lieber. Tiefer unbeschreiblicher Ernst war unter uns gekommen. Aber wir waren nur um so seeliger zusammen. Nur in den ewigen Grundtönen seines Wesens lebte jeder, und schmuklos schritten wir fort von



einer großen Harmonie zur andern. Voll herrlicher Strenge und Kühnheit war unser gemeinsames Leben.

„Wie bist du denn so wortarm geworden?“ fragte mich einmal Alabanda mit Lächeln. „In den heißen Zonen,“ sagt' ich, „näher der Sonne, fingen ja auch die Vögel nicht.“

Aber es geht alles auf und unter in der Welt, und es hält der Mensch mit aller seiner Riefenkraft nichts fest. Ich sah einmal ein Kind die Hand ausstrecken, um das Mondlicht zu haschen; aber das Licht gieng ruhig weiter seine Bahn. So stehen wir da und ringen, das wandelnde Schicksal anzuhalten.

O wer ihm nur so still und sinnend, wie dem Gange der Sterne, zusehn könnte!

Je glücklicher du bist, um so weniger kostet es, dich zu Grunde zu richten, und die seligen Tage, wie Alabanda und ich sie lebten, sind wie eine jähe Felsenspize, wo dein Reisegefährte nur dich anzurühren braucht, um unabsehlich, über die schneidenden Zaken hinab, dich in die dämmernde Tiefe zu stürzen.

Wir hatten eine herrliche Fahrt nach Chios gemacht, hatten tausend Freude an uns gehabt. Wie Lüftchen über die Meeresfläche, walteten über uns die freundlichen Zauber der Natur. Mit freudigem Staunen sah einer den andern, ohne ein Wort zu sprechen, aber das Auge sagte, so hab' ich dich nie gesehen! So verherrlicht waren wir von den Kräften der Erde und des Himmels.

Wir hatten dann auch mit heitrem Feuer uns über manches gestritten, während der Fahrt; ich hatte, wie sonst, auch diesmal wieder meines Herzens Freude

daran gehabt, diesem Geiſt auf ſeiner kühnen Irrbahn zuzufehn, wo er ſo regellos, ſo in ungebundner Fröhlichkeit, und doch meiſt ſo ſicher ſeinen Weg verfolgte.

Wir eilten, wie wir ausgeſtiegen waren, allein zu ſeyn.

„Du kannſt niemand überzeugen,“ ſagt' ich jezt mit inniger Liebe, „du überredeſt, du beſtichſt die Menſchen, ehe du anfängſt; man kann nicht zweifeln, wenn du ſprichſt, und wer nicht zweifelt, wird nicht überzeugt.“

„Stolzer Schmeichler,“ rief er dafür, „du lügſt! aber gerade recht, daß du mich mahneſt! nur zu oft haſt du ſchon mich unvernünftig gemacht! Um alle Kronen möcht' ich von dir mich nicht befreien, aber es ängſtiget denn doch mich oft, daß du mir ſo unentbehrlich ſeyn ſollſt, daß ich ſo gefeſſelt bin an dich; und ſieh,“ fuhr er fort, „daß du ganz mich haſt, ſollſt du auch alles von mir wiſſen! wir dachten bisher unter all der Herrlichkeit und Freude nicht daran, uns nach Vergangenem umzufehn.“

Er erzählte mir nun ſein Schikſaal; mir war dabei, als ſäh' ich einen jungen Herkules mit der Megära im Kampfe.

„Wirſt du mir jezt verzeihen,“ ſchloß er die Erzählung ſeines Ungemachs, „wirſt du jezt ruhiger ſeyn, wenn ich oft rauh bin und anſtößig und unverträglich?“

„O ſtille, ſtille!“ rief ich innigſt bewegt; „aber daß du noch da biſt, daß du dich erhielteſt für mich!“

„Ja wohl! für dich!“ rief er, „und es freut mich herzlich, daß ich dir denn doch genießbare Koſt bin. Und

schmek' ich auch wie ein Holzapfel dir zuweilen, so keltre mich so lange, bis ich trinkbar bin.“

„Laß mich! laß mich!“ rief ich; ich sträubte mich umfonst; der Mensch machte mich zum Kinde; ich verbarg's ihm auch nicht; er sah meine Thränen, und weh ihm, wenn er sie nicht sehen durfte!

„Wir schwelgen,“ begann nun Alabanda wieder, „wir tödten im Rausche die Zeit.“

„Wir haben unfre Bräutigamstage zusammen,“ rief ich erheitert, „da darf es wohl noch lauten, als wäre man in Arkadien. — Aber auf unser vorig Gespräch zu kommen!

„Du räumst dem Staate denn doch zu viel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe giebt und der Geist, das läßt sich nicht erzwingen. Das laß' er unangetastet, oder man nehme sein Gesetz und schlag' es an den Pranger! Beim Himmel! der weiß nicht, was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.

„Die rauhe Hülse um den Kern des Lebens und nichts weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten menschlicher Früchte und Blumen.

„Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein.

„O Regen vom Himmel! o Begeisterung! Du wirst den Frühling der Völker uns wiederbringen. Dich kann der Staat nicht hergeben. Aber er störe dich nicht, so wirst du kommen, kommen wirst du, mit deinen all-



mächtigen Wonnen, in goldne Wolken wirft du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden staunen und fragen, ob wir es noch seyen, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe — fragst du mich, wann diß feyn wird? Dann, wann die Lieblingin der Zeit, die jüngste, schönste Tochter der Zeit, die neue Kirche, hervorgehn wird aus diesen beflechten veralteten Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menschen seine Gottheit und seiner Brust die schöne Jugend wieder bringen wird, wann — ich kann sie nicht verkünden, denn ich ahne sie kaum, aber sie kömmt gewiß, gewiß. Der Tod ist ein Bote des Lebens, und daß wir jezt schlafen in unsern Krankenhäusern, diß zeugt vom nahen gefunden Erwachen. Dann, dann erst sind wir, dann ist das Element der Geister gefunden!“

Alabanda schwieg, und sah eine Weile erstaunt mich an. Ich war hingerissen von unendlichen Hoffnungen; Götterkräfte trugen, wie ein Wölkchen, mich fort —

„Komm!“ rief ich, und faßt' Alabanda beim Gewande, „komm, wer hält es länger aus im Kerker, der uns umnachtet?“

„Wohin, mein Schwärmer?“ erwiedert' Alabanda trocken, und ein Schatte von Spott schien über sein Gesicht zu gleiten.

Ich war, wie aus den Wolken gefallen. „Geh!“ sagt' ich, „du bist ein kleiner Mensch!“

In demselben Augenblike traten etliche Fremden ins Zimmer, auffallende Gestalten, meist hager und blaß, so viel ich im Mondlicht sehen konnte, ruhig, aber in ihren Mienen war etwas, das in die Seele gieng, wie ein

Schwert, und es war, als stünde man vor der Allwissenheit; man hätte gezweifelt, ob diß die Außenseite wäre von bedürftigen Naturen, hätte nicht hie und da der getödtete Affekt seine Spuren zurückgelassen.

Besonderseiner fiel mir auf. Die Stille seiner Züge war die Stille eines Schlachtfelds. Grimm und Liebe hatt' in diesem Menschen geraßt, und der Verstand leuchtete über den Trümmern des Gemüths, wie das Auge eines Habichts, der auf zerstörten Palästen sizt. Tiefe Verachtung war auf seinen Lippen. Man ahnete, daß dieser Mensch mit keiner unbedeutenden Absicht sich befaße.

Ein anderer mochte seine Ruhe mehr einer natürlichen Herzenshärte danken. Man fand an ihm fast keine Spur einer Gewaltfamkeit, von Selbstmacht oder Schikfaal verübt.

Ein dritter mochte seine Kälte mehr mit der Kraft der Überzeugung dem Leben abgedrungen haben, und wohl noch oft im Kampfe mit sich stehen, denn es war ein geheimer Widerspruch in seinem Wesen, und es schien mir, als müßt' er sich bewachen. Er sprach am wenigsten.

Alabanda sprang auf, wie gebogner Stahl, bei ihrem Eintritt.

„Wir suchten dich,“ rief einer von ihnen.

„Ihr würdet mich finden,“ sagt' er lachend, „wenn ich in den Mittelpunkt der Erde mich verbürge. Sie sind meine Freunde,“ setzt' er hinzu, indeß er zu mir sich wandte.

Sie schienen mich ziemlich scharf ins Auge zu fassen.

„Das ist auch einer von denen, die es gerne besser haben

möchten in der Welt,“ rief Alabanda nach einer Weile, und wies auf mich.

„Das ist dein Ernst?“ fragt' einer mich von den Dreien.

„Es ist kein Scherz, die Welt zu bessern,“ sagt' ich.

„Du hast viel mit einem Worte gesagt!“ rief wieder einer von ihnen. „Du bist unser Mann!“ ein anderer.

„Ihr denkt auch so?“ fragt' ich.

„Frage, was wir thun!“ war die Antwort.

„Und wenn ich frage?“

„So würden wir dir sagen, daß wir da sind, aufzuräumen auf Erden, daß wir die Steine vom Aker lesen, und die harten Erdenklöße mit dem Karst zerbrechen, und Furchen graben mit dem Pflug, und das Unkraut an der Wurzel fassen, an der Wurzel es durchschneiden, samt der Wurzel es ausreißen, daß es verdorre im Sonnenbrande.“

„Nicht, daß wir erndten möchten,“ fiel ein anderer ein; „uns kömmt der Lohn zu spät; uns reift die Erndte nicht mehr.“

„Wir sind am Abend unsrer Tage. Wir irrten oft, wir hofften viel und thaten wenig. Wir wagten lieber, als wir uns befannen. Wir waren gerne bald am Ende und trauten auf das Glück. Wir sprachen viel von Freude und Schmerz, und liebten, haßten beide. Wir spielten mit dem Schiksaal und es that mit uns ein Gleiches. Vom Bettelstabe bis zur Krone warf es uns auf und ab. Es schwang uns, wie man ein glühend Rauchfaß schwingt, und wir glühten, bis die Kohle zu Asche ward. Wir haben aufgehört von Glück und Misgeschik zu sprechen. Wir sind emporgewachsen über die Mitte

des Lebens, wo es grünt und warm ist. Aber es ist nicht das Schlimmste, was die Jugend überlebt. Aus heißem Metalle wird das kalte Schwert geschmiedet. Auch sagt man, auf verbrannten abgestorbenen Vulkanen gedeihe kein schlechter Most.“

„Wir sagen das nicht um unfertwillen,“ rief ein anderer jetzt etwas rascher, „wir sagen es um euertwillen! Wir betteln um das Herz des Menschen nicht. Denn wir bedürfen seines Herzens, seines Willens nicht. Denn er ist in keinem Falle wider uns, denn es ist alles für uns, und die Thoren und die Klugen und die Einfältigen und die Weisen und alle Laster und alle Tugenden der Rohheit und der Bildung stehen, ohne gedungen zu seyn, in unfrem Dienst, und helfen blindlings mit zu unfrem Ziel — nur wünschten wir, es hätte jemand den Genuß davon, drum suchen wir unter den tausend blinden Gehülften die besten uns aus, um sie zu sehenden Gehülften zu machen — will aber niemand wohnen, wo wir bauten, unfre Schuld und unser Schade ist es nicht. Wir thaten, was das unfre war. Will niemand sammeln, wo wir pflügten, wer verargt es uns? Wer flucht dem Baume, wenn sein Apfel in den Sumpf fällt? Ich hab mir oft gesagt, du opferst der Verwefung, und ich endete mein Tagwerk doch.“

„Das sind Betrüger!“ riefen alle Wände meinem empfindlichen Sinne zu. Mir war, wie einem, der im Rauch ersticken will, und Thüren und Fenster einstößt, um sich hinauszuhelfen, so dürftet' ich nach Luft und Freiheit.

Sie sahn auch bald, wie unheimlich mir zu Muthe war, und brachen ab. Der Tag graute schon, da ich aus dem

Khan trat, wo wir waren beisammen gewesen. Ich fühlte das Wehen der Morgenluft, wie Balsam an einer brennenden Wunde.

Ich war durch Alabandas Spott schon zu sehr gereizt, um nicht durch seine räthselhafte Bekanntschaft vollends irre zu werden an ihm.

„Er ist schlecht,“ rief ich, „ja er ist schlecht. Er heuchelt gränzenlos Vertrauen und lebt mit solchen — und verbirgt es dir.“

Mir war, wie einer Braut, wenn sie erfährt, daß ihr Geliebter insgeheim mit einer Dirne lebe.

O es war der Schmerz nicht, den man hegen mag, den man am Herzen trägt, wie ein Kind, und in Schlummer singt mit den Tönen der Nachtigall!

Wie eine ergrimmete Schlange, wenn sie unerbittlich herauffährt an den Knieen und Lenden und alle Glieder umklammert, und nun in die Brust die giftigen Zähne schlägt und nun in den Nacken, so war mein Schmerz, so faßt' er mich in seine fürchterliche Umarmung. Ich nahm mein höchstes Herz zu Hülfe, und rang nach großen Gedanken, um noch stille zu halten, es gelang mir auch auf wenige Augenblicke, aber nun war ich auch zum Zorne gestärkt, nun tödtet ich auch, wie eingelegtes Feuer, jeden Funken der Liebe in mir.

Er muß ja, dacht' ich, das sind ja seine Menschen, er muß verschworen seyn mit diesen, gegen dich! Was wollt er auch von dir? Was konnt' er suchen bei dir, dem Schwärmer? O wär' er seiner Wege gegangen! Aber sie haben ihren eigenen Gelust, sich an ihr Gegenheil zu machen! so ein fremdes Thier im Stalle zu haben, läßt ihnen gar gut! —



Und doch war ich unausprechlich glücklich gewesen mit ihm, war so oft untergegangen in seinen Uarmungen, um aus ihnen zu erwachen mit Unüberwindlichkeit in der Brust, wurde so oft gehärtet und geläutert in seinem Feuer, wie Stahl!

Da ich einst in heitrer Mitternacht die Dioskuren ihm wies, und Alabanda die Hand aufs Herz mir legt' und sagte: „Das sind nur Sterne, Hyperion, nur Buchstaben, womit der Name der Heldenbrüder am Himmel geschrieben ist; in uns sind sie! lebendig und wahr, mit ihrem Muth und ihrer göttlichen Liebe, und du, du bist der Götterfohn, und theilst mit deinem sterblichen Kaster deine Unsterblichkeit!“ —

Da ich die Wälder des Ida mit ihm durchstreifte, und wir herunterkamen ins Thal, um da die schweigenden Grabhügel nach ihren Todten zu fragen, und ich zu Alabanda sagte, daß unter den Grabhügeln einer vielleicht dem Geist Achills und seines Geliebten angehöre, und Alabanda mir vertraute, wie er oft ein Kind sey, und sich denke, daß wir einst in Einem Schlachtthal fallen und zusammen ruhen werden unter Einem Baum — wer hätte damals das gedacht?

Ich sann mit aller Kraft des Geistes, die mir übrig war, ich klagt' ihn an, vertheidigt' ihn, und klagt' ihn wieder um so bitterer an; ich widerstrebte meinem Sinne, wollte mich erheitern, und verfinsterte mich nur ganz dadurch.

Ach! mein Auge war ja von so manchem Faufts Schlag wund gewesen, fieng ja kaum zu heilen an, wie sollt' es jezt gesündere Blike thun?

Alabanda besuchte mich den andern Tag. Mein



Herz kochte, wie er hereintrat, aber ich hielt mich, so fehr fein Stolz und feine Ruhe mich aufregt' und erhizte.

„Die Luft ist herrlich,“ sagt' er endlich, „und der Abend wird fehr schön feyn, laß uns zusammen auf die Akropolis gehn!“

Ich nahm es an. Wir sprachen lange kein Wort. „Was willst du?“ fragt' ich endlich.

„Das kannst du fragen?“ erwiederte der wilde Mensch mit einer Wehmuth, die mir durch die Seele gieng. Ich war betroffen, verwirrt.

„Was soll ich von dir denken?“ fieng ich endlich wieder an.

„Das, was ich bin,“ erwiedert' er gelassen.

„Du brauchst Entschuldigung,“ sagt' ich mit veränderter Stimme, und sah mit Stolz ihn an, „entschuldige dich! reinige dich!“

Das war zuviel für ihn.

„Wie kommt es denn,“ rief er entrüstet, „daß dieser Mensch mich beugen soll, wie's ihm gefällt? — Es ist auch wahr, ich war zu früh entlassen aus der Schule, ich hatte alle Ketten geschleift und alle zerrissen, nur Eine fehlte noch, nur Eine war noch zu zerbrechen, ich war noch nicht gezüchtigt von einem Grillenfänger — murre nur! ich habe lange genug geschwiegen!“

„O Alabanda! Alabanda!“ rief ich.

„Schweig,“ erwiedert' er, „und brauche meinen Namen nicht zum Dolche gegen mich!“

Nun brach auch mir der Unmuth vollends los. Wir ruhten nicht, bis eine Rückkehr fast unmöglich war. Wir zerstörten mit Gewalt den Garten unfre Liebe.

Wir standen oft und schwiegen, und wären uns so gerne, so mit tausend Freuden um den Hals gefallen, aber der unfeelige Stolz erstikte jeden Laut der Liebe, der vom Herzen aufstieg.

„Leb wohl!“ rief ich endlich und stürzte fort. Unwillkürlich mußte ich mich umsehn, unwillkürlich war mir Alabanda gefolgt.

„Nicht wahr, Alabanda,“ rief ich ihm zu, „das ist ein sonderbarer Bettler? seinen letzten Pfennig wirft er in den Sumpf!“

„Wenn's das ist, mag er auch verhungern,“ rief er, und gieng.

Ich wankte sinnlos weiter, stand nun am Meer' und sahe die Wellen an — ach! da hinunter strebte mein Herz, da hinunter, und meine Arme flogen der freien Fluth entgegen; aber bald kam, wie vom Himmel, ein sanfterer Geist über mich, und ordnete mein unbändig leidend Gemüth mit seinem ruhigen Stabe; ich überdachte stiller mein Schicksal, meinen Glauben an die Welt, meine trostlosen Erfahrungen, ich betrachtete den Menschen, wie ich ihn empfunden und erkannt von früher Jugend an, in mannigfaltigen Erziehnungen, fand überall dumpfen oder schreienden Mislaut, nur in kindlicher einfältiger Beschränkung fand ich noch die reinen Melodien — es ist besser, sagt' ich mir, zur Biene zu werden und sein Haus zu bauen in Unschuld, als zu herrschen mit den Herren der Welt und, wie mit Wölfen, zu heulen mit ihnen, als Völker zu meistern, und an dem unreinen Stoffe sich die Hände zu befleken; ich wollte nach Tina zurück, um meinen Gärten und Feldern zu leben.

Lächle nur! Mir war es sehr Ernst. Besteht ja das Leben der Welt im Wechsel des Entfaltens und Verschließens, in Ausflug und Rückkehr zu sich selbst, warum nicht auch das Herz des Menschen?

Freilich gieng die neue Lehre mir hart ein, freilich schied ich ungern von dem stolzen Irrtum meiner Jugend — wer reißt auch gerne die Flügel sich aus? — aber es mußte ja so seyn!

Ich setz' es durch. Ich war nun wirklich eingeschifft. Ein frischer Bergwind trieb mich aus dem Hafen von Smyrna. Mit einer wunderbaren Ruhe, recht, wie ein Kind, das nichts vom nächsten Augenblicke weiß, lag ich so da auf meinem Schiffe, und sah die Bäume und Moskeen dieser Stadt an, meine grünen Gänge an dem Ufer, meinen Fußsteig zur Akropolis hinauf, das sah ich an, und ließ es weiter gehn und immer weiter; wie ich aber nun aufs hohe Meer hinauskam, und alles nach und nach hinabsank, wie ein Sarg ins Grab, da mit einmal war es auch, als wäre mein Herz gebrochen — „O Himmel!“ schrie ich, und alles Leben in mir erwacht' und rang, die fliehende Gegenwart zu halten, aber sie war dahin, dahin!

Wie ein Nebel, lag das himmlische Land vor mir, wo ich, wie ein Reh auf freier Waide, weit und breit die Thäler und die Höhen hatte durchstreift, und das Echo meines Herzens zu den Quellen und Strömen, in die Fernen und die Tiefen der Erde gebracht.

Dort hinein auf den Tmolus war ich gegangen in einsamer Unschuld; dort hinab, wo Ephesus einst stand in seiner glücklichen Jugend und Teos und Milet, dort hinauf ins heilige trauernde Troas war ich mit Ala-

banda gewandert, mit Alabanda, und, wie ein Gott, hatt' ich geherrscht über ihn, und wie ein Kind, zärtlich und glaubig, hatt' ich seinem Auge gedient, mit Seelenfreude, mit innigem frohlokendem Genuße seines Wesens, immer glücklich, wenn ich seinem Rosse den Zaum hielt, oder wenn ich, über mich selbst erhoben, in herrlichen Entschlüssen, in kühnen Gedanken, im Feuer der Rede seiner Seele begegnete!

Und nun war es dahin gekommen, nun war ich nichts mehr, war so heillos um alles gebracht, war zum ärmsten unter den Menschen geworden, und wußte selbst nicht, wie?

O ewiges Irrfal! dacht' ich bei mir, wann reißt der Mensch aus deinen Ketten sich los?

Wir sprechen von unfrem Herzen, unsern Planen, als wären sie unser, und es ist doch eine fremde Gewalt, die uns herumwirft und ins Grab legt, wie es ihr gefällt, und von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt, noch, wohin sie geht.

Wir wollen wachsen dahinauf, und dorthinaus die Äste und die Zweige breiten, und Boden und Wetter bringt uns doch, wohin es geht, und wenn der Bliz auf deine Krone fällt, und bis zur Wurzel dich hinunter-spaltet, armer Baum! was geht es dich an?

So dacht' ich. Ärgerst du dich daran, mein Bellarmin? Du wirfst noch andere Dinge hören.

Das eben, Lieber! ist das Traurige, daß unser Geist so gerne die Gestalt des irren Herzens annimmt, so gerne die vorüberfliehende Trauer festhält, daß der Gedanke, der die Schmerzen heilen sollte, selber krank wird, daß der Gärtner an den Rosensträuchen, die er

pflanzen follte, ſich die Hand ſo oft zerreißt, o! das hat manchen zum Thoren gemacht vor andern, die er ſonſt, wie ein Orpheus, hätte beherrſcht, das hat ſo oft die edelſte Natur zum Spott gemacht vor Menſchen, wie man ſie auf jeder Straße findet, das iſt die Klippe für die Lieblinge des Himmels, daß ihre Liebe mächtig iſt und zart, wie ihr Geiſt, daß ihres Herzens Woogen ſtärker oft und ſchneller ſich regen, wie der Trident, womit der Meergott ſie beherrſcht, und darum, Lieber! überhebe ja ſich keiner.

### Hyperion an Bellarmin

Kannſt du es hören, wirſt du es begreifen, wenn ich dir von meiner langen kranken Trauer ſage?

Nimm mich, wie ich mich gebe, und denke, daß es beſſer iſt zu ſterben, weil man lebte, als zu leben, weil man nie gelebt! Neide die Leidensfreien nicht, die Gözen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele ſo arm iſt, die nichts fragen nach Regen und Sonnenschein, weil ſie nichts haben, was der Pflege bedürfte.

Ja! ja! es iſt recht ſehr leicht, glücklich, ruhig zu ſeyn mit ſeichtem Herzen und eingekränktem Geiſte. Gönner kann man's euch; wer ereifert ſich denn, daß die bretterne Scheibe nicht wehklagt, wenn der Pfeil ſie trifft, und daß der hohle Topf ſo dumpf klingt, wenn ihn einer an die Wand wirft?

Nur müßt ihr euch beſcheiden, lieben Leute, müßt ja in aller Stille euch wundern, wenn ihr nicht begreift, daß andre nicht auch ſo glücklich, auch ſo ſelbſtgenügsam ſind, müßt ja euch hüten, eure Weiſheit zum Ge-



sez zu machen, denn das wäre der Welt Ende, wenn man euch gehorchte.

Ich lebte nun sehr still, sehr anspruchslos in Tina. Ich ließ auch wirklich die Erscheinungen der Welt vorüberziehen, wie Nebel im Herbst, lachte manchmal auch mit nassen Augen über mein Herz, wenn es hinzuflog, um zu naschen, wie der Vogel nach der gemalten Traube, und blieb still und freundlich dabei.

Ich ließ nun jedem gerne seine Meinung, seine Unart. Ich war bekehrt, ich wollte niemand mehr bekehren, nur war mir traurig, wenn ich sah, daß die Menschen glaubten, ich lasse darum ihr Possenspiel unangetastet, weil ich es so hoch und theuer achte, wie sie. Ich mochte nicht gerade ihrer Albernheit mich unterwerfen, doch suchte ich sie zu schonen, wo ich konnte. Das ist ja ihre Freude, dachte ich, davon leben sie ja!

Oft ließ ich sogar mir gefallen, mitzumachen, und wenn ich noch so seelenlos, so ohne eignen Trieb dabei war, das merkte keiner, da vermißte keiner nichts, und hätte ich gesagt, sie möchten mirs verzeihen, so wären sie dagestanden und hätten sich verwundert und gefragt: was hast du denn uns gethan? Die Nachsichtigen!

Oft, wenn ich des Morgens da stand unter meinem Fenster und der geschäftige Tag mir entgegenkam, konnte ich mich augenblicklich vergeffen, konnte mich umseh'n, als möchte ich etwas vornehmen, woran mein Wesen seine Luft noch hätte, wie ehemals, aber da schalt ich mich, da befann ich mich, wie einer, dem ein Laut aus seiner Muttersprache entfährt, in einem Lande, wo sie nicht verstanden wird – wohin, mein



Herz? sagt' ich verständig zu mir selber und gehorchte mir.

Was ifts denn, daß der Mensch so viel will? fragt' ich oft; was soll denn die Unendlichkeit in seiner Brust? Unendlichkeit? wo ist sie denn? wer hat sie denn vernommen? Mehr will er, als er kann! das möchte wahr seyn! O! das hast du oft genug erfahren. Das ist auch nöthig, wie es ist. Das giebt das süße, schwärmerische Gefühl der Kraft, daß sie nicht ausströmt, wie sie will, das eben macht die schönen Träume von Unsterblichkeit und all' die holden und die kolossalischen Phantome, die den Menschen tausendfach entzücken, das schafft dem Menschen sein Elysium und seine Götter, daß seines Lebens Linie nicht gerade ausgeht, daß er nicht hinfährt, wie ein Pfeil, und eine fremde Macht dem Flihenden in den Weg sich wirft.

Des Herzens Wooge schäumte nicht so schön empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksaal, ihr entgegenstände.

Aber dennoch stirbt der Trieb in unserer Brust, und mit ihm unsre Götter und ihr Himmel.

Das Feuer geht empor in freudigen Gestalten, aus der dunkeln Wiege, wo es schlief, und seine Flamme steigt und fällt, und bricht sich und umschlingt sich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt ist, nun raucht und ringt sie und erlischt; was übrig ist, ist Asche.

So geht's mit uns. Das ist der Inbegriff von allem, was in schreckendreizenden Mysterien die Weisen uns erzählen.

Und du? was fragst du dich? Daß so zuweilen etwas in dir auffährt, und, wie der Mund des Sterbenden, dein

Herz in Einem Augenblicke so gewaltsam dir sich öffnet und verschließt, das gerade ist das böse Zeichen.

Sey nur still, und laß es seinen Gang gehn! künstle nicht! versuche kindisch nicht, um eine Ehle länger dich zu machen! — Es ist, als wolltest du noch eine Sonne schaffen, und neue Zöglinge für sie, ein Erdenrund und einen Mond erzeugen.

So träumt' ich hin. Geduldig nahm ich nach und nach von allem Abschied. — O ihr Genossen meiner Zeit! fragt eure Aerzte nicht und nicht die Priester, wenn ihr innerlich vergeht!

Ihr habt den Glauben an alles Große verloren; so müßt, so müßt ihr hin, wenn dieser Glaube nicht wiederkehrt, wie ein Komet aus fremden Himmeln.

### Hyperion an Bellarmin

Es giebt ein Vergessen alles Daseyns, ein Verstummen unsers Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden.

Esgiebt ein Verstummen, ein Vergessen alles Daseyns, wo uns ist, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unfrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Ich war nun ruhig geworden. Nun trieb mich nichts mehr auf um Mitternacht. Nun fengt' ich mich in meiner eignen Flamme nicht mehr.

Ich sah nun still und einsam vor mich hin, und schweift' in die Vergangenheit und in die Zukunft mit dem Auge nicht. Nun drängte Fernes und Nahes sich in meinem Sinne nicht mehr; die Menschen, wenn sie mich nicht zwangen, sie zu sehen, sah ich nicht.

Sonst lag oft, wie das ewigleere Faß der Danaiden, vor meinem Sinne diß Jahrhundert, und mit verschwenderischer Liebe goß meine Seele sich aus, die Lücken auszufüllen; nun sah ich keine Lücke mehr, nun drückte mich des Lebens Langeweile nicht mehr.

Nun sprach ich nimmer zu der Blume, du bist meine Schwester! und zu den Quellen, wir sind Eines Geschlechts! ich gab nun treulich, wie ein Echo, jedem Dinge seinen Namen.

Wie ein Strom an dürren Ufern, wo kein Weidenblatt im Wasser sich spiegelt, lief unverschönert vorüber an mir die Welt.

### Hyperion an Bellarmin

Es kann nichts wachsen und nichts so tief vergehen, wie der Mensch. Mit der Nacht des Abgrunds vergleicht er oft sein Leiden und mit dem Aether seine Seligkeit, und wie wenig ist dadurch gesagt?

Aber schöner ist nichts, als wenn es so nach langem Tode wieder in ihm dämmert, und der Schmerz, wie ein Bruder, der fernher dämmernden Freude entgegengeht.

O es war ein himmlisch Ahnen, womit ich jetzt den kommenden Frühling wieder begrüßte! Wie fernher in schweigender Luft, wenn alles schläft, das Saitenspiel der Geliebten, so umtönten seine leisen Melodien mir die Brust, wie von Elyfium herüber, vernahm ich seine Zukunft, wenn die todtten Zweige sich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte.

Holder Himmel Joniens! so war ich nie an dir hangen, aber so ähnlich war dir auch nie mein Herz

gewesen, wie damals, in seinen heitern zärtlichen Spielen. —

Wer sehnt sich nicht nach Freuden der Liebe und großen Thaten, wenn im Auge des Himmels und im Busen der Erde der Frühling wiederkehrt?

Ich erhob mich, wie vom Krankenbette, leise und langsam, aber von geheimen Hoffnungen zitterte mir die Brust so seelig, daß ich drüber vergaß, zu fragen, was diß zu bedeuten habe.

Schönere Träume umfiengen mich jetzt im Schlafe, und wenn ich erwachte, waren sie mir im Herzen, wie die Spur eines Kusses auf der Wange der Geliebten. O das Morgenlicht und ich, wir giengen nun uns entgegen, wie veröhnte Freunde, wenn sie noch etwas fremde thun, und doch den nahen unendlichen Augenblick des Umarmens schon in der Seele tragen.

Es that nun wirklich einmal wieder mein Auge sich auf, freilich, nicht mehr, wie sonst, gerührt und erfüllt mit eigener Kraft, es war bittender geworden, es fleht' um Leben, aber es war mir im Innersten doch, als könnt' es wieder werden mit mir, wie sonst, und besser.

Ich sahe die Menschen wieder an, als sollt' auch ich wirken und mich freuen unter ihnen. Ich schloß mich wirklich herzlich überall an.

Himmel! wie war das eine Schadenfreude, daß der stolze Sonderling nun Einmal war, wie ihrer einer, geworden! wie hatten sie ihren Scherz daran, daß den Hirsch des Waldes der Hunger trieb, in ihren Hühnerhof zu laufen! —

Ach! meinen Adamas sucht' ich, meinen Alabanda, aber es erschien mir keiner.

Endlich schrieb ich auch nach Smyrna, und es war, als sammelt' alle Zärtlichkeit und alle Macht des Menschen in Einen Moment sich, da ich schrieb; so schrieb ich dreimal, aber keine Antwort, ich flehte, drohte, mahnt' an alle Stunden der Liebe und der Kühnheit, aber keine Antwort von dem Unvergeßlichen, bis in den Tod geliebten — „Alabanda!“ rief ich, „o mein Alabanda! du hast den Stab gebrochen über mich. Du hieltest mich noch aufrecht, warst die letzte Hoffnung meiner Jugend! Nun will ich nichts mehr! nun ist's heilig und gewiß!“

Wir bedauern die Todten, als fühlten sie den Tod, und die Todten haben doch Frieden. Aber das, das ist der Schmerz, dem keiner gleichkömmt, das ist unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn unser Leben seine Bedeutung so verliert, wenn so das Herz sich sagt, du mußt hinunter und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume hast du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur daß du sagen könntest: ich lasse eine Spur zurück auf Erden. Ach! und die Seele kann immer so voll Sehnsens seyn, bei dem, daß sie so muthlos ist!

Ich suchte immer etwas, aber ich wagte das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete.

Dabei war ich meist sehr still und geduldig, hatte oft auch einen wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; von einer Taube, die ich kaufte, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das die Berge mir verbargen, konnt' ich Trost erwarten.

Genug! genug! wär' ich mit Themistocles aufgewachsen, hätt' ich unter den Scipionen gelebt, meine



Seele hätte sich wahrlich nie von dieser Seite kennen gelernt.

### Hyperion an Bellarmin

Zuweilen regte noch sich eine Geisteskraft in mir.  
Aber freilich nur zerstörend!

Was ist der Mensch? konnt' ich beginnen; wie kommt es, daß so etwas in der Welt ist, das, wie ein Chaos, gährt, oder modert, wie ein fauler Baum, und nie zu einer Reife gedeiht? Wie duldet diesen Heerling die Natur bei ihren süßen Trauben?

Zu den Pflanzen spricht er: ich war auch einmal, wie ihr! und zu den reinen Sternen: ich will werden, wie ihr, in einer andren Welt! inzwischen bricht er auseinander und treibt hin und wieder seine Künste mit sich selbst, als könnt' er, wenn es einmal sich aufgelöst, Lebendiges zusammensetzen, wie ein Mauerwerk; aber es macht ihn auch nicht irre, wenn nichts gebessert wird durch all sein Thun; es bleibt doch immerhin ein Kunststück, was er treibt.

O ihr Armen, die ihr das fühlt, die ihr auch nicht sprechen möcht von menschlicher Bestimmung, die ihr auch so durch und durch ergriffen seyd vom Nichts, das über uns waltet, so gründlich einseht, daß wir geboren werden für Nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben an Nichts, uns abarbeiten für Nichts, um mälig überzugehen in Nichts — was kann ich dafür, daß euch die Knie brechen, wenn ihrs ernstlich bedenkt? Bin ich doch auch schon manchmal hingefunken in diesen Gedanken, und habe gerufen: was legst du die Axt mir an die Wurzel, graufamer Geist? und bin noch da.



O einft, ihr finstern Brüder! war es anders. Da war es über uns fo schön, fo schön und froh vor uns; auch diese Herzen wallten über vor den fernen seeligen Phantomen, und kühn frohlokend drangen auch unsere Geister aufwärts und durchbrachen die Schranke, und wie sie sich umfahn, wehe, da war es eine unendliche Leere.

O! auf die Knie kann ich mich werfen und meine Hände ringen und flehen, ich weiß nicht wen? um andre Gedanken. Aber ich überwältige sie nicht, die schreiende Wahrheit. Hab' ich mich nicht zwiefach überzeugt? Wenn ich hinsehe ins Leben, was ist das Letzte von allem? Nichts. Wenn ich aufsteige im Geiste, was ist das Höchste von allem? Nichts.

Aber stille, mein Herz! Es ist ja deine letzte Kraft, die du verschwendest! deine letzte Kraft? und du, du willst den Himmel stürmen? wo find denn deine hundert Arme, Titan, wo dein Pelion und Offa, deine Treppe zu des Göttervaters Burg hinauf, damit du hinaufsteigst und den Gott und seinen Göttertisch und all' die unsterblichen Gipfel des Olympos herabwirffst und den Sterblichen predigest: bleibt unten, Kinder des Augenblicks! strebt nicht in diese Höhen herauf, denn es ist nichts hier oben.

Das kannst du lassen, zu sehn, was über andere waltet. Dir gilt deine neue Lehre. Über dir und vor dir ist es freilich leer und öde, weil es in dir leer und öd' ist.

Freilich, wenn ihr reicher seyd, als ich, ihr andern, könntet ihr doch wohl auch ein wenig helfen.

Wenn euer Garten so voll Blumen ist, warum erfreut ihr Othem mich nicht auch? — Wenn ihr so voll der

Gottheit feyd, fo reicht fie mir zu trinken. An Feften darbt ja niemand, auch der ärmfte nicht. Aber Einer nur hat feine Fefte unter euch; das ift der Tod.

Noth und Angft und Nacht find eure Herren. Die fondern euch, die treiben euch mit Schlägen an einander. Den Hunger nennt ihr Liebe, und wo ihr nichts mehr feht, da wohnen eure Götter. Götter und Liebe?

O die Poëten haben recht, es ift nichts fo klein und wenig, woran man fich nicht begeistern könnte.

So dacht' ich. Wie das alles in mich kam, begreif' ich noch nicht.

## Zweites Buch

---

### Hyperion an Bellarmin

Ich lebe jetzt auf der Insel des Ajax, der theuern Salamis.

Ich liebe diß Griechenland überall. Es trägt die Farbe meines Herzens. Wohin man siehet, liegt eine Freude begraben.

Und doch ist so viel Liebliches und Großes auch um einen.

Auf dem Vorgebirge hab' ich mir eine Hütte gebaut von Mastixzweigen, und Moos und Bäume herumgepflanzt und Thymian und allerlei Sträucher.

Da hab' ich meine liebsten Stunden, da sitz' ich Abende lang und sehe nach Attika hinüber, bis endlich mein Herz zu hoch mir klopft; dann nehm' ich mein Werkzeug, gehe hinab an die Bucht und fange mir Fische.

Oder les' ich auch auf meiner Höhe droben vom alten herrlichen Seekrieg, der an Salamis einst im wilden klug beherrschten Getümmel vertobte, und freude des Geistes mich, der das wütende Chaos von Freunden und Feinden lenken konnte und zähmen, wie ein Reuter das Roß, und schäme mich innigst meiner eigenen Kriegsgeschichte.

Oder schau' ich aufs Meer hinaus und überdenke mein Leben, sein Steigen und Sinken, seine Seeligkeit und seine Trauer; und meine Vergangenheit lautet mir oft, wie ein Saitenspiel, wo der Meister alle Tönedurchläuft, und Streit und Einklang mit verborgener Ordnung untereinanderwirft.

Heut ist dreifach schön hier oben. Zwei freundliche Regentage haben die Luft und die lebensmüde Erde gekühlt.

Der Boden ist grüner geworden, offener das Feld. Unendlich steht, mit der freudigen Kornblume gemischt, der goldene Weizen da, und leicht und heiter steigen tausend hoffnungsvolle Gipfel aus der Tiefe des Hains. Zart und groß durchirret den Raum jede Linie der Fernen; wie Stufen gehen die Berge bis zur Sonne unaufhörlich hinter einander hinauf. Der ganze Himmel ist rein. Das weiße Licht ist nur über den Aether gehaucht, und, wie ein silbernes Wölkchen, wallt der schüchterne Mond am hellen Tage vorüber.

### Hyperion an Bellarmin

Mir ist lange nicht gewesen, wie jetzt.

Wie Jupiters Adler dem Gefange der Musen, lausch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohlklang in mir. Unangefochten an Sinn' und Seele, stark und fröhlich, mit lächelndem Ernste, spiel' ich im Geiste mit dem Schicksal und den drei Schwestern, den heiligen Parzen. Vollgöttlicher Jugend frohlockt mein ganzes Wesen über sich selbst, über Alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich still und bewegt.

Ich habe lange gewartet auf solche Festzeit, um dir einmal wieder zu schreiben. Nun bin ich stark genug; nun laß mich dir erzählen.

Mitten in meinen finsternen Tagen lud ein Bekannter von Kalaurea herüber mich ein. Ich sollt' in seine Gebirge kommen, schrieb er mir; man lebe hier freier als sonstwo, und auch da blüheten, mitten unter den Fich-

tenwäldern und reißenden Waffern, Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrthen und die heilige Rebe. Einen Garten hab' er hoch am Gebirge gebaut und ein Haus; dem beschatteten dicke Bäume den Rücken, und kühlende Lüfte umspielten es leise in den brennenden Sommertagen; wie ein Vogel vom Gipfel der Ceder, blicke man in die Tiefen hinab, zu den Dörfern und grünen Hügeln, und zufriedenen Heerden der Insel, die alle, wie Kinder, umherlägen um den herrlichen Berg und sich nährten von feinen schäumenden Bächen.

Das weckte mich denn doch ein wenig. Es war ein heiterer blauer Apriltag, an dem ich hinüberschiffte. Das Meer war ungewöhnlich schön und rein, und leicht die Luft, wie in höheren Regionen. Man ließ im schwebenden Schiffe die Erde hinter sich liegen, wie eine köstliche Speise, wenn der heilige Wein gereicht wird.

Dem Einflusse des Meers und der Luft widerstrebt der finstere Sinn umsonst. Ich gab mich hin, fragte nichts nach mir und andern, suchte nichts, sann auf nichts, ließ vom Boote mich halb in Schlummer wiegen, und bildete mir ein, ich liege in Charons Nachen. O es ist süß, so aus der Schaale der Vergessenheit zu trinken.

Mein fröhlicher Schiffer hätte gerne mit mir gesprochen, aber ich war sehr einsylbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland, aber ich sah nicht lange hin, und war im nächsten Augenblicke wieder in meinen eignen lieben Träumen.

Endlich, da er mir die stillen Gipfel in der Ferne wies und sagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt'

ich mehr auf, und mein ganzes Wesen öffnete sich der wunderbaren Gewalt, die auf einmal süß und still und unerklärlich mit mir spielte. Mit großem Auge, stauend und freudig, sah ich hinaus in die Geheimnisse der Ferne, leicht zitterte mein Herz, und die Hand entwischte mir und faßte freundlichhaftig meinen Schiffer an — „So?“ rief ich, „das ist Kalaurea?“ Und wie er mich drum ansah, wußt' ich selbst nicht, was ich aus mir machen sollte. Ich grüßte meinen Freund mit wunderbarer Zärtlichkeit. Voll süßer Unruhe war all mein Wesen.

Den Nachmittag wollt' ich gleich einen Theil der Insel durchstreifen. Die Wälder und geheimen Thale reizten mich unbeschreiblich, und der freundliche Tag lokte alles hinaus.

Es war so sichtbar, wie alles Lebendige mehr, denn tägliche Speise, begehrt, wie auch der Vogel sein Fest hat und das Thier.

Es war entzückend anzusehn! Wie, wenn die Mutter schmeichelnd fragt, wo um sie her ihr Liebstes sey, und alle Kinder in den Schoos ihr stürzen, und das Kleinste noch die Arme aus der Wiege strekt, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und Käfer und Schwalben und Tauben und Störche tummelten sich in frohlokender Verwirrung unter einander in den Tiefen und Höhn, und was die Erde festhielt, dem ward zum Fluge der Schritt, über die Gräben brauste das Roß und über die Zäune das Reh, und aus dem Meergrund kamen die Fische herauf und hüpfen über die Fläche. Allen drang die mütterliche Luft ans Herz, und hob sie und zog sie zu sich.



Und die Menschen giengen aus ihren Thüren heraus, und fühlten wunderbar das geistige Wehen, wie es leise die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtstral kühlte, und lösten freundlich ihre Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Brust, athmeten süßer, berührten zärtlicher das leichte klare schmeichelnde Meer, in dem sie lebten und webten.

O Schwester des Geistes, der feurigmächtig in uns waltet und lebt, heilige Luft! wie schön ist's, daß du, wohin ich wandre, mich geleitest, Allgegenwärtige, Unsterbliche!

Mit den Kindern spielte das hohe Element am schönsten.

Das summt friedlich vor sich hin, dem schlüpft' ein taktlos Liedchen aus den Lippen, dem ein Frohloken aus offner Kehle; das strekte sich, das sprang in die Höhe; ein andres schlenderte vertieft umher.

Und all diß war die Sprache Eines Wohlseyns, alles Eine Antwort auf die Liebkosungen der entzükenden Lüfte.

Ich war voll unbeschreiblichen Sehns und Friedens. Eine fremde Macht beherrschte mich. Freundlicher Geist, sagt' ich bei mir selber, wohin rufest du mich? nach Elysium oder wohin?

Ich gieng in einem Walde, am rieselnden Wasser hinauf, wo es über Felsen heruntertröpfelte, wo es harmlos über die Kiesel glitt, und mälig verengte sich und ward zum Bogengange das Thal, und einsam spielte das Mittagslicht im schweigenden Dunkel —

Hier — ich möchte sprechen können, mein Bellarmin! möchte gerne mit Ruhe dir schreiben!

Sprechen? o ich bin ein Laie in der Freude, ich will sprechen!

Wohnt doch die Stille im Lande der Seeligen, und über den Sternen vergißt das Herz seine Noth und seine Sprache.

Ich hab' es heilig bewahrt! wie ein Palladium, hab' ich es in mir getragen, das Göttliche, das mir erschien! und wenn hinfort mich das Schikfaal ergreift und von einem Abgrund in den andern mich wirft, und alle Kräfte ertränkt in mir und alle Gedanken, so soll diß Einzige doch mich selber überleben in mir, und leuchten in mir und herrschen, in ewiger, unzerstörbarer Klarheit! —

So lagst du hingegossen, süßes Leben, so bliktest du auf, erhubst dich, standst nun da, in schlanker Fülle, göttlich ruhig, und das himmlische Gesicht noch voll des heitern Entzükens, worinn ich dich störte!

O wer in die Stille dieses Auges gesehn, wem diese süßen Lippen sich aufgeschlossen, wovon mag der noch sprechen?

Friede der Schönheit! göttlicher Friede! wer einmal an dir das tobende Leben und den zweifelnden Geist befänftigt, wie kann dem anderes helfen?

Ich kann nicht sprechen von ihr, aber es giebt ja Stunden, wo das Beste und Schönste, wie in Wolken, ercheint, und der Himmel der Vollendung vor der ahnenden Liebe sich öffnet, da, Bellarmin! da denke ihres Wesens, da beuge die Knie mit mir, und denke meiner Seeligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte, was du ahnest, daß ich mit diesen Augen sah, was nur, wie in Wolken, dir erscheint.

Daß die Menschen manchmal sagen möchten: sie

freueten sich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahnet! Euch ist der Schatten ihres Schattens noch nicht erschienen! O geht, und sprecht vom blauen Aether nicht, ihr Blinden!

Daß man werden kann, wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch Eine Freude ist, Eine Ruhestätte auf Erden!

Ist der Mensch nicht veraltert, verwelkt, ist er nicht, wie ein abgefallen Blatt, das seinen Stamm nicht wieder findet und nun umhergescheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt?

Und dennoch kehrt sein Frühling wieder!

Weint nicht, wenn das Treflichste verblüht! bald wird es sich verjüngen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verstummt! bald findet eine Hand sich wieder, es zu stimmen!

Wie war denn ich? war ich nicht wie ein zerriffen Saitenspiel? Ein wenig tönt' ich noch, aber es waren Todestöne. Ich hatte mir ein düster Schwanenlied gesungen! Einen Sterbekranz hätt' ich gern mir gewunden, aber ich hatte nur Winterblumen.

Und wo war siedenn nun, die Todtenstille, die Nacht und Öde meines Lebens? die ganze dürftige Sterblichkeit?

Freilich ist das Leben arm und einsam. Wir wohnen hier unten, wie der Diamant im Schacht. Wir fragen umsonst, wie wir herabgekommen, um wieder den Weg hinauf zu finden.

Wir find, wie Feuer, das im dürren Aste oder im Kiesel schläft; und ringen und suchen in jedem Moment

das Ende der engen Gefangenschaft. Aber sie kommen, sie wägen Aeonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt, wo die Flamme vom Holze sich löst und siegend emporwallt über der Asche, ha! wo uns ist, als kehrte der entfesselte Geist, vergessen der Leiden, der Knechtsgestalt, im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne.

### Hyperion an Bellarmin

Ich war einst glücklich, Bellarmin! Bin ich es nicht noch? Wär' ich es nicht, wenn auch der heilige Moment, wo ich zum erstenmale sie sah, der letzte wäre gewesen?

Ich hab' es Einmal gesehn, das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinauschieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!

Ich frage nicht mehr, wo es sey; es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es ist jezt nur verborgner in ihr. Ich frage nicht mehr, was es sey; ich hab' es gesehn, ich hab es kennen gelernt.

O ihr, die ihr das Höchste und Beste sucht, in der Tiefe des Wissens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! wißt ihr seinen Namen? den Namen deß, das Eins ist und Alles?

Sein Name ist Schönheit.

Wußtet ihr, was ihr wolltet? Noch weiß ich es nicht,

doch ahn' ich es, der neuen Gottheit neues Reich, und  
eil' ihm zu und ergreife die andern und führe sie mit  
mir, wie der Strom die Ströme in den Ocean.

Und du, du hast mir den Weg gewiesen! Mit dir  
begann ich. Sie sind der Worte nicht werth, die Tage,  
da ich noch dich nicht kannte —

O Diotima, Diotima, himmlisches Wesen!

### Hyperion an Bellarmin

Laß uns vergessen, daß es eine Zeit giebt, und zähle  
die Lebenstage nicht!

Was sind Jahrhunderte gegen den Augenblick, wo  
zwei Wesen so sich ahnen und nahn?

Noch seh' ich den Abend, an dem Notara zum ersten-  
male zu ihr ins Haus mich brachte.

Sie wohnte nur einige hundert Schritte von uns am  
Fuße des Bergs.

Ihre Mutter war ein denkend zärtlich Wesen, ein  
schlichter fröhlicher Junge der Bruder, und beide ge-  
standen herzlich in allem Thun und Lassen, daß Dio-  
tima die Königin des Hauses war.

Ach! es war alles geheiligt, verschönert durch ihre  
Gegenwart. Wohin ich sah, was ich berührte, ihr Fuß-  
teppich, ihr Polster, ihr Tischchen, alles war in ge-  
heimem Bunde mit ihr. Und da sie zum erstenmale  
mit Namen mich rief, da sie selbst so nahe mir kam,  
daß ihr unschuldiger Othem mein lauschend Wesen  
berührte! —

Wir sprachen sehr wenig zusammen. Man schämt  
sich seiner Sprache. Zum Tone möchte man werden  
und sich vereinen in Einen Himmelsgefäng.



Wovon auch sollten wir sprechen? Wir sahn nur uns.  
Von uns zu sprechen, scheuten wir uns.

Vom Leben der Erde sprachen wir endlich.

So feurig und kindlich ist ihr noch keine Hymne  
gefunden worden.

Es that uns wohl, den Überfluß unsers Herzens der  
guten Mutter in den Schoos zu streuen. Wir fühlten  
uns dadurch erleichtert, wie die Bäume, wenn ihnen  
der Sommerwind die fruchtbaren Äste schüttelt, und  
ihre süßen Äpfel in das Gras gießt.

Wir nannten die Erde eine der Blumen des Himmels,  
und den Himmel nannten wir den unendlichen Garten  
des Lebens. Wie die Rosen sich mit goldnen Stäubchen  
erfreuen, sagten wir, so erfreue das heldenmüthige Son-  
nenlicht mit seinen Strahlen die Erde; sie sey ein herrlich  
lebend Wesen, sagten wir, gleich göttlich, wenn ihr  
zürnend Feuer oder mildes klares Wasser aus dem  
Herzen quille, immer glücklich, wenn sie von Thau-  
tropfen sich nähre, oder von Gewitterwolken, die sie  
sich zum Genuße bereite mit Hülfe des Himmels, die  
immer treuer liebende Hälfte des Sonnengotts, ur-  
sprünglich vielleicht inniger mit ihm vereint, dann  
aber durch ein allwaltend Schikfaal geschieden von  
ihm, damit sie ihn suche, sich nähere, sich entferne  
und unter Luft und Trauer zur höchsten Schönheitreife.

So sprachen wir. Ich gebe dir den Inhalt, den Geist  
davon. Aber was ist er ohne das Leben?

Es dämmerte, und wir mußten gehen. Gute Nacht,  
ihr Engelsaugen! dacht' ich im Herzen, und erscheine  
du bald mir wieder, schöner göttlicher Geist, mit  
deiner Ruhe und Fülle!



## Hyperion an Bellarmin

Ein paar Tage drauf kamen sie herauf zu uns. Wir giengen zusammen im Garten herum. Diotima und ich geriethen voraus, vertieft, mir traten oft Thränen der Wonne ins Auge, über das Heilige, das so anspruchlos zur Seite mir gieng.

Vorn am Rande des Berggipfels standen wir nun, und sahn hinaus, in den unendlichen Osten.

Diotimas Auge öffnete sich weit, und leise, wie eine Knospe sich aufschließt, schloß das liebe Gesichtchen vor den Lüften des Himmels sich auf, ward lauter Sprache und Seele, und, als begänne sie den Flug in die Wolken, stand sanft emporgestreckt die ganze Gestalt, in leichter Majestät, und berührte kaum mit den Füßen die Erde.

Ounter den Armen hätt' ich sie fassen mögen, wie der Adler seinen Ganymed, und hinfliegen mit ihr über das Meer und seine Inseln.

Nun trat sie weiter vor, und sah die schroffe Felsenwand hinab. Sie hatte ihre Luft daran, die schrökende Tiefe zu messen, und sich hinab zu verlieren in die Nacht der Wälder, die unten aus Felsenstücken und schäumenden Wetterbächen herauf die lichten Gipfel strekten.

Das Geländer, worauf sie sich stützte, war etwas niedrig. So durft' ich es ein wenig halten, das Reizende, indeß es so sich vorwärts beugte. Ach! heiße zitternde Wonne durchlief mein Wesen und Taumel und Toben war in allen Sinnen, und die Hände brannten mir, wie Kohlen, da ich sie berührte.

Und dann die Herzensluft, so traulich neben ihr zu

stehn, und die zärtlich kindische Sorge, daß sie fallen möchte, und die Freude an der Begeisterung des herrlichen Mädchens!

Was ist alles, was in Jahrtausenden die Menschen thaten und dachten, gegen Einen Augenblick der Liebe? Es ist aber auch das Gelungenste, Göttlichschönste in der Natur! dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehn wir.

### Hyperion an Bellarmin

Nur ihren Gesang sollt' ich vergessen, nur diese Seelentöne sollten nimmer wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen.

Man kennt den stolz hinschiffenden Schwan nicht, wenn er schlummernd am Ufer sitzt.

Nur, wenn sie sang, erkannte man die liebende Schweigende, die so ungerne sich zur Sprache verstand.

Da, da gieng erst die himmlische Ungefällige in ihrer Majestät und Lieblichkeit hervor; da weht' es oft so bittend und so schmeichelnd, oft, wie ein Göttergebot, von den zarten blühenden Lippen. Und wie das Herz sich regt' in dieser göttlichen Stimme, wie alle Größe und Demuth, alle Luft und alle Trauer des Lebens verschönert im Adel dieser Töne erschien!

Wie im Fluge die Schwalbe die Bienen hascht, ergriff sie immer uns alle.

Es kam nicht Luft und nicht Bewunderung, es kam der Friede des Himmels unter uns.

Tausendmal hab' ich es ihr und mir gesagt: das Schönste ist auch das Heiligste. Und so war alles an ihr. Wie ihr Gesang, so auch ihr Leben.

### Hyperion an Bellarmin

Unter den Blumen war ihr Herz zu Hause, als wär' es eine von ihnen.

Sie nannte sie alle mit Namen, schuff ihnen aus Liebe neue, schönere, und wußte genau die fröhlichste Lebenszeit von jeder.

Wie eine Schwester, wenn aus jeder Eke ein Geliebtes ihr entgegenkömmt, und jedes gerne zuerst begrüßt seyn möchte, so war das stille Wesen mit Aug' und Hand beschäftigt, selig zerstreut, wenn auf der Wiese wir giengen, oder im Walde.

Und das war so ganz nicht angenommen, angebildet, das war so mit ihr aufgewachsen.

Es ist doch ewig gewiß und zeigt sich überall; je unschuldiger, schöner eine Seele, desto vertrauter [wird sie] mit den andern Glücklichen leben, die man seelenlos nennt.

### Hyperion an Bellarmin

Tausendmal hab'ich in meiner Herzensfreude gelacht über die Menschen, die sich einbilden, ein erhabner Geist könne unmöglich wissen, wie man ein Gemüße bereitet. Diotima konnte wohl zur rechten Zeit recht herzhaft von dem Feuerheerde sprechen, und es ist gewiß nichts edler, als ein edles Mädchen, das die allwohlthätige Flamme besorgt, und, ähnlich der Natur, die herzerfreuende Speise bereitet.

### Hyperion an Bellarmin

Was ist alles künstliche Wissen auf der Welt, was ist die ganze stolze Mündigkeit der menschlichen Gedan-

---

ken gegen die ungesuchten Töne dieses Geistes, der nicht wußte, was er wußte, was er war?

Wer will die Traube nicht lieber voll und frisch, so wie sie aus der Wurzel quoll, als die getrockneten gepflückten Beere, die der Kaufmann in die Kiste preßt und in die Welt schickt? Was ist die Weisheit eines Buchs gegen die Weisheit eines Engels?

Sie schien immer so wenig zu sagen und sagte so viel.

Ich geleitete sie einst in später Dämmerung nach Hause; wie Träume, beschlichen thauende Wölkchen die Wiese, wie lauschende Genien, fahn die seligen Sterne durch die Zweige.

Man hörte selten ein „wie schön!“ aus ihrem Munde, wenn schon das fromme Herz kein lispelnd Blatt, kein Rieseln einer Quelle unbehorcht ließ.

Dißmal sprach sie es denn doch mir aus — wie schön! „Es ist wohl uns zuliebe so!“ sagt' ich, ungefähr, wie Kinder etwas sagen, weder im Scherze noch im Ernste.

„Ich kann mir denken, was du sagst“, erwiderte sie; „ich denke mir die Welt am liebsten, wie ein häuslich Leben, wo jedes, ohne gerade dran zu denken, sich ins andre schickt, und wo man sich einander zum Gefallen und zur Freude lebt, weil es eben so vom Herzen kömmt.“

„Froher erhabner Glaube!“ rief ich.

Sie schwieg eine Weile.

„Auch wir sind also Kinder des Hauses,“ begann ich endlich wieder, „sind es und werden es seyn.“

„Werden ewig es seyn“, erwiderte sie.

„Werden wir das?“ fragt' ich.

„Ich vertraue,“ fuhr sie fort, „hierinnen der Natur, so wie ich täglich ihr vertraue.“

O ich hätte mögen Diotima feyn, da sie diß sagte!  
Aber du weißt nicht, was sie sagte, mein Bellarmin!  
Du haft es nicht gesehn und nicht gehört.

„Du haft Recht,“ rief ich ihr zu; „die ewige, ewige Schönheit, die Natur leidet keinen Verlust in sich, so wie sie keinen Zufaz leidet. Ihr Schmuk ist morgen anders, als er heute war; aber unser Bestes, uns, uns kann sie nicht entbehren und dich am wenigsten. Wir glauben, daß wir ewig sind, denn unsere Seele fühlt die Schönheit der Natur. Sie ist ein Stückwerk, ist die Göttliche, die Vollendete nicht, wenn jemals du in ihr vermißt wirst. Sie verdient dein Herz nicht, wenn sie erröthen muß vor deinen Hoffnungen.“

#### Hyperion an Bellarmin

So bedürfnißlos, so göttlichgenügsam hab' ich nichts gekannt.

Wie die Wooge des Oceans das Gestade seeliger Inseln, so umfluthete mein ruheloses Herz den Frieden des himmlischen Mädchens.

Ich hatt' ihr nichts zu geben, als ein Gemüth voll wilder Widersprüche, voll blutender Erinnerungen, nicht hatt' ich ihr zu geben als meine gränzenlose Liebe mit ihren tausend Sorgen, ihren tausend tobenden Hoffnungen; sie aber stand vor mir in wandelloser Schönheit, mühe-los, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldnen Morgenstunden von höhern Regionen der Genius weis-sagt, es war alles in dieser Einen stillen Seele erfüllt.

Man sagt sonst, über den Sternen verhalle der Kampf, und künftig erst, verspricht man uns, wenn unsre Hefe



gefunken sey, verwandle sich in edeln Freudenwein das gährende Leben, die Herzensruhe der Seeligen sucht man sonst auf dieser Erde nirgends mehr. Ich weiß es anders. Ich bin den nähern Weg gekommen. Ich stand vor ihr, und hört' und sah den Frieden des Himmels, und mitten im seufzenden Chaos erschien mir Urania.

Wie oft hab' ich meine Klagen vor diesem Bilde gestillt! wie oft hat sich das übermüthige Leben und der strebende Geist befänftigt, wenn ich, in selige Betrachtungen versunken, ihr ins Herz sah, wie man in die Quelle siehet, wenn sie still erbebt von den Berührungen des Himmels, der in Silbertropfen auf sie niederträufelt!

Sie war mein Lethe, diese Seele, mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergessenheit des Daseyns trank, daß ich vor ihr stand, wie ein Unsterblicher, und freudig mich schalt, und wie nach schweren Träumen lächeln mußte über alle Ketten, die mich gedrückt.

O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Mensch geworden mit ihr!

Mit ihr! aber das ist mislungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir ist, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen soll aus mir und andern Dingen.

Meine Seele ist, wie ein Fisch, aus ihrem Elemente auf den Uferstrand geworfen, und windet sich und wirft sich umher, bis sie vertrocknet in der Hize des Tags.

Ach! gäb' es nur noch etwas in der Welt für mich zu thun! gäb' es eine Arbeit, einen Krieg für mich, das sollte mich erquicken!

Knäblein, die man von der Mutterbrust gerissen, und

in die Wüste geworfen, hat einst, so sagt man, eine Wölfin gefäugt.

Mein Herz ist nicht so glücklich.

### Hyperion an Bellarmin

Ich kann nur hie und da ein Wörtchen von ihr sprechen. Ich muß vergessen, was sie ganz ist, wenn ich von ihr sprechen soll. Ich muß mich täuschen, als hätte sie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen soll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über sie und den Tod der Trauer um sie nicht sterben soll.

### Hyperion an Bellarmin

Es ist umsonst; ich kann's mir nicht verbergen. Wohin ich auch entfliehe mit meinen Gedanken, in die Himmel hinauf und in den Abgrund, zum Anfang und ans Ende der Zeiten, selbst wenn ich ihm, der meine letzte Hoffnung war, der sonst noch jede Sorge in mir verzehrte, der alle Lust und allen Schmerz des Lebens sonst mit der Feuerflamme, worinn er sich offenbarte, in mir versengte, selbst wenn ich ihm mich in die Arme werfe, dem herrlichen geheimen Geiste der Welt, in seine Tiefe mich tauche, wie in den bodenlosen Ocean hinab, auch da, auch da finden die süßen Schrecken mich auf, die süßen verwirrenden tödtenden Schrecken, daß Diotimas Grab mir nah ist.

Hörst du? hörst du? Diotimas Grab!

Mein Herz war doch so stille geworden, und meine Liebe war begraben mit der Todten, die ich liebte.

Du weißt, mein Bellarmin! ich schrieb dir lange nicht von ihr, und da ich schrieb, so schrieb ich dir gelassen, wie ich meine.

Was ist denn nun?

Ich gehe ans Ufer hinaus und sehe nach Kalaurea, wo sie ruhet, hinüber, das ist.

O daß ja keiner den Kahn mir leihe, daß ja sich keiner erbarme und mir sein Ruder biete und mir hinüberhelfe zu ihr!

Daß ja das gute Meer nicht ruhig bleibe, damit ich nicht ein Holz mir zimmre und hinüberschwimme zu ihr.

Aber in die tobende See will ich mich werfen, und ihre Wooge bitten, daß sie an Diotimas Gestade mich wirft! —

Lieber Bruder! ich tröste mein Herz mit allerlei Phantasien, ich reiche mir manchen Schlaftrank; und es wäre wohl größer, sich zu befreien auf immer, als sich zu behelfen mit Palliativen; aber wem geht's nicht so? Ich bin denn doch damit zufrieden.

Zufrieden? ach das wäre gut! da wäre ja geholfen, wo kein Gott nicht helfen kann.

Nun! nun! ich habe, was ich konnte, gethan! Ich fodre von dem Schikfaal meine Seele.

### Hyperion an Bellarmin

War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schikfaals, war sie nicht mein? Die reinen Quellen fodr' ich auf zu Zeugen, und die unschuldigen Bäume, die uns be-  
lauchten, und das Tagslicht und den Aether! war sie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens?

Wo ist das Wesen, das, wie meines, sie erkannte? in welchem Spiegel sammelten sich, so wie in mir, die Stralen dieses Lichts? erschrak sie freudig nicht vor ihrer eignen Herrlichkeit, da sie zuerst in meiner Freude sich gewahr ward? Ach! wo ist das Herz, das so, wie meines, überall ihr nah war, so, wie meines, sie erfüllte und von ihr erfüllt war, das so einzig da war, ihres zu umfassen, wie die Wimper für das Auge da ist.

Wir waren Eine Blume nur, und unsre Seelen lebten in einander, wie die Blume, wenn sie liebt, und ihre zarten Freuden im verschlossnen Kelche verbirgt.

Und doch, doch wurde sie, wie eine angemaaßte Krone, von mir geriffen und in den Staub gelegt?

### Hyperion an Bellarmin

Eh' es eines von uns beeden wußte, gehörten wir uns an.

Wenn ich so, mit allen Huldigungen des Herzens, feelig überwunden, vor ihr stand, und schwieg, und all mein Leben sich hingab in den Stralen des Augs, das sie nur sah, nur sie umfaßte, und sie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken, wenn ich oft, begraben in Luft und Schönheit, bei einem reizenden Geschäfte sie belauschte, und um die leiseste Bewegung, wie die Biene um die schwanken Zweige, meine Seele schweift' und flog, und wenn sie dann in friedlichen Gedanken gegen mich sich wandt', und, überrascht von meiner Freude, meine Freude sich verbergen muß', und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder sucht' und fand —

Wenn sie, wunderbar allwissend, jeden Wohlklang,

jeden Mislaut in der Tiefe meines Wesens, im Momente, da er begann, noch eh' ich selbst ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn sie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmuth, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge sah, wenn sie die Ebb' und Fluth des Herzens mir behorcht' und sorgsam trübe Stunden ahnete, indeß mein Geist zu unenthaltfam, zu verschwenderisch im üppigen Gespräche sich verzehrte, wenn das liebe Wesen, treuer wie ein Spiegel, jeden Wechsel meiner Wange mir verrieth, und oft in freundlichen Bekümmernissen über mein unstet Wesen mich ermahnt, und strafte, wie ein theures Kind —

Ach! da du einst, Unschuldige, an den Fingern die Treppen zähltest, von unfrem Berge herab zu deinem Hause, da du deine Spaziergänge mir wiesest, die Plätze, wo du sonst gefessen, und mir erzähltest, wie die Zeit dir da vergangen, und mir am Ende sagtest, es sey dir jezt, als wär' ich auch von jeher dagewesen —

Gehörten wir da nicht längst uns an?

### Hyperion an Bellarmin

Ich baue meinem Herzen ein Grab, damit es ruhen möge; ich spinne mich ein, weil überall es Winter ist; in seeligen Erinnerungen hüll' ich vor dem Sturme mich ein.

Wir saßen einst mit Notara — so hieß der Freund, bei dem ich lebte — und einigen andern, die auch, wie wir, zu den Sonderlingen in Kalaurea gehörten, in Diotimas Garten, unter blühenden Mandelbäumen, und sprachen unter andrem über die Freundschaft.



Ich hatte wenig mitgesprochen, ich hütete mich seit einiger Zeit, viel Worte zu machen von Dingen, die das Herz zunächst angehn, meine Diotima hatte mich so einfylbig gemacht —

„Da Harmodius und Aristogiton lebten,“ rief endlich einer, „da war noch Freundschaft in der Welt.“ Das freute mich zu sehr, als daß ich hätte schweigen mögen.

„Man sollte dir eine Krone flechten um dieses Wortes willen!“ rief ich ihm zu; „haft du denn wirklich eine Ahnung davon, haft du ein Gleichniß für die Freundschaft des Aristogiton und Harmodius? Verzeih mir! Aber beim Aether! man muß Aristogiton seyn, um nachzufühlen, wie Aristogiton liebte, und die Blize durfte wohl der Mann nicht fürchten, der geliebt seyn wollte mit Harmodius Liebe, denn es täufcht mich alles, wenn der furchtbare Jüngling nicht mit Minos Strenge liebte. Wenige sind in solcher Probe bestanden, und es ist nicht leichter, eines Halbgotts Freund zu seyn, als an der Götter Tische, wie Tantalus, zu sitzen. Aber es ist auch nichts herrlicheres auf Erden, als wenn ein stolzes Paar, wie diese, so sich unterthan ist.

Das ist auch meine Hoffnung, meine Lust in einsamen Stunden, daß solche große Töne und größere einst wiederkehren müssen in der Symphonie des Weltlaufs. Die Liebe gebahr Jahrtausende voll lebendiger Menschen; die Freundschaft wird sie wiedergebären. Von Kinderharmonie sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte seyn. Von Pflanzenglük begannen die Menschen und wuchsen auf, und wuchsen, bis sie reiften; von nun an gährten sie unaufhörlich fort, von in-

nen und außen, bis jezt das Menschengeschlecht, unendlich aufgelöst, wie ein Chaos daliegt, daß alle, die noch fühlen und sehen, Schwindel ergreift; aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menschen sich herauf in den Geist; Ideal wird, was Natur war, und wenn von unten gleich der Baum verdorrt ist und verwittert, ein frischer Gipfel ist noch hervorgegangen aus ihm, und grünt im Sonnenglanze, wie einst der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal ist, was Natur war. Daran, an diesem Ideale, dieser verjüngten Gottheit, erkennen die Wenigen sich und Eins sind sie, denn es ist Eines in ihnen, und von diesen, diesen beginnt das zweite Lebensalter der Welt — ich habe genug gesagt, um klar zu machen, was ich denke.“

Da hättest du Diotima sehen sollen, wie sie aufsprang und die beiden Hände mir reichte und rief: „Ich hab' es verstanden, Lieber, ganz verstanden, so viel es sagt.“

Die Liebe gebahr die Welt, die Freundschaft wird sie wieder gebären.

O dann, ihr künftigen, ihr neuen Dioskuren, dann weilt ein wenig, wenn ihr vorüberkömmt, da, wo Hyperion schläft, weilt ahnend über des vergessnen Mannes Asche, und spricht: „Er wäre, wie unser einer, wär' er jezt da.“

Das hab' ich gehört, mein Bellarmin! das hab' ich erfahren, und gehe nicht willig in den Tod.

Ja, ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott vertragen, aber ich nicht.

## Hyperion an Bellarmin

Frägst du, wie mir gewesen sey um diese Zeit? Wie einem, der alles verloren hat, um alles zu gewinnen.

Oft kam ich freilich von Diotimas Bäumen, wie ein Siegestruncker, oft mußst' ich eilends weg von ihr, um keinen meiner Gedanken zu verrathen; so tobte die Freude in mir, und der Stolz, der allbegeisternde Glaube, von Diotima geliebt zu seyn.

Dann suchst' ich die höchsten Berge mir auf und ihre Lüfte, und wie ein Adler, dem der blutende Fittig geheilt ist, regte mein Geist sich im Freien, und dehnt', als wäre sie fein, über die sichtbare Welt sich aus; wunderbar! es war mir oft, als läuterten sich und schmelzten die Dinge der Erde, wie Gold, in meinem Feuer zusammen, und ein Göttliches würde aus ihnen und mir, so tobte in mir die Freude; und wie ich die Kinder aufhub und an mein schlagendes Herz sie drückte, wie ich die Pflanzen grüßte und die Bäume! Einen Zauber hätt' ich mir wünschen mögen, die scheuen Hirsche und all' die wilden Vögel des Walds, wie ein häuslich Völkchen, um meine freigebigen Hände zu versammeln, so selig thörigt liebt' ich alles.

Aber nicht lange, so war das alles, wie ein Licht, in mir erloschen, und stumm und traurig, wie ein Schatte, saß ich da und suchte das entschwundne Leben. Klagen mocht' ich nicht und trösten mocht' ich mich auch nicht. Die Hoffnung warf ich weg, wie ein Lahmer, dem die Krücke verlaidet ist; des Weinens schämt' ich mich; ich schämte mich des Daseyns überhaupt. Aber endlich brach denn doch der Stolz in Thränen aus, und das Leiden, das ich gerne verläugnet hätte, wurde mir

lieb, und ich legt' es, wie ein Kind, mir an die Brust.

Nein, rief mein Herz, nein, meine Diotima! es schmerzt nicht. Bewahre du dir deinen Frieden und laß mich meinen Gang gehn. Laß dich in deiner Ruhe nicht stören, holder Stern! wenn unter dir es gährt und trüb ist.

O laß dir deine Rose nicht bleichen, selige Götterjugend! Laß in den Kümmernissen der Erde deine Schöne nicht altern. Das ist ja meine Freude, süßes Leben! daß du in dir den sorgenfreien Himmel trägst. Du sollst nicht dürftig werden, nein, nein! du sollst in dir die Armuth der Liebe nicht sehn.

Und wenn ich dann wieder zu ihr hinabgieng — ich hätte das Lüftchen fragen mögen und dem Zuge der Wolken es ansehen, wie es mit mir feyn werde in einer Stunde! und wie es mich freute, wenn irgend ein freundlich Gesicht mir auf dem Wege begegnete, und nur nicht gar zu trocken sein „schönen Tag!“ mir zurief.

Wenn ein kleines Mädchen aus dem Walde kam und einen Erdbeerstrauch mir zum Verkauffe reichte, mit einer Miene, als wollte sie ihn schenken, oder wenn ein Bauer, wo ich vorübergieng, auf seinem Kirschbaum saß und pflückte, und aus den Zweigen herab mir rief, ob ich nicht eine Handvoll kosten möchte; das waren gute Zeichen für das abergläubische Herz!

Stand vollends gegen den Weg her, wo ich herabkam, von Diotimas Fenstern eines offen, wie konnte das so wohlthun!

Sie hatte vielleicht nicht lange zuvor herausgesehn.

Und nun stand ich vor ihr, athemlos und wankend,

und drückte die verschlungenen Arme gegen mein Herz, sein Zittern nicht zu fühlen, und, wie der Schwimmer aus reißenden Wassern hervor, rang und strebte mein Geist, nicht unterzugehen in der unendlichen Liebe.

„Wovon sprechen wir doch geschwind?“ konnt' ich rufen; „man hat oft seine Mühe, man kann den Stoff nicht finden, die Gedanken daran festzuhalten.“

„Reißen sie wieder aus in die Luft?“ erwiderte meine Diotima. Du mußt ihnen Blei an die Flügel binden, oder ich will sie an einen Faden knüpfen, wie der Knabe den fliegenden Drachen, daß sie uns nicht entgehn.“

Das liebe Mädchen suchte sich und mir durch einen Scherz zu helfen, aber es war wenig damit gethan.

„Ja! ja!“ rief ich, „wie du willst, wie du es für gut hältst — soll ich vorlesen? Deine Laute ist wohl noch gestimmt von gestern — vorzulesen hab' ich auch gerade nichts —“

„Du hast schon mehr, als einmal,“ sagte sie, „versprochen, mir zu erzählen, wie du gelebt hast, ehe wir uns kannten, möchtest du jezt nicht?“

„Das ist wahr,“ erwidert' ich; mein Herz warf sich gerne auf das, und ich erzählt' ihr nun, wie dir, von Adamas und meinen einsamen Tagen in Smyrna, von Alabanda und wie ich getrennt wurde von ihm, und von der unbegreiflichen Krankheit meines Wesens, eh' ich nach Kalaurea herüberkam — „Nun weißt du alles,“ sagt' ich zu ihr gelassen, da ich zu Ende war, „nun wirst du weniger dich an mir stoßen; nun wirst du sagen,“ sezt' ich lächelnd hinzu, „spottet dieses Vulkans nicht, wenn er hinkt, denn ihn haben zweimal die Götter vom Himmel auf die Erde geworfen.“



„Stille,“ rief sie mit erstikter Stimme, und verbarg ihre Thränen ins Tuch, „o stille, und scherze über dein Schikfaal, über dein Herz nicht! denn ich versteh' es, und besser, als du.

„Lieber — lieber Hyperion! Dir ist wohl schwer zu helfen.

„Weißt du denn,“ fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, „weißt du denn, woran du darbest, was dir einzig fehlt, was du, wie Alpheus seine Arethusa, suchst, um was du trauertest in aller deiner Trauer? Es ist nicht erst seit Jahren hingeschieden, man kann so genau nicht sagen, wann es da war, wann es wegging, aber es war, es ist, in dir ist! Es ist eine bessere Zeit, die suchst du, eine schönere Welt. Nur diese Welt umarmtest du in deinen Freunden, du warst mit ihnen diese Welt.

„In Adamas war sie dir aufgegangen; sie war auch hingegangen mit ihm. In Alabanda erschien dir ihr Licht zum zweitenmale, aber brennender und heißer, und darum war es auch, wie Mitternacht, vor deiner Seele, da er für dich dahin war.

„Siehst du nun auch, warum der kleinste Zweifel über Alabanda zur Verzweiflung werden muß' in dir? warum du ihn verstießest, weil er nur nicht gar ein Gott war?

„Du wolltest keine Menschen, glaube mir, du wolltest eine Welt. Den Verlust von allen goldenen Jahrhunderten, so wie du sie, zusammengedrängt in Einen glücklichen Moment, empfandest, den Geist von allen Geistern besserer Zeit, die Kraft von allen Kräften der Heroën, die sollte dir ein Einzelner, ein Mensch ersetzen! — Siehst du nun, wie arm, wie reich du bist?

warum du so stolz feyn mußt und auch so niedergeschlagen? warum so schrecklich Freude und Laid dir wechselt?

„Darum, weil du alles hast und nichts, weil das Phantom der goldenen Tage, die da kommen sollen, dein gehört, und doch nicht da ist, weil du ein Bürger bist in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit, ein Gott bist unter Göttern in den schönen Träumen, die am Tage dich beschleichen, und wenn du aufwachst, auf neugriechischem Boden stehst.

„Zweimal, sagtest du? o du wirst in Einem Tage siebzigmal vom Himmel auf die Erde geworfen. Soll ich dir es sagen? Ich fürchte für dich, du hältst das Schiksaal dieser Zeiten schwerlich aus. Du wirst noch mancherlei versuchen, wirst —

„O Gott! und deine letzte Zufluchtsstätte wird ein Grab feyn.“

„Nein, Diotima,“ rief ich, „nein, beim Himmel, nein! Solange noch Eine Melodie mir tönt, so scheu' ich nicht die Todtenstille der Wildniß unter den Sternen; solange die Sonne nur scheint und Diotima, so giebt es keine Nacht für mich.

„Laß allen Tugenden die Sterbeglocke läuten; ich höre ja dich, dich, deines Herzens Lied, du Liebe! und finde unsterblich Leben, indessen alles verlischt und welkt.“

„O Hyperion,“ rief sie, „wie sprichst du?“

„Ich spreche, wie ich muß. Ich kann nicht, kann nicht länger all' die Seeligkeit und Furcht und Sorge bergen — Diotima! — Ja du weißt es, mußt es wissen, hast längst es gesehen, daß ich untergehe, wenn du nicht die Hand mir reichst.“

Sie war betroffen, verwirrt.

„Und an mir,“ rief sie, „an mir will sich Hyperion halten? ja, ich wünsch' es, jezt zum erstenmale wünsch' ich, mehr zu seyn, denn nur ein sterblich Mädchen. Aber ich bin dir, was ich seyn kann.“

„O so bist du ja mir Alles!“ rief ich.

„Alles? böser Heuchler! und die Menschheit, die du doch am Ende einzig liebst?“

„Die Menschheit?“ sagt'ich; „ich wollte, die Menschheit machte Diotima zum Loofungswort und mahlt' in ihre Paniere dein Bild, und spräche: heute soll das Göttliche siegen! Engel des Himmels! das müßt' ein Tag seyn!“

„Geh,“ rief sie, „geh, und zeige dem Himmel deine Verklärung! mir darf sie nicht so nahe seyn.“

„Nicht wahr, du gehest, lieber Hyperion?“

Ich gehorchte. Wer hätte da nicht gehorcht? Ich gieng. So war ich noch niemals von ihr gegangen. O Belarmin! das war Freude, Stille des Lebens, Götterruhe, himmlische, wunderbare, unverkennbare Freude.

Worte sind hier umsonst, und wer nach einem Gleichniß von ihr fragt, der hat sie nie erfahren. Das Einzige, was eine solche Freude auszudrücken vermochte, war Diotimas Gefang, wenn er, in goldner Mitte, zwischen Höhe und Tiefe schwebte.

O ihr Uferweiden des Lethe! ihr abendröthlichen Pfade in Elysiums Wäldern! ihr Lilien an den Bächen des Thals! ihr Rosenkränze des Hügels! Ich glaub' an euch, in dieser freundlichen Stunde, und spreche zu meinem Herzen: dort findest du sie wieder, und alle Freude, die du verlorst.

## Hyperion an Bellarmin

Ich will dir immer mehr von meiner Seeligkeit erzählen.

Ich will die Brust an den Freuden der Vergangenheit verfuchen, bis sie, wie Stahl, wird, ich will mich üben an ihnen, bis ich unüberwindlich bin.

Ha! fallen sie doch, wie ein Schwerdtschlag, oft mir auf die Seele, aber ich spiele mit dem Schwerdte, bis ich es gewohnt bin, ich halte die Hand ins Feuer, bis ich es ertrage, wie Wasser.

Ich will nicht zagen; ja! ich will stark seyn! ich will mir nichts verhehlen, will von allen Seeligkeiten mir die seeligste aus dem Grabe beschwören.

Es ist unglaublich, daß der Mensch sich vor dem Schönsten fürchten soll; aber es ist so.

O bin ich doch hundertmal vor diesen Augenblikken, dieser tödtenden Wonne meiner Erinnerungen geflohen und habe mein Auge hinweggewandt, wie ein Kind vor Blizen! und dennoch wächst im üppigen Garten der Welt nichts lieblicher, wie meine Freuden, dennoch gedeiht im Himmel und auf Erden nichts edleres, wie meine Freuden.

Aber nur dir, mein Bellarmin, nur einer reinen freien Seele, wie deine ist, erzähl' ich's. So freigebig, wie die Sonne mit ihren Strahlen, will ich nicht seyn; meine Perlen will ich vor die alberne Menge nicht werfen.

Ich kannte, seit dem letzten Seelengespräche, mit jedem Tage mich weniger. Ich fühlt', es war ein heilig Geheimniß zwischen mir und Diotima.

Ich staunte, träumte. Als wär' um Mitternacht ein

feeliger Geist mir erschienen und hätte mich erkoren, mit ihm umzugehn, so war es mir in der Seele.

O es ist ein feltames Gemische von Seeligkeit und Schwermuth, wenn es so sich offenbart, daß wir auf immer heraus sind aus dem gewöhnlichen Daseyn.

Es war mir seitdem nimmer gelungen, Diotima allein zu sehn. Immer muß' ein Dritter uns stören, trennen, und die Welt lag zwischen ihr und mir, wie eine unendliche Leere. Sechs todesbange Tage giengen so vorüber, ohne daß ich etwas wußte von Diotima. Es war, als lähmten die andern, die um uns waren, mir die Sinne, als tödteten sie mein ganzes äußeres Leben, damit auf keinem Wege die verschlossene Seele sich hinüber helfen möchte zu ihr.

Wollt' ich mit dem Auge sie suchen, so wurd' es Nacht vor mir, wollt' ich mich mit einem Wörtchen an sie wenden, so erstikt' es in der Kehle.

Ach! mir wollte das heilige namenlose Verlangen oft die Brust zerreißen, und die mächtige Liebe zürnt' oft, wie ein gefangener Titan, in mir. So tief, so innigst unverföhnlich hatte mein Geist noch nie sich gegen die Ketten gesträubt, die das Schiksal ihm schmiedet, gegen das eiserne unerbitterliche Gesez, geschieden zu seyn, nicht Eine Seele zu seyn mit seiner lebenswürdigen Hälfte.

Die sternenhelle Nacht war nun mein Element geworden. Dann, wann es stille war, wie in den Tiefen der Erde, wo geheimnißvoll das Gold wächst, dann hob das schönere Leben meiner Liebe sich an.

Da übte das Herz sein Recht, zu dichten, aus. Da sagt' es mir, wie Hyperions Geist im Vorelyfium mit



feiner holden Diotima gespielt, eh' er herabgekommen zur Erde, in göttlicher Kindheit bei dem Wohlgetöne des Quells, und unter Zweigen, wie wir die Zweige der Erde sehn, wenn sie verschönert aus dem güldenen Strome blinken.

Und, wie die Vergangenheit, öffnete sich die Pforte der Zukunft in mir.

Da flogen wir, Diotima und ich, da wanderten wir, wie Schwalben, von einem Frühling der Welt zum andern, durch der Sonne weites Gebiet und drüber hinaus, zu den andern Inseln des Himmels, an des Sirius goldne Küsten, in die Geisterthale des Arcturs —

O es ist doch wohl wünschenswerth, so aus Einem Kelche mit der Geliebten die Wonne der Welt zu trinken!

Berauscht vom seeligen Wiegenliede, das ich mir fang, schlief ich ein, mitten unter den herrlichen Phantomen.

Wie aber am Strahle des Morgenlichts das Leben der Erde sich wieder entzündete, sah ich empor und suchte die Träume der Nacht. Sie waren, wie die schönen Sterne, verschwunden, und nur die Wonne der Wehmuth zeugt' in meiner Seele von ihnen.

Ich trauerte; aber ich glaube, daß man unter den Seeligen auch so trauert. Sie war die Botin der Freude, diese Trauer, sie war die grauende Dämmerung, woran die unzähligen Rosen des Morgenroths sprossen. —

Der glühende Sommertag hatte jezt alles in die dunkeln Schatten gescheucht. Auch um Diotimas Haus war alles still und leer, und die neidischen Vorhänge standen mir an allen Fenstern im Wege.

Ich lebt' in Gedanken an sie. Wo bist du, dacht' ich,

wo findet mein einfamer Geist dich, süßes Mädchen? Siehest du vor dich hin und sinnest? Haft du die Arbeit auf die Seite gelegt und stützeſt den Arm aufs Knie und auf das Händchen das Haupt und giebst den lieblichen Gedanken dich hin?

Daß ja nichts meine Friedliche ſtöre, wenn ſie mit süßen Phantaſien ihr Herz erfrischt, daß ja nichts dieſe Traube betafte und den erquikenden Thau von den zarten Beeren ihr ſtreife!

So träumt' ich. Aber indeß die Gedanken zwischen den Wänden des Hauſes nach ihr spähten, ſuchten die Füße ſie anderswo, und eh' ich es gewahr ward, gieng ich unter den Bogengängen des heiligen Walds, hinter Diotimas Garten, wo ich ſie zum erſtenmale hatte geſehn. Was war das? Ich war ja indeſſen ſo oft mit dieſen Bäumen umgegangen, war vertrauter mit ihnen, ruhiger unter ihnen geworden; jezt ergriff mich eine Gewalt, als trat' ich in Dianens Schatten, um zu ſterben vor der gegenwärtigen Gottheit.

Indeſſen gieng ich weiter. Mit jedem Schritte wurd' es wunderbarer in mir. Ich hätte fliegen mögen, ſo trieb mein Herz mich vorwärts; aber es war, als hätt' ich Blei an den Sohlen. Die Seele war vorausgeeilt, und hatte die irrdiſchen Glieder verlaſſen. Ich hörte nicht mehr und vor dem Auge dämmerten und ſchwankten alle Geſtalten. Der Geist war ſchon bei Diotima; im Morgenlichte ſpielte der Gipfel des Baums, indeß die untern Zweige noch die kalte Dämmerung fühlten.

„Ach! mein Hyperion!“ rief jezt mir eine Stimme entgegen; ich ſtürzt' hinzu; „Meine Diotima! o meine

Diotima!“ weiter hatt’ ich kein Wort und keinen Othem, kein Bewußtfeyn.

Schwinde, schwinde, sterbliches Leben, dürftig Geschäft, wo der einsame Geist die Pfennige, die er sammelt, hin und her betrachtet und zählt! wir sind zur Freude der Gottheit alle berufen!

Es ist hier eine Lücke in meinen Daseyn. Ich starb, und wie ich erwachte, lag ich am Herzen des himmlischen Mädchens.

O Leben der Liebe! wie warst du an ihr aufgegangen in voller holdseeliger Blüthe! wie in leichten Schlummer gefungen von heiligen Genien, lag das reizende Köpfchen mir auf der Schulter, lächelte süßen Frieden, und schlug fein ätherisch Auge nach mir auf in fröhlichem unerfahrenem Staunen, als blickt’ es eben jetzt zum erstenmale in die Welt.

Lange standen wir so in holder selbstvergessener Betrachtung, und keines wußte, wie ihm geschah, bis endlich der Freude zuviel in mir sich häufte und in Thränen und Lauten des Entzükens auch meine verlorne Sprache wieder begann, und meine stille Begeisterte vollends wieder ins Daseyn weckte.

Endlich fahn wir uns auch wieder um.

„O meine alten freundlichen Bäume!“ rief Diotima, als hätte sie sie in langer Zeit nicht gesehn, und das Andenken an ihre vorigen einsamen Tage spielt’ um ihre Freuden, lieblich, wie die Schatten um den jungfräulichen Schnee, wenn er erröthet und glüht in freudigem Abendglanze.

„Engel des Himmels!“ rief ich, „wer kann dich fassen? wer kann sagen, er habe ganz dich begriffen?“

„Wunderst du dich,“ erwiderte sie, „daß ich so sehr dir gut bin? Lieber! stolzer Bescheidner! Bin ich denn auch von denen, die nicht glauben können an dich, hab' ich denn nicht dich ergründet, hab' ich den Genius nicht in seinen Wolken erkannt? Verhülle dich nur und siehe dich selbst nicht; ich will dich hervorbeschwören, ich will —

„Aber er ist ja da, er ist hervorgegangen, wie ein Stern; er hat die Hülse durchbrochen und steht, wie ein Frühling, da; wie ein Kristallquell aus der düstern Grotte, ist er hervorgegangen; das ist der finstre Hyperion nicht, das ist die wilde Trauer nicht mehr — o mein, mein herrlicher Junge!“

Das alles war mir, wie ein Traum. Konnt' ich glauben an diß Wunder der Liebe? konnt' ich? mich hätte die Freude getödtet.

„Göttliche!“ rief ich, „sprichst du mit mir? kannst du so dich verläugnen, selige Selbstgenügsame! kannst du so dich freuen an mir? O ich seh' es nun, ich weiß nun, was ich oft geahnet, der Mensch ist ein Gewand, das oft ein Gott sich umwirft, ein Kelch, in den der Himmel seinen Nektar gießt, um seinen Kindern vom Besten zu kosten zu geben.“ —

„Ja, ja!“ fiel sie schwärmerisch lächelnd mir ein, „dein Namensbruder, der herrliche Hyperion des Himmels, ist in dir.“

„Laß mich,“ rief ich, „laß mich dein seyn, laß mich mein vergessen, laß alles Leben in mir und allen Geist nur dir zufliegen; nur dir, in seeliger endelofer Betrachtung! O Diotima! so stand ich sonst auch vor dem dämmernden Götterbilde, das meine Liebe sich schuff,

vor dem Idole meiner einsamen Träume; ich nährt' es traulich; mit meinem Leben belebt' ich es, mit den Hoffnungen meines Herzens erfrischt', erwärmt' ich es, aber es gab mir nichts, als was ich gegeben, und wenn ich verarmt war, ließ es mich arm, und nun! nun hab' ich im Arme dich, und fühle den Othem deiner Brust, und fühle dein Aug' in meinem Auge, die schöne Gegenwart rinnt mir in alle Sinnen herein, und ich halt' es aus, ich habe das Herrlichste so und bebe nicht mehr — ja! ich bin wirklich nicht, der ich sonst war, Diotima! ich bin deinesgleichen geworden, und Göttliches spielt mit Göttlichem jetzt, wie Kinder unter sich spielen.“ —

„Aber etwas stiller mußt du mir werden,“ sagte sie.

„Du hast auch recht, du Liebenswürdige!“ rief ich freudig, „sonst erscheinen mir ja die Grazien nicht; sonst seh' ich ja im Meere der Schönheit seine leisen lieblichen Bewegungen nicht. O ich will es noch lernen, nichts an dir zu übersehen. Gieb mir nur Zeit!“

„Schmeichler!“ rief sie, „aber für heute sind wir zu Ende, lieber Schmeichler! die goldne Abendwolke hat mich gemahnt. O traure nicht! Erhalte dir und mir die reine Freude! Laß sie nachtönen in dir, bis morgen, und tödte sie nicht durch Mismuth! — die Blumen des Herzens wollen freundliche Pflege. Ihre Wurzel ist überall, aber sie selbst gedeihn in heitrer Witterung nur. Leb wohl, Hyperion!“

Sie machte sich los. Mein ganzes Wesen flammt' in mir auf, wie sie so vor mir hinwegschwand in ihrer glühenden Schönheit.



„O du! —“ rief ich und stürzt' ihr nach, und gab meine Seele in ihre Hand in unendlichen Küffen.

„Gott!“ rief sie, „wie wird das künftig werden!“

Das traf mich. „Verzeih, Himmlische!“ sagt' ich, „ich gehe. Gute Nacht, Diotima! denke noch mein ein wenig!“

„Das will ich,“ rief sie, „gute Nacht!“

Und nun kein Wort mehr, Bellarmin! Es wäre zu viel für mein geduldiges Herz. Ich bin erschüttert, wie ich fühle. Aber ich will hinausgehn unter die Pflanzen und Bäume, und unter sie hin mich legen und beten, daß die Natur zu solcher Ruhe mich bringe.

### Hyperion an Bellarmin

Unfere Seelen lebten nun immer freier und schöner zusammen, und alles in und um uns vereinigte sich zu goldenem Frieden. Es schien, als wäre die alte Welt gestorben und eine neue begönne mit uns, so geistig und kräftig und liebend und leicht war alles geworden, und wir und alle Wesen schwebten, selig vereint, wie ein Chor von tausend unzertrennlichen Tönen, durch den unendlichen Aether.

Unfre Gespräche gleiteten weg, wie ein himmelblau Gewässer, woraus der Goldfand hin und wieder blinkt, und unfre Stille war, wie die Stille der Berggipfel, wo in herrlich einsamer Höhe, hoch über dem Raume der Gewitter, nur die göttliche Luft noch in den Loken des kühnen Wanderers raucht.

Und die wunderbare heilige Trauer, wann die Stunde der Trennung in unfre Begeisterung tönte, wenn ich oft rief: „Nun sind wir wieder sterblich, Diotima!“

und sie mir sagte: „Sterblichkeit ist Schein, ist, wie die Farben, die vor unfrem Auge zittern, wenn es lange in die Sonne sieht!“

Ach! und alle die holdseeligen Spiele der Liebe! die Schmeichelreden, die Beforgnisse, die Empfindlichkeiten, die Strenge und Nachsicht.

Und die Allwissenheit, womit wir uns durchschau-ten, und der unendliche Glaube, womit wir uns ver-herrlichten!

Ja! eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allverklä-rend, wenn er liebt, und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt.

Ich sollte schweigen, sollte vergessen und schweigen.

Aber die reizende Flamme versucht mich, bis ich mich ganz in sie stürze, und, wie die Fliege, vergehe.

Mitten in all dem seeligen unverhaltenen Geben und Nehmen fühlt' ich einmal, daß Diotima stiller wurde und immer stiller.

Ich fragt' und flehte; aber das schien nur mehr sie zu entfernen, endlich flehte sie, ich möchte nicht mehr fragen, möchte gehn, und wenn ich wiederkäme, von etwas anderm sprechen. Das gab auch mir ein schmerzliches Verstummen, worein ich selbst mich nicht zu finden wußte.

Mir war, als hätt' ein unbegreiflich plötzlich Schicksaal unfreier Liebe den Tod geschworen, und alles Leben war hin außer mir und allem.

Ich schämte mich freilich deß; ich wußte gewiß, das Ungefähr beherrsche Diotimas Herz nicht. Aber wunderbar blieb sie mir immer, und mein verwöhnter un-tröstlicher Sinn wollt' immer offenbare gegenwärtige

Liebe; verschlossene Schätze waren verlorene Schätze für ihn. Ach! ich hatt' im Glücke die Hoffnung verlernt, ich war noch damals, wie die ungeduldigen Kinder, die um den Apfel am Baume weinen, als wär' er gar nicht da, wenn er ihnen den Mund nicht küßt. Ich hatte keine Ruhe, ich flehte wieder, mit Ungefüg und Demuth, zärtlich und zürnend, mit ihrer ganzen allmächtigen, bescheidenen Beredsamkeit rüstete die Liebe mich aus und nun — o meine Diotima! nun hatt' ich es, das reizende Bekenntniß, nun hab' ich und halt' es, bis auch mich, mit allem, was an mir ist, in die alte Heimath, in den Schoos der Natur, die Wooge der Liebe zurückbringt.

Die Unschuldige! noch kannte sie die mächtige Fülle ihres Herzens nicht, und lieblich erschrocken vor dem Reichtum in ihr, begrub sie ihn in die Tiefe der Brust — und wie sie nun bekannte, heilige Einfalt, wie sie mit Thränen bekannte, sie liebezufehr, und wie sie Abschied nahm von allem, was sie sonst am Herzen gewiegt, o wie sie rief: „Abtrünnig bin ich geworden von Mai und Sommer und Herbst, und achte des Tages und der Nacht nicht, wie sonst, gehöre dem Himmel und der Erde nicht mehr, gehöre nur Einem, Einem, aber die Blüthe des Mai's und die Flamme des Sommers und die Reife des Herbsts, die Klarheit des Tags und der Ernst der Nacht, und Erd' und Himmel ist mir in diesem Einen vereint! so lieb ich! —“ und wie sie nun in voller Herzenslust mich betrachtete, wie sie, in kühner heiliger Freude, in ihre schönen Arme mich nahm und die Stirne mir küßte und den Mund, ha! wie das göttliche Haupt, sterbend in Wonne, mir am offenen Halbe herabfank,

und die süßen Lippen an der schlagenden Brust mir ruhten und der liebliche Othem an die Seele mir gieng — o Bellarmin! die Sinne vergehn mir und der Geist entflieht.

Ich seh', ich sehe, wie das enden muß. Das Steuer ist in die Wooge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felsen geschleudert.

### Hyperion an Bellarmin

Es giebt große Stunden im Leben. Wir schauen an ihnen hinauf, wie an den kolossalischen Gestalten der Zukunft und des Altertums, wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und bestehn wir vor ihnen, so werden sie, wie Schwestern, und verlassen uns nicht.

Wir saßen einst zusammen auf unfrem Berge, auf einem Steine der alten Stadt dieser Insel, und sprachen davon, wie hier der Löwe Demosthenes sein Ende gefunden, wie er hier mit heiligem selbsterwähltem Tode aus den Macedonischen Ketten und Dolchen sich zur Freiheit geholfen — „Der herrliche Geist gieng scherzend aus der Welt,“ rief einer. „Warum nicht?“ sagt' ich; „er hatte nichts mehr hier zu suchen; Athen war Alexanders Dirne geworden, und die Welt, wie ein Hirsch, von dem großen Jäger zu Tode gehezt.“

„O Athen!“ rief Diotima; „ich habe machmal getrauert, wenn ich da hinaus fah, und aus der blauen Dämmerung mir das Phantom des Olympion aufstieg!“

„Wie weit ist's hinüber?“ fragt' ich.

„Eine Tagreise vielleicht,“ erwiederte Diotima.

„Eine Tagereise,“ rief ich, „und ich war noch nicht drüben? Wir müssen gleich hinüber zusammen.“

„Recht so!“ rief Diotima; „wir haben morgen heitere See, und alles steht jetzt noch in seiner Grüne und Reife.“

Man braucht die ewige Sonne und das Leben der unsterblichen Erde zu solcher Wallfahrt.

„Also morgen!“ sagt' ich, und unsere Freunde stimmten mit ein.

Wir fuhren früh, unter dem Gefange des Hahns, aus der Rhede. In frischer Klarheit glänzten wir und die Welt. Goldne stille Jugend war in unsern Herzen. Das Leben in uns war, wie das Leben einer neugebornen Insel des Oceans, worauf der erste Frühling beginnt.

Schon lange war unter Diotimas Einfluß mehr Gleichgewicht in meine Seele gekommen; heute fühlt' ich es dreifach rein, und die zerstreuten schwärmenden Kräfte waren all' in Eine goldne Mitte versammelt.

Wir sprachen unter einander von der Treflichkeit des alten Athenervolks, woher sie komme, worinn sie bestehe.

Einer sagte: das Klima hat es gemacht; der andere: die Kunst und Philosophie; der dritte: Religion und Staatsform.

„Athenische Kunst und Religion, und Philosophie und Staatsform,“ sagt' ich, „sind Blüthen und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel. Ihr nehmt die Wirkungen für die Urfache.“

„Wer aber mir sagt, das Klima habe diß alles gebildet, der denke, daß auch wir darinn noch leben.“

„Ungestörter in jedem Betracht, von gewaltsamem



Einfluß freier, als irgend ein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Götterdienst betäubt sie, keine eilfertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeit des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Antheil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meisten griechischen Völker zu früh erhitzt' und belebte. — Kein außerordentlich Schicksaal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was daselbe ist, Menschen werden sie nie oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

„In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Athenienfern voraus, und hätte sich eben deswegen auch früher zerstreut und aufgelöst, wäre Lycurg nicht gekommen, und hätte mit seiner Zucht die übermüthige Natur zusammengehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortreflichkeit errungen und erkaufte durch Fleiß und selbstbewußtes Streben, und soviel man in gewissem Sinne von der Einfalt der Spartaner sprechen kann, so war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu früh die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh' es in die

Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

„Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann. —

„Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das seine gethan, hat ihnen nicht Armuth und nicht Überfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht, wie ein Feuerregen, auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übergütigen Gaben, wie sonst wohl hie und da die thörige Mutter thut.

„Hiezu kam die wundergroße That des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt.“

O! solch ein Saamenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ocean von goldnen Ähren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern.

„Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamem Einfluß aller Art, so recht bei mittelmäßiger Kost aufwachsen, das hat sie so vortreflich gemacht, und diß nur konnt' es!

„Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre und so von ihm euch unterscheide, thut nicht zu viel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle und so von ihm euch unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm

giebt, denn so nur wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön.“

„Sonderbar!“ rief einer von den Freunden.

„Du hast noch nie so tief aus meiner Seele gesprochen,“ rief Diotima.

„Ich hab’ es von dir,“ erwidert’ ich.

„So war der Athener ein Mensch,“ fuhr ich fort, „so muß’ er es werden! Schön kam er aus den Händen der Natur, schön an Leib und Seele, wie man zu sagen pflegt.

„Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. Denn im Anfang war der Mensch und seine Götter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich spreche Mysterien, aber sie sind. —

„Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bei den Athenern.

„Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so wars bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr’ Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeschlagen ist.

„Daß aber wirklich diß der Fall war bei den Grie-

chen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit – vollendeter Menschennatur – sind, und nur hervorgehen konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenen Auge sehn will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

„Mängel und Mistritte giebt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Da ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Aegyptier und Gothen, da ist Menschenfönn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andre zu den Extremen des Überfönnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

„Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! –

„Aus der Geistesfönnheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit.

„Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkühr, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesezesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesezlichen zu hängen.

„Der Athener kann die Willkühr nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört seyn, er kann Gesezlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht

überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt seyn, und thut auch recht daran.“

„Gut!“ unterbrach mich einer, „das begreif’ ich, aber wie diß dichterische religiöse Volk nun auch ein philosophisch Volk seyn soll, das seh’ ich nicht.“

„Sie wären sogar,“ sagt’ ich, „ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen!“

„Was hat die Philosophie,“ erwiedert’ er, „was hat die kalte Erhabenheit dieser Wissenschaft mit Dichtung zu thun?“

„Die Dichtung,“ sagt’ ich, meiner Sache gewiß, „ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen göttlichen Seyns. Und so läuft am End’ auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zusammen.“

„Das ist ein paradoxer Mensch,“ rief Diotima, „jedoch ich ahn’ ihn. Aber ihr schweift mir aus. Von Athen ist die Rede.“

„Der Mensch,“ begann ich wieder, „der nicht wenigstens im Leben Einmal volle lautre Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben an Irisbogen, in einander spielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal ein philosophischer Zweifler werden, sein Geist ist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbaun. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt,



die nie gedacht wird. Das trokne Brod, das menschliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verschmähet er nur darum, weil er ingeheim am Göttertische schwelgt.“

„Schwärmer!“ rief Diotima, „darum warft auch du ein Zweifler. Aber die Athener!“

„Ich bin ganz nach ihnen,“ sagt' ich. „Das große Wort, das *εν διαφερον εαυτω* (das Eine in sich selber unterschiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es ist das Wesen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gab's keine Philosophie.

„Nun konnte man bestimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

„Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menschen, war da im Leben und Geiste, das Unendlicheinige war.

„Man konnt' es aus einander fezen, zertheilen im Geiste, konnte das Getheilte neu zusammendenken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Geseze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

„Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk seyn mußten?“

„Das konnte der Aegyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne enig lebt mit dem Elemente, worinn er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so enig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

„Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Himmelsstrich mit seiner Macht und

seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schicksaal und Natur mit brennender Hize alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier ist hingegeben, eh' er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Räthsel; die stumme finstre Isis ist sein Erstes und Leztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren.

„Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Aegyptiers zu reifelustig in die Welt hinaus eilt, schickt im Norden sich der Geist zur Rückkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist.

„Man muß im Norden schon verständig seyn, noch eh' ein reif' Gefühl in ihm ist, man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh' er sich bildet und entwickelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft, sind immer die Könige des Nordens.

„Aber aus bloßem Verstand ist nie verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie vernünftiges gekommen.

„Verstand ist ohne Geistes Schönheit, wie ein dienstbarer Gefelle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Nothwerk. Vor dem Unfinn, vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu seyn vor Unfinn und vor Unrecht ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortreflichkeit.

„Vernunft ist ohne Geistes-, ohne Herzensschönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß so wenig, als die Knechte, was aus all der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: ‚Tummelt euch,‘ und siehet es fast ungern, wenn es vor sich geht, denn am Ende hätt’ er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt.

„Aus bloßem Verstande kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntniß des Vorhandnen.

„Aus bloßer Vernunft kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn blinde Foderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffs.

„Leuchtet aber das Göttliche *εν διαφερον εαυτω*, das Ideal der Schönheit, der strebenden Vernunft, so fodert sie nicht blind, und weiß, warum, wozu sie fodert.

„Scheint, wie der Maitag in des Künstlers Werkstatt, dem Verstande die Sonne des Schönen zu seinem Geschäft, so schwärmt er zwar nicht hinaus und läßt sein Nothwerk stehn, doch denkt er gerne des Festtags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.“

So weit war ich, als wir landeten an der Küste von Attika.

Das alte Athen lag jetzt zu sehr uns im Sinne, als daß wir hätten viel in der Ordnung sprechen mögen, und ich wunderte mich jetzt selber über die Art meiner Äußerungen. „Wie bin ich doch,“ rief ich, „auf die trocknen Berggipfel gerathen, worauf ihr mich faht?“

„Es ist immer so,“ erwiderte Diotima, „wenn uns recht wohl ist. Die üppige Kraft sucht eine Arbeit. Die jungen Lämmer stoßen sich die Stirnen an einander, wenn sie von der Mutter Milch gesättigt sind.“

Wir giengen jetzt am Lykabettus hinauf, und blieben, trotz der Eile, zuweilen stehen, in Gedanken und wunderbaren Erwartungen.

Es ist schön, daß es dem Menschen so schwer wird, sich vom Tode dessen, was er liebt, zu überzeugen, und es ist wohl keiner noch zu seines Freundes Grabe gegangen, ohne die leise Hoffnung, da dem Freunde wirklich zu begegnen. Mich ergriff das schöne Phantom des alten Athens, wie einer Mutter Gestalt, die aus dem Todtenreiche zurückkehrt.

„O Parthenon!“ rief ich, „Stolz der Welt! zu deinen Füßen liegt das Reich des Neptun, wie ein bezwungener Löwe, und wie Kinder, sind die andern Tempel um dich versammelt, und die beredte Agora und der Hain des Akademos —“

„Kannst du so dich in die alte Zeit versetzen,“ sagte Diotima.

„Mahne mich nicht an die Zeit!“ erwidert' ich; „es war ein göttlich Leben und der Mensch war da der Mittelpunkt der Natur. Der Frühling, als er um Athen

her blühte, war, wie eine bescheidne Blume an der Jungfrau Busen; die Sonne gieng schaamroth auf über den Herrlichkeiten der Erde.

„Die Marmorfelsen des Hymettus und Pentele sprangen hervor aus ihrer schlummernden Wiege, wie Kinder aus der Mutter Schoos, und gewannen Form und Leben unter den zärtlichen Athener-Händen.

„Honig reichte die Natur und die schönsten Veilchen und Myrthen und Oliven.

„Die Natur war Priesterin und der Mensch ihr Gott, und alles Leben in ihr und jede Gestalt und jeder Ton von ihr nur Ein begeistertes Echo des Herrlichen, dem sie gehörte.

„Ihn feiert', ihm nur opferte sie.

„Er war es auch werth, er mochte liebend in der heiligen Werkstatt sitzen und dem Götterbilde, das er gemacht, die Kniee umfassen, oder auf dem Vorgebirge, auf Suniums grüner Spitze, unter den horchenden Schülern gelagert, sich die Zeit verkürzen mit hohen Gedanken, oder er mocht' im Stadium laufen, oder vom Rednerstuhle, wie der Gewittergott, Regen und Sonnenschein und Blitze senden und goldene Wolken —“

„O siehe!“ rief jetzt Diotima mir plötzlich zu.

Ich sah, und hätte vergehen mögen vor dem allmächtigen Anblik.

Wie ein unermeßlicher Schiffbruch, wenn die Orkane verstummt sind und die Schiffer entflohn, und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, so lag vor uns Athen, und die verwaisten Säulen standen vor uns, wie die nackten Stämme



eines Waldes, der am Abend noch grünte, und des Nachts darauf im Feuer aufgieng.

„Hier,“ sagte Diotima, „lernt man stille seyn über sein eigen Schicksaal, es feye gut oder böse.“

„Hier lernt man stille seyn über Alles,“ fuhr ich fort. „Hätten die Schnitter, die diß Kornfeld gemäht, ihre Scheunen mit feinen Halmen bereichert, so wäre nichts verloren gegangen, und ich wollte mich begnügen, hier als Ährenleser zu stehn; aber wer gewann denn?“

„Ganz Europa,“ erwiedert' einer von den Freunden.

„O ja!“ rief ich, „sie haben die Säulen und Statuen weggeschleift und an einander verkauft, haben die edlen Gestalten nicht wenig geschätzt, der Seltenheit wegen, wie man Papagayen und Affen schätzt.“

„Sage das nicht!“ erwiedert' derselbe; „und mangelt' auch wirklich ihnen der Geist von all dem Schönen, so wär' es, weil der nicht weggetragen werden konnte und nicht gekauft.“

„Ja wohl!“ rief ich. „Dieser Geist war auch untergegangen, noch ehe die Zerstörer über Attika kamen. Erst, wenn die Häuser und Tempel ausgestorben, wagen sich die wilden Thiere in die Thore und Gassen.“

„Wer jenen Geist hat,“ sagte Diotima tröstend, „dem stehet Athen noch, wie ein blühender Fruchtbaum. Der Künstler ergänzt den Torso sich leicht.“

Wir giengen des andern Tages früh aus, sahn die Ruinen des Parthenon, die Stelle des alten Bacchustheaters, den Theseustempel, die sechszehn Säulen, die noch übrig stehn vom göttlichen Olympion; am meisten aber ergriff mich das alte Thor, wodurch man ehemals aus

der alten Stadt zur neuen herauskam, wo gewiß einst tausend schöne Menschen an Einem Tage sich grüßten. Jezt kömmt man weder in die alte noch in die neue Stadt durch dieses Thor, und stumm und öde stehet es da, wie ein vertrockneter Brunnen, aus dessen Röhren einst mit freundlichem Geplätscher das klare frische Wasser sprang.

„Ach!“ sagt' ich, indeß wir so herumgiengen, „es ist wohl ein prächtig' Spiel des Schiksaals, daß es hier die Tempel niederstürzt und ihre zertrümmerten Steine den Kindern herumzuwerfen giebt, daß es die zerstückelten Götter zu Bänken vor der Bauernhütte und die Grabmäler hier zur Ruhestätte des waidenden Stiers macht, und eine solche Verschwendung ist königlicher, als der Muthwille der Kleopatra, da sie die geschmolzenen Perlen trank; aber es ist doch Schade um all' die Größe und Schönheit!“

„Guter Hyperion!“ rief Diotima, „es ist Zeit, daß du weggehst; du bist blaß und dein Auge ist müde, und du suchst dir umsonst mit Einfällen zu helfen. Komm hinaus! ins Grüne! unter die Farben des Lebens! das wird dir wohlthun.“

Wir giengen hinaus in die nahegelegenen Gärten.

Die andern waren auf dem Wege mit zwei britischen Gelehrten, die unter den Altertümern in Athen ihre Erndte hielten, ins Gespräch gerathen und nicht von der Stelle zu bringen. Ich ließ sie gerne.

Mein ganzes Wesen richtete sich auf, da ich einmal wieder mit Diotima allein mich sah; sie hatte einen herrlichen Kampf bestanden mit dem heiligen Chaos von Athen. Wie das Saitenspiel der himmlischen Muse

über den uneinigen Elementen, herrschten Diotimas stille Gedanken über den Trümmern. Wie der Mond aus zartem Gewölke, hob sich ihr Geist aus schönem Leiden empor; das himmlische Mädchen stand in seiner Wehmuth da, wie die Blume, die in der Nacht am lieblichsten duftet.

Wir giengen weiter und weiter, und waren am Ende nicht umsonst gegangen.

O ihr Haine von Angele, wo der Ölbaum und die Zypresse, umeinander flüsternd, mit freundlichen Schatten sich kühlen, wo die goldne Frucht des Zitronenbaums aus dunklem Laube blinkt, wo die schwellende Traube muthwillig über den Zaun wächst, und die reife Pomeranze, wie ein lächelnder Fündling, im Wege liegt! ihr duftenden heimlichen Pfade! ihr friedlichen Sitze, wo das Bild des Myrthenstrauchs aus der Quelle lächelt! euch werd' ich nimmer vergessen.

Diotima und ich giengen eine Weile unter den herrlichen Bäumen umher, bis eine große heitere Stelle sich uns darbot.

Hier setzten wir uns. Es war eine selige Stille unter uns. Mein Geist umschwebte die göttliche Gestalt des Mädchens, wie eine Blume der Schmetterling, und all mein Wesen erleichterte, vereinte sich in der Freude der begeisternden Betrachtung.

„Bist du schon wieder getröstet, Leichtfinniger?“ sagte Diotima.

„Ja! ja! ich bins,“ erwidert' ich. „Was ich verloren wähnte, hab' ich, wonach ich schmachtete, als wär' es aus der Welt verschwunden, das ist vor mir. Nein, Diotima! noch ist die Quelle der ewigen Schönheit nicht versiegt.“

„Ich habe dir schon einmal gesagt, ich brauche die Götter und die Menschen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel ist ausgestorben, entvölkert, und die Erde, die einst überfloß von schönem menschlichen Leben, ist fast, wie ein Ameisenhaufe, geworden. Aber noch giebt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menschen der Erde vergeß' ich in dir.

„Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts, als meiner seligen Insel.“

„Es giebt eine Zeit der Liebe,“ sagte Diotima mit freundlichem Ernste, „wie es eine Zeit giebt, in der glücklichen Wiege zu leben. Aber das Leben selber treibt uns heraus.

„Hyperion!“ — hier ergriff sie meine Hand mit Feuer, und ihre Stimme erhob mit Größe sich — „Hyperion! mich deucht, du bist zu höhern Dingen geboren. Verkennedich nicht! der Mangel am Stoffe hielt dich zurück. Es gieng nicht schnell genug. Das schlug dich nieder. Wie die jungen Fechter, fielst du zu rasch aus, ehe noch dein Ziel gewiß und deine Faust gewandt war, und weil du, wie natürlich, mehr getroffen wurdest, als du trafft, so wurdest du scheu und zweifeltest an dir und allem; denn du bist so empfindlich, als du heftig bist. Aber dadurch ist nichts verloren. Wäre dein Gemüth und deine Thätigkeit so frühe reif geworden, so wäre dein Geist nicht, was er ist; du wärst der denkende Mensch nicht, wärst du nicht der leidende, der gährende Mensch gewesen. Glaube mir, du hättest nie das Gleichgewicht der schönen Menschheit so rein erkannt, hättest du es nicht so sehr verloren gehabt. Dein Herz hat endlich

Frieden gefunden. Ich will es glauben. Ich versteh' es. Aber denkst du wirklich, daß du nun am Ende seyfst? Willst du dich verschließen in den Himmel deiner Liebe, und die Welt, die deiner bedurfte, verdorren und erkalten lassen unter dir? Du mußt, wie der Lichtstral, herab, wie der allerfrischende Regen, mußt du nieder ins Land der Sterblichkeit, du mußt erleuchten, wie Apoll, erschüttern, beleben, wie Jupiter, sonst bist du deines Himmels nicht werth. Ich bitte dich, geh nach Athen hinein, noch Einmal, und siehe die Menschen auch an, die dort herumgehn unter den Trümmern, die rohen Albaner und die andern guten kindischen Griechen, die mit einem lustigen Tanze und einem heiligen Märchen sich trösten über die schmähhliche Gewalt, die über ihnen lastet — kannst du sagen, ich schäme mich dieses Stoffs? Ich meine, er wäre doch noch bildsam. Kannst du dein Herz abwenden von dem Bedürftigen? Sie sind nicht schlimm, sie haben dir nichts zu laide gethan!“

„Was kann ich für sie thun,“ rief ich.

„Gieb ihnen, was du in dir hast,“ erwiederte Diotima, „gieb —“

„Kein Wort, kein Wort mehr, große Seele!“ rief ich, „du beugst mich sonst, es ist ja sonst, als hättest du mit Gewalt mich dazu gebracht —“

„Sie werden nicht glücklicher seyn, aber edler, nein! sie werden auch glücklicher seyn. Sie müssen heraus, sie müssen hervorgehn, wie die jungen Berge aus der Meersfluth, wenn ihr unterirdisches Feuer sie treibt.

„Zwar steh' ich allein und trete ruhmlos unter sie.



Doch Einer, der ein Mensch ist, kann er nicht mehr, denn Hunderte, die nur Theile sind des Menschen?

„Heilige Natur! du bist dieselbe in und außer mir. Es muß so schwer nicht seyn, was außer mir ist, zu vereinen mit dem Göttlichen in mir. Gelingt der Biene doch ihr kleines Reich, warum sollte denn ich nicht pflanzen können und bauen, was noth ist?

„Was? der arabische Kaufmann säete seinen Koran aus, und es wuchs ein Volk von Schülern, wie ein unendlicher Wald, ihm auf, und der Aker sollte nicht auch gedeihn, wo die alte Wahrheit wiederkehrt in neu lebendiger Jugend?

„Es werde von Grund aus anders! Aus der Wurzel der Menschheit sprosse die neue Welt! Eine neue Gottheit walte über ihnen, eine neue Zukunft kläre vor ihnen sich auf.

„In der Werkstatt, in den Häusern, in den Versammlungen, in den Tempeln, überall werd' es anders!

„Aber ich muß noch ausgehn, zu lernen. Ich bin ein Künstler, aber ich bin nicht geschickt. Ich bilde im Geiste, aber ich weiß noch die Hand nicht zu führen —“

„Du gehst nach Italien,“ sagte Diotima, „nach Deutschland, Frankreich — wie viel Jahre brauchst du? drei — vier — ich denke drei sind genug; du bist ja keiner von den Langsamem, und suchst das Größte und das Schönste nur —“

„Und dann?“

„Du wirst Erzieher unsers Volks, du wirst ein großer Mensch seyn, hoff' ich. Und wenn ich dann dich so umfasse, da werd' ich träumen, als wär' ich ein Theil des herrlichen Manns, da werd' ich frohlocken, als

hättst du mir die Hälfte deiner Unsterblichkeit, wie Pollux dem Kastor, geschenkt, o! ich werd' ein stolzes Mädchen werden, Hyperion!“

Ich schwieg eine Weile. Ich war voll unaussprechlicher Freude.

„Giebt's denn Zufriedenheit zwischen dem Entschluß und der That,“ begann ich endlich wieder, „giebt's eine Ruhe vor dem Siege?“

„Es ist die Ruhe des Helden,“ sagte Diotima, „es giebt Entschlüsse, die, wie Götterworte, Gebot und Erfüllung zugleich sind, und so ist der deine.“ —

Wir giengen zurück, wie nach der ersten Umarmung. Es war uns alles fremd und neu geworden.

Ich stand nun über den Trümmern von Athen, wie der Akersmann auf dem Brachfeld. Liege nur ruhig, dacht' ich, da wir wieder zu Schiffe giengen, liege nur ruhig, schlummerndes Land! Bald grünt das junge Leben aus dir, und wächst den Segnungen des Himmels entgegen. Bald regnen die Wolken nimmer umsonst, bald findet die Sonne die alten Zöglinge wieder.

Du fragst nach Menschen, Natur? Du klagst, wie ein Saitenspiel, worauf des Zufalls Bruder, der Wind, nur spielt, weil der Künstler, der es ordnete, gestorben ist? Sie werden kommen, deine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und du wirst werden, wie feine Braut, und der alte Bund der Geister wird sich erneuen mit dir.

Es wird nur Eine Schönheit seyn; und Menschheit und Natur wird sich vereinen in Eine allumfassende Gottheit.

## Zweiter Band

\*

*μη φυναι, τον απαντα νικα λογον.  
τοδ' επει φανη, βηγαι κειθεν,  
οθεν περ ηκει, πολυ δευτερον ως ταχιστα.*  
Sophokles.



## Erstes Buch

---

### Hyperion an Bellarmin

Wir lebten in den letzten schönen Momenten des Jahrs, nach unserer Rückkunft aus dem Attischen Lande.

Ein Bruder des Frühlings war uns der Herbst, voll milden Feuers, eine Festzeit für die Erinnerung an Leiden und vergangne Freuden der Liebe. Die welkenden Blätter trugen die Farbe des Abendroths, nur die Fichte und der Lorbeer stand in ewigem Grün. In den heitern Lüften zögerten wandernde Vögel, andere schwärmten im Weinberg und im Garten und erndteten fröhlich, was die Menschen übrig gelassen. Und das himmlische Licht rann lauter vom offenen Himmel, durch alle Zweige lächelte die heilige Sonne, die gütige, die ich niemals nenne ohne Freude und Dank, die oft in tiefem Laide mit einem Blike mich geheilt, und von dem Unmuth und den Sorgen meine Seele gereinigt.

Wir besuchten noch all' unsere liebsten Pfade, Diotima und ich, entschwundne feelige Stunden begegneten uns überall.

Wir erinnerten uns des vergangenen Mai's, wir hätten die Erde noch nie so gesehen, wie damals, meinten wir, sie wäre verwandelt gewesen, eine silberne Wolke von Blüten, eine freudige Lebensflamme, entledigt alles gröberen Stoffs.

„Ach! es war alles so voll Luft und Hoffnung,“ rief Diotima, „so voll unaufhörlichen Wachstums und doch auch so mühelos, so feeligruhig, wie ein Kind, das vor sich hin spielt, und nicht weiter denkt.“



„Daran,“ rief ich, „erkenn’ ich sie, die Seele der Natur, an diesem stillen Feuer, an diesem Zögern in ihrer mächtigen Eile.“

„Und es ist den Glücklichen so lieb, daß Zögern,“ rief Diotima; „weißt du? wir standen einmal des Abends zusammen auf der Brücke, nach starkem Gewitter, und das rothe Berggewässer schoß, wie ein Pfeil, unter uns weg, aber daneben grünt’ in Ruhe der Wald, und die hellen Buchenblätter regten sich kaum. Da that es uns so wohl, daß uns das seelenvolle Grün nicht auch so wegflog, wie der Bach, und der schöne Frühling uns so still hielt, wie ein zahmer Vogel, aber nun ist er dennoch über die Berge.“

Wir lächelten über dem Worte, wiewohl das Trauern uns näher war.

So sollt’ auch unfre eigne Seeligkeit dahingehn, und wir fahen’s voraus.

O Bellarmin! wer darf denn sagen, er stehe fest, wenn auch das Schöne seinem Schicksaal so entgegenreift, wenn auch das Göttliche sich demüthigen muß, und die Sterblichkeit mit allem Sterblichen theilen!

### Hyperion an Bellarmin

Ich hatte mit dem holden Mädchen noch vor ihrem Hause gezögert, bis das Licht der Nacht in die ruhige Dämmerung schien, nun kam ich in Notaras Wohnung zurück, gedankenvoll, voll überwallenden heroischen Lebens, wie immer, wenn ich aus ihren Umarmungen gieng. Es war ein Brief von Alabanda gekommen.

„Es regt sich, Hyperion,“ schrieb er mir, „Rußland hat der Pforte den Krieg erklärt; man kommt mit einer

Flotte in den Archipelagus<sup>1)</sup>); die Griechen sollen frei feyn, wenn sie mit aufstehn, den Sultan an den Euphrat zu treiben. Die Griechen werden das Ihre thun, die Griechen werden frei feyn und mir ist herzlich wohl, daß es einmal wieder etwas zu thun giebt. Ich mochte den Tag nicht sehn, so lang es noch so weit nicht war.

„Bist du noch der Alte, so komm! Du findest mich in dem Dorfe vor Koron, wenn du den Weg von Misistra kömmt. Ich wohne am Hügel, in dem weißen Landhaufe am Walde.

„Die Menschen, die du in Smyrna bei mir kennen lerntest, hab' ich verlassen. Du hattest recht mit deinem feinern Sinne, daß du in ihre Sphäre nicht tratest.

„Mich verlangt, uns Beede in dem neuen Leben wiederzusehn. Dir war bis izt die Welt zu schlecht, um ihr dich zu erkennen zu geben. Weil du nicht Knechtsdienste thun mochtest, thatest du nichts, und das Nichtsthun machte dich grämlich und träumerisch.

„Du mochtest im Sumpf nicht schwimmen. Komm nun, komm, und laß uns baden in offener See!

„Das soll uns wohl thun, einzig Geliebter!“

So schrieb er. Ich war betroffen im ersten Moment. Mir brannte das Gesicht vor Schaam, mir kochte das Herz, wie heiße Quellen, und ich konnt' auf keiner Stelle bleiben, so schmerzt' es mich, überflogen zu feyn von Alabanda, überwunden auf immer. Doch nahm ich nun auch um so begieriger die künftige Arbeit ans Herz. —

Ich bin zu müßig geworden, rief ich, zu friedenslustig, zu himmlisch, zu träg! — Alabanda sieht in die Welt,

---

<sup>1)</sup> Im Jahr 1770.

wie ein edler Pilot, Alabanda ist fleißig und sucht in der Wooge nach Beute; und dir schlafen die Hände im Schoof? und mit Worten möchtest du ausreichen, und mit Zauberformeln beschwörst du die Welt? Aber deine Worte sind, wie Schneefloken, unnütz und machen die Luft nur trüber und deine Zaubersprüche sind für die Frommen, aber die Ungläubigen hören dich nicht. — Ja! sanft zu seyn, zu rechter Zeit, das ist wohl schön, doch sanft zu seyn, zur Unzeit, das ist häßlich, denn es ist feig! — Aber Harmodius! deiner Myrthe will ich gleichen, deiner Myrthe, worinn das Schwert sich verbarg. Ich will umsonst nicht müßig gegangen seyn, und mein Schlaf soll werden, wie Öl, wenn die Flamme darein kömmt. Ich will nicht zusehn, wo es gilt, will nicht umhergehn und die Neuigkeit erfragen, wann Alabanda den Lorbeer nimmt.

### Hyperion an Bellarmin

Diotimas Erblaffen, da sie Alabandas Brief las, gieng mir durch die Seele. Drauf fieng sie an, gelassen und ernst, den Schritt mir abzurathen, und wir sprachen manches hin und wieder. „O ihr Gewaltfamen!“ rief sie endlich, „die ihr so schnell zum Äußersten feyd, denkt an die Nemesis!“

„Wer Äußerstes leidet,“ sagt' ich, „dem ist das Äußerste recht.“

„Wenns auch recht ist,“ sagte sie, „du bist dazu nicht geboren.“

„So scheint es,“ sagt' ich; „ich hab' auch lange genug gefäumt. O ich möchte einen Atlas auf mich laden, um die Schulden meiner Jugend abzutragen. Hab' ich

ein Bewußtfeyn? hab' ich ein Bleiben in mir? O laß mich, Diotima! Hier, gerade in folcher Arbeit, muß ich es erbeuten.“

„Das ist eitel Übermuth!“ rief Diotima; „neulich warst du bescheidner, neulich, da du sagtest, ich muß noch ausgehn, zu lernen.“

„Liebe Sophistin!“ rief ich, „damals war ja auch von ganz was anderem die Rede. In den Olymp des Göttlichschönen, wo aus ewig jungen Quellen das Wahre mit allem Guten entspringt, dahin mein Volk zu führen, bin ich noch jezt nicht geschickt. Aber ein Schwert zu brauchen, hab' ich gelernt und mehr bedarf es für jezt nicht. Der neue Geisterbund kann in der Luft nicht leben, die heilige Theokratie des Schönen muß in einem Freistaat wohnen, und der will Plaz auf Erden haben und diesen Plaz erobern wir gewiß.“

„Du wirst erobern,“ rief Diotima, „und vergeffen, wofür? wirst, wenn es hoch kommt, einen Freistaat dir erzwingen und dann sagen, wofür hab' ich gebaut? ach! es wird verzehrt feyn, all das schöne Leben, das daselbst sich regen sollte, wird verbraucht feyn selbst in dir! Der wilde Kampf wird dich zerreißen, schöne Seele, du wirst altern, seeliger Geist! und lebensmüd' am Ende fragen: wo seyd ihr nun, ihr Ideale der Jugend?“

„Das ist grausam, Diotima,“ rief ich, „so ins Herz zu greifen, so an meiner eignen Todesfurcht, an meiner höchsten Lebenslust mich festzuhalten, aber nein! nein! nein! Der Knechtsdienst tödtet, aber gerechter Krieg macht jede Seele lebendig. Das giebt dem Golde die Farbe der Sonne, daß man ins Feuer es wirft! Das, das giebt erst dem Menschen seine ganze Jugend, daß er

Fesseln zerreißt! Das rettet ihn allein, daß er sich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet! — Altern sollt' ich, Diotima! wenn ich Griechenland befreie? altern, ärmlich werden, ein gemeiner Mensch? O so war er wohl recht schaal und leer und gottverlassen, der Athenerjüngling, da er als Siegesbote von Marathon über den Gipfel des Pentele kam und hinabfah in die Thäler von Attika!“

„Lieber! Lieber!“ rief Diotima, „sei doch still! ich sage dir kein Wort mehr. Du sollst gehn, sollst gehen, stolzer Mensch! Ach! wenn du so bist, hab' ich keine Macht, kein Recht auf dich.“

Sie weinte bitter und ich stand, wie ein Verbrecher, vor ihr. „Vergieb mir, göttliches Mädchen!“ rief ich, vor ihr niedergefunken, „o vergieb mir, wo ich muß? Ich wähle nicht, ich sinne nicht. Eine Macht ist in mir und ich weiß nicht, ob ich es selbst bin, was zu dem Schritte mich treibt.“ „Deine volle Seele gebietet dirs,“ antwortete sie. „Ihr nicht zu folgen, führt oft zum Untergange, doch, ihr zu folgen, wohl auch. Das beste ist, du gehst, denn es ist größer. Handle du; ich will es tragen.“

### Hyperion an Bellarmin

Diotima war von nun an wunderbar verändert.

Mit Freude hatt' ich gesehn, wie seit unserer Liebe das verschwiegne Leben aufgegangen war in Bliken und lieblichen Worten und ihre genialische Ruhe war mir oft in glänzender Begeisterung entgegengekommen.

Aber wie so fremd wird uns die schöne Seele, wenn sie



nach dem ersten Aufblühn, nach dem Morgen ihres Laufs hinauf zur Mittagshöhe muß! Man kannte fast das feelige Kind nicht mehr, so erhaben und so leidend war sie geworden.

O wie manchmal lag ich vor dem traurenden Götterbilde, und währte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um sie, und stand bewundernd auf und selber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge gestiegen aus der gepreßten Brust. Es war ihr zu enge geworden im Busen voll Wünschen und Leiden; darum waren die Gedanken des Mädchens so herrlich und kühn. Eine neue Größe, eine sichtbare Gewalt über alles, was fühlen konnte, herrscht' in ihr. Sie war ein höheres Wesen. Sie gehörte zu den sterblichen Menschen nicht mehr.

O meine Diotima, hätte ich damals gedacht, wohin das kommen sollte?

### Hyperion an Bellarmin

Auch der kluge Notara wurde bezaubert von den neuen Entwürfen, versprach mir eine starke Parthei, hoffte bald den Korinthischen Isthmus zu besetzen und Griechenland hier, wie an der Handhabe, zu fassen. Aber das Schicksaal wollt' es anders und machte seine Arbeit unnütz, ehe sie ans Ziel kam.

Er rieth mir, nicht nach Tina zu gehn, gerade den Pelopones hinab zu reifen, und durchaus so unbemerkt, als möglich. Meinem Vater sollt' ich unterwegs schreiben, meint' er, der bedächtige Alte würde leichter einen geschehenen Schritt verzeihn, als einen ungeschehenen erlauben. Das war mir nicht recht nach meinem Sinne,

aber wir opfern die eignen Gefühle so gern, wenn uns ein großes Ziel vor Augen steht.

„Ich zweifle,“ fuhr Notara fort, „ob du wirst auf deines Vaters Hilfe in solchem Falle rechnen können. Darum geb’ ich dir, was nebenbei doch nöthig ist für dich, um einige Zeit in allen Fällen zu leben und zu wirken. Kanst du einst, so zahlst [du] mir es zurück, wo nicht, so war das meine auch dein. Schäme des Gelds dich nicht,“ setzt’ er lächelnd hinzu; „auch die Rosse des Phöbus leben von der Luft nicht allein, wie uns die Dichter erzählen.“

### Hyperion an Bellarmin

Nun kam der Tag des Abschieds.

Den Morgen über war ich oben in Notaras Garten geblieben, in der frischen Winterluft, unter den immergrünen Cypressen und Cedern. Ich war gefaßt. Die großen Kräfte der Jugend hielten mich aufrecht und das Leiden, das ich ahnete, trug, wie eine Wolke, mich höher.

Diotimas Mutter hatte Notara und die andern Freunde und mich gebeten, daß wir noch den letzten Tag bei ihr zusammen leben möchten. Die Guten hatten sich alle meiner und Diotimas gefreut und das Göttliche in unserer Liebe war an ihnen nicht verloren geblieben. Sie sollten nun mein Scheiden auch mir seegen.

Ich gieng hinab. Ich fand das theure Mädchen am Heerde. Es schien ihr ein heilig priesterlich Geschäft, an diesem Tage das Haus zu besorgen. Sie hatte alles zu recht gemacht, alles im Hause verschönert und es durft’ ihr niemand dabei helfen. Alle Blumen, die noch

übrig waren im Garten, hatte sie eingefammelt, Rosen und frische Trauben hatte sie in der späten Jahreszeit noch zusammengebracht.

Sie kannte meinen Fußtritt, da ich herauf kam, trat mir leise entgegen; die bleichen Wangen glühten von der Flamme des Herdes und die ernstesten großgewordenen Augen glänzten von Thränen. Sie sah, wie mich's überfiel. „Gehe hinein, mein Lieber,“ sagte sie; „die Mutter ist drinnen und ich folge gleich.“

Ich gieng hinein. Da saß die edle Frau und streckte mir die schöne Hand entgegen — „Kommst du,“ rief sie, „kommst du, mein Sohn! Ich sollte dir zürnen, du hast mein Kind mir genommen, hast alle Vernunft mir ausgeredet, und thust, was dich gelüstet, und gehst davon; aber vergebt es ihm, ihr himmlischen Mächte! wenn er Unrecht vorhat, und hat er Recht, o so zögert nicht mit eurer Hülfe dem Lieben!“ Ich wollte reden, aber eben kam Notara mit den übrigen Freunden herein und hinter ihnen Diotima.

Wir schwiegen eine Weile. Wir ehrten die traurende Liebe, die in uns allen war, wir fürchteten uns, sich ihrer zu überheben in Reden und stolzen Gedanken. Endlich nach wenigen flüchtigen Worten bat mich Diotima, einiges von Agis und Kleomenes zu erzählen; ich hätte die großen Seelen oft mit feuriger Achtung genannt und gesagt, sie wären Halbgötter, so gewiß, wie Prometheus, und ihr Kampf mit dem Schicksaal von Sparta sei heroischer, als irgend einer in den glänzenden Mythen. Der Genius dieser Menschen sei das Abendroth des griechischen Tages, wie Theseus und Homer die Aurore desselben.

Ich erzählte und am Ende fühlten wir uns alle stärker und höher.

„Glücklich,“ rief einer von den Freunden, „wem sein Leben wechselt zwischen Herzensfreude und frischem Kampf.“

„Ja!“ rief ein anderer, „das ist ewige Jugend, daß immer Kräfte genug im Spiele sind und wir uns ganz erhalten in Luft und Arbeit.“

„O ich möchte mit dir,“ rief Diotima mir zu.

„Es ist auch gut, daß du bleibst, Diotima!“ sagt' ich.

„Die Priesterin darf aus dem Tempel nicht gehen. Du bewahrst die heilige Flamme, du bewahrst im Stillen das Schöne, daß ich es wiederfinde bei dir.“

„Du hast auch Recht, mein Lieber, das ist besser,“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte, und das Aetherauge verbarg sich ins Tuch, um seine Thränen, seine Verwirrung nicht sehen zu lassen.

O Bellarmin! es wollte mir die Brust zerreißen, daß ich sie so schaamroth gemacht. „Freunde!“ rief ich, „erhaltet diesen Engel mir. Ich weiß von nichts mehr, wenn ich sie nicht weiß. O Himmel! ich darf nicht denken, wozu ich fähig wäre, wenn ich sie vermißte.“

„Sei ruhig, Hyperion!“ fiel Notara mir ein.

„Ruhig?“ rief ich; „o ihr guten Leute! ihr könnt oft sorgen, wie der Garten blühen und wie die Erndte werden wird, ihr könnt für euren Weinstock beten und ich soll ohne Wünsche scheiden von dem Einzigen, dem meine Seele dient?“

„Nein, o du Guter!“ rief Notara bewegt, „nein! ohne Wünsche sollst du mir von ihr nicht scheiden! nein, bei

der Götterunschuld eurer Liebe! meinen Seegen habt ihr gewiß.“

„Du mahnst mich,“ rief ich schnell. „Sie soll uns seegen, diese theure Mutter, soll mit euch uns zeugen – komm Diotima! unfern Bund soll deine Mutter heiligen, bis die schöne Gemeinde, die wir hoffen, uns vermählt.“

So fiel ich auf ein Knie; mit großem Blick, erröthend, festlichlächelnd sank auch sie an meiner Seite nieder.

„Längst,“ rief ich, „o Natur! ist unser Leben Eines mit dir und himmlischjugendlich, wie du und deine Götter all’, ist unsre eigne Welt durch Liebe.“

„In deinen Hainen wandelten wir,“ fuhr Diotima fort, „und waren, wie du, an deinen Quellen saßen wir und waren, wie du, dort über die Berge giengen wir, mit deinen Kindern, den Sternen, wie du.“

„Da wir uns ferne waren,“ rief ich, „da, wie Harfengelispel, unser kommend Entzücken uns erst tönte, da wir uns fanden, da kein Schlaf mehr war und alle Töne in uns erwachten zu des Lebens vollen Akkorden, göttliche Natur! da waren wir immer, wie du, und nun auch, da wir scheiden und die Freude stirbt, sind wir, wie du, voll Leidens und doch gut, drum soll ein reiner Mund uns zeugen, daß unsre Liebe heilig ist und ewig, so wie du.“

„Ich zeug’ es,“ sprach die Mutter.

„Wir zeugen es,“ riefen die andern.

Nun war kein Wort mehr für uns übrig. Ich fühlte mein höchstes Herz; ich fühlte mich reif zum Abschied. „Jetzt will ich fort, ihr Lieben!“ sagt’ ich, und das Leben schwand von allen Gesichtern. Diotima stand,



wie ein Marmorbild, und ihre Hand starb fühlbar in meiner. Alles hatt' ich um mich her getödtet, ich war einsam und mir schwindelte vor der gränzenlosen Stille, wo mein überwallend Leben keinen Halt mehr fand.

„Ach!“ rief ich, „mir ist's brennendheiß im Herzen, und ihr steht alle so kalt, ihr Lieben! und nur die Götter des Hauses neigen ihr Ohr? — Diotima! — du bist stille, du siehst nicht! — o wohl dir, daß du nicht siehst!“

„So geh nur,“ seufzte sie, „es muß ja seyn; geh nur, du theures Herz!“

„O süßer Ton aus diesen Wonnelippen!“ rief ich, und stand, wie ein Betender, vor der holden Statue — „süßer Ton! noch Einmal wehe mich an, noch Einmal tage, liebes Augenlicht!“

„Rede so nicht, Lieber!“ rief sie, „rede mir ernster, rede mit größerem Herzen mir zu!“

Ich wollte mich halten, aber ich war wie im Traume.

„Wehe!“ rief ich, „das ist kein Abschied, wo man wiederkehrt.“

„Du wirst sie tödten,“ rief Notara. „Siehe, wie sanft sie ist, und du bist so außer dir.“

Ich sah sie an und Thränen stürzten mir aus brennendem Auge.

„So lebe denn wohl, Diotima!“ rief ich, „Himmel meiner Liebe, lebe wohl! — Lasset uns stark seyn, theure Freunde! theure Mutter! ich gab dir Freude und Laid. Lebt wohl! lebt wohl!“

Ich wankte fort. Diotima folgte mir allein.

Es war Abend geworden und die Sterne giengen herauf am Himmel. Wir standen still unter dem Hause. Ewiges war in uns, über uns. Zart, wie der Aether,

umwand mich Diotima. „Thörichter, was ist die Trennung?“ flüsterte sie geheimnißvoll mir zu, mit dem Lächeln einer Unsterblichen.

„Es ist mir auch jetzt anders,“ sagt’ ich, „und ich weiß nicht, was von beiden ein Traum ist, meine Leiden oder meine Freudigkeit.“

„Beides ist,“ erwiderte sie, „und beides ist gut.“

„Vollendete!“ rief ich, „ich spreche wie du. Am Sternenhimmel wollen wir uns erkennen. Er sei das Zeichen zwischen mir und dir, so lange die Lippen verstummen.“

„Das sei er!“ sprach sie mit einem langsamen niegehörten Tone — es war ihr letzter. Im Dämmerlichte entchwand mir ihr Bild und ich weiß nicht, ob sie es wirklich war, da ich zum letztenmale mich umwandt’ und die erlöschende Gestalt noch einen Augenblick vor meinem Auge zükte und dann in die Nacht verschied.

### Hyperion an Bellarmin

Warum erzähl’ ich dir und wiederhole mein Leiden und rege die ruhelose Jugend wieder auf in mir? Ist nicht genug, Einmal das Sterbliche durchwandert zu haben? warum bleib’ ich im Frieden meines Geistes nicht stille?

Darum, mein Bellarmin! weil jeder Athemzug des Lebens unserm Herzen werth bleibt, weil alle Verwandlungen der reinen Natur auch mit zu ihrer Schöne gehören. Unfre Seele, wenn sie die sterblichen Erfahrungen ablegt und allein nur lebt in heiliger Ruhe, ist sie nicht, wie ein unbelaubter Baum? wie ein Haupt ohne Loken? Lieber Bellarmin! ich habe eine Weile geruht;

wie ein Kind, hab' ich unter den stillen Hügeln von Salamis gelebt, vergessen des Schikfaals und des Strebens der Menschen. Seitdem ist manches anders in meinem Auge geworden, und ich habe nun so viel Frieden in mir, um ruhig zu bleiben, bei jedem Blick ins menschliche Leben. O Freund! am Ende söhnet der Geist mit allem uns aus. Du wirst's nicht glauben, wenigstens von mir nicht. Aber ich meine, du solltest sogar meinen Briefen es ansehen, wie meine Seele täglich stiller wird und stiller. Und ich will künftig noch so viel davon sagen, bis du es glaubst.

Hier sind Briefe von Diotima und mir, die wir uns nach meinem Abschied von Kalaurea geschrieben. Sie sind das liebste, was ich dir vertraue. Sie sind das wärmste Bild aus jenen Tagen meines Lebens. Vom Kriegslärm sagen sie dir wenig. Desto mehr von meinem eignen Leben und das ist's ja, was du willst. Ach und du mußt auch sehen, wie geliebt ich war. Das konnt' ich nie dir sagen, das sagt Diotima nur.

### Hyperion an Diotima

Ich bin erwacht aus dem Tode des Abschieds, meine Diotima! gestärkt, wie aus dem Schlafe, richtet mein Geist sich auf.

Ich schreibe dir von einer Spitze der Epidaurischen Berge. Da dämmert fern in der Tiefe deine Insel, Diotima! und dorthinaus mein Stadium, wo ich siegen oder fallen muß. O Pelopones! o ihr Quellen des Eurotas und Alpheus! Da wird es gelten! Aus den spartanischen Wäldern, da wird, wie ein Adler, der alte Landesgenius stürzen mit unfrem Heere, wie mit rauschenden Fittigen.

Meine Seele ist voll von Thatenlust und voll von Liebe, Diotima, und in die griechischen Thäler blickt mein Auge hinaus, als follt' es magisch gebieten: steigt wieder empor, ihr Städte der Götter!

Ein Gott muß in mir seyn, denn ich fühl' auch unsere Trennung kaum. Wie die seligen Schatten am Lethe, lebt jetzt meine Seele mit deiner in himmlischer Freiheit und das Schiksaal waltet über unfre Liebe nicht mehr.

### Hyperion an Diotima

Ich bin jetzt mitten im Pelopones. In derselben Hütte, worinn ich heute übernachtete, übernachtete ich einst, da ich, beinahe noch Knabe, mit Adamas diese Gegenden durchzog. Wie saß ich da so glücklich auf der Bank vor dem Hause und lauschte dem Geläute der fernher kommenden Karawane und dem Geplätscher des nahen Brunnens, der unter blühenden Akatien sein silbern Gewässer ins Beken goß.

Jetzt bin ich minder glücklich. Ich wandere durch diß Land, wie durch Dodonas Hain, wo die Eichen tönnten von ruhmweisfagenden Sprüchen. Ich sehe nur Thaten, vergangene, künftige, wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel wandre. Glaube mir, wer dieses Land durchreißt, und noch ein Joch auf seinem Halse duldet, kein Pelopidas wird, der ist herzleer, oder ihm fehlt es am Verstande.

So lange schließ's—so lange schlich die Zeit, wie der Höllenfluß, trüb und stumm, in ödem Müßiggange vorüber?

Und doch liegt alles bereit. Voll rächerischer Kräfte ist

das Bergvolk hieherum, liegt da, wie eine schweigende Wetterwolke, die nur des Sturmwind's wartet, der sie treibt. Diotima! laß mich den Othem Gottes unter sie hauchen, laß mich ein Wort von Herzen an sie reden, Diotima. Fürchte nichts! Sie werden so wild nicht seyn. Ich kenne die rohe Natur. Sie höhnt der Vernunft, sie stehet aber im Bunde mit der Begeisterung. Wer nur mit ganzer Seele wirkt, irrt nie. Er bedarf des Klügelns nicht, denn keine Macht ist wider ihn.

### Hyperion an Diotima

Morgen bin ich bei Alabanda. Es ist mir eine Luft, den Weg nach Koron zu erfragen, und ich frage öfter, als nöthig ist. Ich möchte die Flügel der Sonne nehmen und hin zu ihm, und doch zaudr' ich auch so gerne und frage: wie wird er seyn?

Der königliche Jüngling! warum bin ich später geboren? warum sprang ich nicht aus Einer Wiege mit ihm? Ich kann den Unterschied nicht leiden, der zwischen uns ist. O warum lebt' ich, wie ein müßiger Hirtenknabe, zu Tina, und träumte nur von feinesgleichen noch erst, da er schon in lebendiger Arbeit die Natur erprüfte und mit Meer und Luft und allen Elementen schon rang? trieb's denn in mir nach Thatenwonne nicht auch?

Aber ich will ihn einholen, ich will schnell seyn. Beim Himmel! ich bin überreif zur Arbeit. Meine Seele tobt nur gegen sich selbst, wenn ich nicht bald durch ein lebendig Geschäft mich befreie.

Hohes Mädchen! wie konnt' ich bestehen vor dir? Wie war dirs möglich, so ein thatlos Wesen zu lieben?



## Hyperion an Diotima

Ich hab' ihn, theure Diotima!

Leicht ist mir die Brust und schnell sind meine Sehnen, ha! und die Zukunft reizt mich, wie eine klare Wassertiefe uns reizt, hinein zu springen und das übermüthige Blut im frischen Bade zu kühlen. Aber das ist Geschwätz. Wir sind uns lieber, als je, mein Alabanda und ich. Wir sind freier umeinander und doch ist's alle die Fülle und Tiefe des Lebens, wie sonst.

O wie hatten die alten Tyrannen so recht, Freundschaften, wie die unsere, zu verbieten! Da ist man stark, wie ein Halbgott, und duldet nichts Unverschämtes in seinem Bezirke! —

Es war des Abends, da ich in sein Zimmer trat. Er hatte eben die Arbeit bei Seite gelegt, saß in einer mond hellen Eke am Fenster und pflegte seiner Gedanken. Ich stand im Dunkeln, er erkannte mich nicht, sah unbekümmert gegen mich her. Der Himmel weiß, für wen er mich halten mochte. „Nun, wie geht es?“ rief er. „So ziemlich!“ sagt' ich. Aber das Heucheln war umsonst. Meine Stimme war voll geheimen Frohlokens. „Was ist das?“ fuhr er auf; „bist du's?“ „Jawohl, du Blinder!“ rief ich, und flog ihm in die Arme. „O nun!“ rief Alabanda endlich, „nun soll es anders werden, Hyperion!“

„Das denk' ich,“ sagt' ich und schüttelte freudig seine Hand.

„Kennst du mich denn noch,“ fuhr Alabanda fort nach einer Weile, „hast du den alten frommen Glauben noch an Alabanda? Großmüthiger! mir ist es nimmer

indeß so wohl gegangen, als da ich im Lichte deiner Liebe mich fühlte.“

„Wie?“ rief ich, „fragt diß Alabanda? Das war nicht stolz gesprochen, Alabanda. Aber es ist das Zeichen dieser Zeit, daß die alte Heroënnatur um Ehre betteln geht, und das lebendige Menschenherz, wie eine Waife, um einen Tropfen Liebe sich kümmert.“

„Lieber Junge!“ rief er; „ich bin eben alt geworden. Das schlaife Leben überall und die Geschichte mit den Alten, zu denen ich in Smyrna dich in die Schule bringen wollte —“

„Oes ist bitter,“ rief ich; „auch an diesen wagte sich die Todesgöttin, die Nahmenlose, die man Schikfaal nennt.“

Es wurde Licht gebracht und wir fahn von neuem mit leisem liebendem Forschen uns an. Die Gestalt des Theuren war sehr anders geworden seit den Tagen der Hoffnung. Wie die Mittagssonne vom bleichen Himmel, funkelte sein großes ewiglebendes Auge vom abgeblühten Gesichte mich an.

„Guter!“ rief Alabanda mit freundlichem Unwillen, da ich ihn so anfah, „laß die Wehmuthsblike, guter Junge! Ich weiß es wohl, ich bin herabgekommen. O mein Hyperion! ich sehne mich sehr nach etwas Großem und Wahrem und ich hoff' es zu finden mit dir. Du bist mir über den Kopf gewachsen, du bist freier und stärker, wie ehemals, und siehe! das freut mich herzlich. Ich bin das dürre Land und du kommst, wie ein glücklich Gewitter — o es ist herrlich, daß du da bist!“

„Stille!“ sagt' ich, „du nimmst mir die Sinnen, und wir sollten gar nicht von uns sprechen, bis wir im Leben, unter den Thaten find.“

„Ja wohl!“ riet Alabanda freudig, „erst, wenn das Jagdhorn schallt, da fühlen sich die Jäger.“

„Wirds denn bald angehn?“ sagt' ich.

„Es wird,“ rief Alabanda, „und ich sage dir, Herz! es soll ein ziemlich Feuer werden. Ha! mag's doch reichen bis an die Spitze des Thurms und seine Fahne schmelzen und um ihn wüten und wogen, bis er berstet und stürzt! — und stoße dich nur an unsern Bundsgenossen nicht. Ich weiß es wohl, die guten Ruffen möchten uns gerne, wie Schießgewehre, brauchen. Aber laß das gut seyn! haben nur erst unsere kräftigen Spartaner bei Gelegenheit erfahren, wer sie sind und was sie können, und haben wir so den Pelopones erobert, so lachen wir dem Nordpol ins Angesicht und bilden uns ein eigenes Leben.“

„Ein eignes Leben,“ rief ich, „ein neu, ein ehrfames Leben. Sind wir denn, wie ein Irrlicht, aus dem Sumpfe geboren oder stammen wir von den Siegern bei Salamis ab? Wie ist's denn nun? wie bist du denn zur Magd geworden, griechische freie Natur? wie bist du so herabgekommen, väterlich Geschlecht, von dem das Götterbild des Jupiter und des Apoll einst nur die Kopie war? — Aber höre mich, Joniens Himmel! höre mich, Vaterlandserde! die du dich halbnakt, wie eine Bettlerin, mit den Lappen deiner alten Herrlichkeit umkleidest, ich will es länger nicht dulden!“

„O Sonne, die uns erzog!“ rief Alabanda, „zufehn sollst du, wenn unter der Arbeit uns der Muth wächst, wenn unter den Schlägen des Schikfaals unser Entwurf, wie das Eisen unter dem Hammer, sich bildet.“

Es entzündete einer den andern.

„Und daß nur kein Fleken hängen bleibe,“ rief ich, „keine Poffe, womit uns das Jahrhundert, wie der Pöbel die Wände, bemahlt!“

„O,“ rief Alabanda, „darum ift der Krieg auch fo gut —“

„Recht, Alabanda,“ rief ich, „fo wie alle große Arbeit, wo des Menschen Kraft und Geift und keine Krücke und kein wächferner Flügel hilft. Da legen wir die Slavenkleider ab, worauf das Schikfaal uns fein Wappen gedrückt —“

„Da gilt nichts eitles und anerzwungenes mehr,“ rief Alabanda, „da gehn wir schmuklos, fessellos, nakt, wie im Weltlauf zu Nemea, zum Ziele.“

„Zum Ziele,“ rief ich, „wo der junge Freiftaat dämmeret und das Pantheon alles Schönen aus griechifcher Erde fich hebt.“

Alabanda fchwieg eine Weile. Eine neue Röthe ftieg auf in feinem Gefichte, und feine Geftalt wuchs, wie die erfrifchte Pflanze, in die Höhe.

„O Jugend! Jugend!“ rief er, „dann will ich trinken aus deinem Quell, dann will ich leben und lieben. Ich bin fehr freudig, Himmel der Nacht,“ fuhr er, wie trunken, fort, indem er unter das Fenfter trat, „wie eine Rebenlaube, überwölbeft du mich, und deine Sterne hängen, wie Trauben, herunter.“

### Hyperion an Diotima

Es ift mein Glück, daß ich in voller Arbeit lebe. Ich müßt' in eine Thorheit um die andere fallen, fo voll ift meine Seele, fo beraufcht der Menfch mich, der wunderbare, der ftolze, der nichts liebt, als mich, und alle

Demuth, die in ihm ist, nur auf mich häuft. O Diotima! dieser Alabanda hat geweint vor mir, hat, wie ein Kind, mir abgebeten, was er mir in Smyrna getan. Wer bin ich dann, ihr Lieben, daß ich mein euch nenne, daß ich sagen darf, sie sind mein eigen, daß ich, wie ein Eroberer, zwischen euch steh' und euch, wie meine Beute, umfasse.

O Diotima! o Alabanda! edle, ruhiggroße Wesen! wie muß ich vollenden, wenn ich nicht fliehn will vor meinem Glücke, vor euch?

Eben, während ich schrieb, erhielt ich deinen Brief, du Liebe.

Traure nicht, holdes Wesen, traure nicht! Spare dich, unverfehrt von Gram, den künftigen Vaterlandsfesten! Diotima! dem glühenden Festtag der Natur, dem spare dich auf und all den heitern Ehrentagen der Götter!

Siehst du Griechenland nicht schon?

O siehst du nicht, wie, froh der neuen Nachbarschaft, die ewigen Sterne lächeln über unsern Städten und Hainen, wie das alte Meer, wenn es unser Volk luftwandelnd am Ufer sieht, der schönen Athener wieder gedenkt und wieder Glück uns bringt, wie damals seinen Lieblingen, auf fröhlicher Wooge?

Seelenvolles Mädchen! Du bist so schön schon izeit! wie wirst du dann erst, wenn das ächte Klima dich nährt, in entzükender Glorie blühn!

### Diotima an Hyperion

Ich hatte die meiste Zeit mich eingeschlossen, seit du fort bist, lieber Hyperion! Heute war ich wieder einmal draußen.



In holder Februarluft hab' ich Leben gesammelt und bringe das gesammelte dir. Es hat auch mir noch wohlgethan, das frische Erwärmen des Himmels, noch hab' ich sie mitgeföhlt, die neue Wonne der Pflanzenwelt, der reinen, immergleichen, wo alles trauert und sich wieder freut zu feiner Zeit.

Hyperion! o mein Hyperion! warum gehn wir denn die stillen Lebenswege nicht auch? Es sind heilige Namen, Winter und Frühling und Sommer und Herbst! wir aber kennen sie nicht. Ist es nicht Sünde, zu trauern im Frühling? warum thun wir es dennoch?

Vergieb mir! die Kinder der Erde leben durch die Sonne allein; ich lebe durch dich, ich habe andre Freuden, ist es denn ein Wunder, wenn ich andre Trauer habe? und muß ich trauern? muß ich denn?

Muthiger! Lieber! sollt' ich welken, wenn du glänzeft? sollte mir das Herz ermatten, wenn die Siegluft dir in allen Sehnen erwacht? Hätt' ich eh'mals gehört, ein griechischer Jüngling mache sich auf, das gute Volk aus feiner Schmach zu ziehn, es der mütterlichen Schönheit, der es entstammte, wieder zu bringen, wie hätt' ich aufgestaunt aus dem Traume der Kindheit und gedürftet nach dem Bilde des Theuren? und nun er da ist, nun er mein ist, kann ich noch weinen? o des albernen Mädchens! ist es denn nicht wirklich? ist er der Herrliche nicht, und ist er nicht mein! o ihr Schatten seeliger Zeit! ihr meine trauten Erinnerungen!

Ist mir doch, als wär' er kaum von gestern, jener Zauberaubend, da der heil'ge Fremdling mir zum erstenmale begegnete, da er, wie ein trauernder Genius hereinglänzt' in die Schatten des Walds, wo im Jugend-

traume das unbekümmerte Mädchen faß — in der Mailuft kam er, in Joniens zaubrischer Mailuft, und sie macht' ihn blühender mir, sie lokt ihm das Haar, entfaltet' ihm, wie Blumen, die Lippen, löst' in Lächeln die Wehmuth auf, und, o ihr Stralen des Himmels! wie leuchtet ihr aus diesen Augen mich an, aus diesen beaufschenden Quellen, wo im Schatten umschirmender Bogen ewig Leben schimmert und wallt! —

Gute Götter! wie er schön ward mit dem Blick' auf mich! wie der ganze Jüngling, eine Spanne größer geworden, in leichter Nerve da stand, nur daß ihm die lieben Arme, die bescheidnen, niederfanken, als wären sie nichts! und wie er drauf emporfah im Entzücken, als wär' ich gen Himmel entfliegen und nicht mehr da, ach! wie er nun in aller Herzensanmuth lächelt' und erröthete, da er wieder mich gewahr ward, und unter den dämmernden Thränen sein Phöbusauge durchstralt', um zu fragen: bist du's? bist du es wirklich?

Und warum begegnet' er so frommen Sinnes, so voll lieben Aberglaubens mir? warum lokt' er erst, sein Haupt gesenkt, warum war der Götterjüngling so voll Scheuns und Trauerns? Sein Genius war zu feelig, um allein zu bleiben, und zu arm die Welt, um ihn zu fassen. O es war ein liebes Bild, gewebt von Größe und Leiden! Aber nun ifts anders! mit den Leiden ifts aus! Er hat zu thun bekommen, er ist der Kranke nicht mehr! —

Ich war voll Seufzens, da ich anfing dir zu schreiben, mein Geliebter! Jezt bin ich lauter Freude. So spricht man über dir sich glücklich. Und siehe! so soll's auch bleiben. Lebe wohl!

## Hyperion an Diotima

Wir haben noch zu gutem Ende dein Fest gefeiert, schönes Leben! ehe der Lärm beginnt. Es war ein himmlischer Tag. Das holde Frühjahr weht' und glänzte vom Orient her, entlokt' uns deinen Namen, wie es den Bäumen die Blüthen entlokt, und alle seeligen Geheimnisse der Liebe entathmeten mir. Eine Liebe, wie die unsre, war dem Freunde nie erschienen, und es war entzückend, wie der stolze Mensch aufmerkte und Auge und Geist ihm glühte, dein Bild, dein Wesen zu fassen.

„O,“ rief er endlich, „da ist wohl der Mühe werth, für unser Griechenland zu streiten, wenn es solche Gewächse noch trägt!“

„Ja wohl, mein Alabanda,“ sagt' ich; „da gehn wir heiter in den Kampf, da treibt uns himmlisch Feuer zu Thaten, wenn unser Geist vom Bilde solcher Naturen verjüngt ist, und da läuft man auch nach einem kleinen Ziele nicht, da sorgt man nicht für diß und das und künstelt, den Geist nicht achtend, von außen und trinkt um des Kelchs willen den Wein; da ruhn wir dann erst, Alabanda, wenn des Genius Wonne kein Geheimniß mehr ist, dann erst, wenn die Augen all in Triumphbogen sich wandeln, wo der Menscheng Geist, der langabwesende, hervorglänzt aus den Irren und Leiden und siegesfroh den väterlichen Aether grüßt. — Ha! an der Fahne allein soll niemand unser künftig Volk erkennen; es muß sich alles verjüngen, es muß von Grund aus anders seyn; voll Ernsts die Lust und heiter alle Arbeit! nichts, auch das kleinste, das alltäglichste nicht ohne den Geist und die Götter! Lieb' und Haß und jeder Laut von uns muß die gemeinere Welt befremden und

auch kein Augenblick darf Einmal noch uns mahnen  
an die platte Vergangenheit!“

### Hyperion an Diotima

Der Vulkan bricht los. In Koron und Modon werden  
die Türken belagert und wir rücken mit unserm Berg-  
volk gegen den Pelopones hinauf.

Nun hat die Schwermuth all' ein Ende, Diotima, und  
mein Geist ist vesfer und schneller, seit ich in lebendiger  
Arbeit bin, und sieh! ich habe nun auch eine Tages-  
ordnung.

Mit der Sonne beginn' ich. Da geh' ich hinaus, wo im  
Schatten des Walds mein Kriegsvolk liegt, und grüße  
die tausend hellen Augen, die jezt vor mir mit wilder  
Freundlichkeit sich aufthun. Ein erwachendes Heer!  
ich kenne nichts gleiches und alles Leben in Städten  
und Dörfern ist, wie ein Bienenschwarm, dagegen.

Der Mensch kan's nicht verläugnen, daß er einst  
glücklich war, wie die Hirsche des Forsts, und nach un-  
zähligen Jahren glimmt noch in unsein Sehnen nach den  
Tagen der Urwelt, wo jeder die Erde durchstreifte, wie  
ein Gott, ehe, ich weiß nicht was? den Menschen zahm  
gemacht, und noch, statt Mauern und todttem Holz,  
die Seele der Welt, die heilige Luft allgegenwärtig ihn  
umfieng.

Diotima! mir geschieht oft wunderbar, wenn ich mein  
unbekümmert Volk durchgehe und, wie aus der Erde  
gewachsen, einer um den andern aufsteht und dem  
Morgenlicht' entgegen sich dehnt, und unter den Hauf-  
fen der Männer die knatternde Flamme emporsteigt,  
wo die Mutter sizt mit dem frierenden Kindlein, wo

die erquickende Speise kocht, indeß die Roffe, den Tag witternd, schnauben und schrein, und der Wald ertönt von allererschütternder Kriegsmusik, und rings von Waffen schimmert und rauscht — aber das sind Worte und die eigne Luft von solchem Leben erzählt sich nicht.

Dann sammelt mein Hauffe sich um mich her, mit Luft, und es ist wunderbar, wie auch die Ältesten und Trozigsten in aller meiner Jugend mich ehren. Wir werden vertrauter und mancher erzählt, wie's ihm erging im Leben, und mein Herz schwillt oft vor mancherlei Schikfaal. Dann fang' ich an, von besseren Tagen zu reden, und glänzend gehn die Augen ihnen auf, wenn sie des Bundes gedenken, der uns einigen soll, und das stolze Bild des werdenden Freistaats dämmert vor ihnen.

Alles für jeden und jeder für alle! Es ist ein freudiger Geist in den Worten und er ergreift auch immer meine Menschen, wie Göttergebot. O Diotima! so zu sehn, wie von Hoffnungen da die starre Natur erwaicht und all' ihre Pulse mächtiger schlagen und von Entwürfen die verdüsterte Stirne sich entfaltet und glänzt, so da zu stehn in einer Sphäre von Menschen, umrungen von Glauben und Luft, das ist doch mehr, als Erd' und Himmel und Meer in aller ihrer Glorie zu schaun.

Dann üb' ich sie in Waffen und Märschen bis um Mittag. Der frohe Muth macht sie gelehrig, wie er zum Meister mich macht. Bald stehn sie dichtgedrängt in macedonischer Ruh' und regen den Arm nur, bald fliegen sie, wie Stralen, auseinander zum gewagteren Streit in einzelnen Hauffen, wo die geschmeidige Kraft in jeder Stelle sich ändert und jeder selbst sein Feldherr



ist, und sammeln sich wieder in sicherem Punkt – und immer, wo sie gehen und stehn in solchem Waffentanze, schwebt ihnen und mir das Bild der Tyrannenknechte und der ernstere Wahlplaz vor Augen.

Drauf, wenn die Sonne heißer scheint, wird Rath gehalten im Innern des Walds und es ist Freude, so mit stillen Sinnen über der großen Zukunft zu walten. Wir nehmen dem Zufall die Kraft, wir meistern das Schicksaal. Wir lassen Widerstand nach unserem Willen entstehen, wir reizen den Gegner zu dem, worauf wir gerüstet sind. Oder sehen wir zu und scheinen furchtsam und lassen ihn näher kommen, bis er das Haupt zum Schlag uns reicht, auch nehmen wir ihm mit Schnelle die Fassung und das ist meine Panacee. Doch halten die erfahrneren Ärzte nichts auf solche allesheilende Mittel.

Wie wohl ist dann des Abends mir bei meinem Alabanda, wenn wir zur Luft auf muntern Rossen die sonnenrothen Hügel umschweifen, und auf den Gipfeln, wo wir weilen, die Luft in den Mähnen unserer Thiere spielt, und das freundliche Säufeln in unsere Gespräche sich mischt, indeß wir hinausfehn in die Fernen von Sparta, die unser Kampfpreis sind! und wenn wir nun zurück sind und zusammensitzen in lieblicher Kühle der Nacht, wo uns der Becher duftet und das Mondlicht unser spärlich Mahl bescheint und mitten in unserer lächelnden Stille die Geschichte der Alten, wie eine Wolke, aufsteigt aus dem heiligen Boden, der uns trägt, wie selig ist da, in solchem Momente sich die Hände zu reichen!

Dann spricht wohl Alabanda noch von manchem,

den die Langeweile des Jahrhunderts peinigt, von so mancher wunderbaren krummen Bahn, die sich das Leben bricht, seitdem sein grader Gang gehemmt ist, dann fällt mir auch mein Adamas ein, mit seinen Reifen, seiner eignen Sehnsucht in das innere Asien hinein — das sind nur Nothbehelfe, guter Alter! möcht' ich dann ihm rufen, komm! und baue deine Welt! mit uns! denn unfre Welt ist auch die deine.

Auch die deine, Diotima, denn sie ist die Kopie von dir. O du, mit deiner Elysiumsstille, könnten wir das schaffen, was du bist!

### Hyperion an Diotima

Wir haben jezt dreimal in Einem fortgefiegt in kleinen Gefechten, wo aber die Kämpfer sich durchkreuzten, wie Blize, und alles Eine verzehrende Flamme war. Navarin ist unser und wir stehen jezt vor der Veste Misistra, dem Überreste des alten Sparta. Ich hab' auch die Fahne, die ich einer Albanischen Horte entriß, auf eine Ruine gepflanzt, die vor der Stadt liegt, habe vor Freude meinen türkischen Kopfbund in den Eurotas geworfen und trage seitdem den griechischen Helm.

Und nun möcht' ich dich sehen, o Mädchen! sehen möcht' ich dich und deine Hände nehmen und an mein Herz sie drücken, dem die Freude nun bald vielleicht zu groß ist! bald! in einer Woche vielleicht, ist er befreit, der alte, edle, heilige Pelopones.

O dann, du Theure! lehre mich fromm seyn! dann lehre mein überwallend Herz ein Gebet! Ich sollte schweigen, denn was hab' ich gethan? und hätt' ich etwas gethan, wovon ich sprechen möchte, wieviel ist

dennoch übrig? Aber was kann ich dafür, daß mein Gedanke schneller ist, wie die Zeit? Ich wollte so gern, es wäre umgekehrt und die Zeit und die That überflöge den Gedanken und der geflügelte Sieg übereilte die Hoffnung selbst.

Mein Alabanda blüht, wie ein Bräutigam. Aus jedem feiner Blike lacht die kommende Welt mich an, und daran still' ich noch die Ungedult so ziemlich.

Diotima! ich möchte dieses werdende Glück nicht um die schönste Lebenszeit des alten Griechenlands vertauschen, und der kleinste unsrer Siege ist mir lieber, als Marathon und Thermopylä und Platea. Ists nicht wahr? Ist nicht dem Herzen das genesende Leben mehr werth, als das reine, das die Krankheit noch nicht kennt? Erst wenn die Jugend hin ist, lieben wir sie, und dann erst, wenn die verlorne wiederkehrt, beglückt sie alle Tiefen der Seele.

Am Eurotas stehet mein Zelt, und wenn ich nach Mitternacht erwache, rauscht der alte Flußgott mahnend mir vorüber, und lächelnd nehm' ich die Blumen des Ufers, und streue sie in seine glänzende Welle und sag' ihm: Nimm es zum Zeichen, du Einfamer! Bald umblüht das alte Leben dich wieder.

### Diotima an Hyperion

Ich habe die Briefe erhalten, mein Hyperion, die du unterwegs mir schriebst. Du ergreift mich gewaltig mit allem, was du mir sagst, und mitten in meiner Liebe schaudert mich oft, den sanften Jüngling, der zu meinen Füßen geweint, in dieses rüstige Wesen verwandelt zu sehn.

Wirft du denn nicht die Liebe verlernen?

Aber wandle nur zu! Ich folge Dir. Ich glaube, wenn du mich hassen könntest, würd' ich auch da fogar dir nachempfinden, würde mir Mühe geben, dich zu hassen, und so blieben unfre Seelen sich gleich und das ist kein eitelübertrieben Wort, Hyperion.

Ich bin auch selbst ganz anders wie sonst. Mir mangelt der heitre Blick in die Welt und die freie Luft an allem Lebendigen. Nur das Feld der Sterne zieht mein Auge noch an. Dagegen denk' ich um so lieber an die großen Geister der Vorwelt und wie sie geendet haben auf Erden, und die hohen Spartanischen Frauen haben mein Herz gewonnen. Dabei vergeß' ich nicht die neuen Kämpfer, die kräftigen, deren Stunde gekommen ist, oft hör' ich ihren Sieglärm durch den Pelopones herauf mir näher brausen und näher, oft seh' ich sie, wie eine Kataracte, dorthunterwoogen durch die Epidaurischen Wälder und ihre Waffen fernher glänzen im Sonnenlichte, das, wie ein Herold, sie begleitet, o mein Hyperion! und du kömmt geschwinde nach Kalaurea herüber und grüßest die stillen Wälder unserer Liebe, grüßest mich, und fliegst nun wieder zu deiner Arbeit zurück; — und denkst du, ich fürchte den Ausgang? Liebster! manchmal will's mich überfallen, aber meine größern Gedanken halten, wie Flammen, den Frost ab. —

Lebe wohl! vollende, wie es der Geist dir gebeut! und laß den Krieg zu lange nicht dauern, um des Friedens willen, Hyperion, um des schönen, neuen, goldenen Friedens willen, wo, wie du sagtest, einst in unser Rechtsbuch eingeschrieben werden die Geseze der Natur, und wo das Leben selbst, wo sie, die göttliche Natur, die in

kein Buch geschrieben werden kann, im Herzen der Gemeinde feyn wird. Lebe wohl!

### Hyperion an Diotima

Du hättest mich befänftigen sollen, meine Diotima! hättest fagen sollen, ich möchte mich [nicht] übereilen, möchte dem Schikfaal nach und nach den Sieg abnöthigen, wie kargen Schuldner die Summe. O Mädchen! stille zu stehn, ist schlimmer, wie alles. Mir troknet das Blut in den Adern, so dürft' ich, weiterzukommen, und muß hier müßig stehn, muß belagern und belagern, den einen Tag wie den andern. Unser Volk will stürmen, aber das würde die aufgeregten Gemüther zum Raufch erhizen, und wehe dann unsern Hoffnungen, wenn das wilde Wesen aufgährt und die Zucht und die Liebe zerreißt.

Ich weiß nicht, es kann nur noch einige Tage dauern, so muß Misiftra sich ergeben, aber ich wollte, wir wären weiter. Im Lager hier ifts mir, wie in gewitterhafter Luft. Ich bin ungeduldig, auch meine Leute gefallen mir nicht. Es ist ein furchtbarer Muthwill unter ihnen.

Aber ich bin nicht klug, daß ich so viel aus meiner Laune mache. Und das alte Lacedämon ifts ja doch wohl werth, daß man ein wenig Sorge leidet, eh' man es hat.

### Hyperion an Diotima

Es ist aus, Diotima! unfre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterschied, auch unfre Brüder sind erschlagen, die Griechen in Misiftra, die Unschuldigen, oder irren sie hilflos herum und ihre todte Jammer-



miene ruft Himmel und Erde zur Rache gegen die Barbaren, an deren Spitze ich war.

Nun kann ich hingehn und von meiner guten Sache predigen. O nun fliegen alle Herzen mir zu!

Aber ich hab's auch klug gemacht. Ich habe meine Leute gekannt. In der That! es war ein außerordentlich Project, durch eine Räuberbande mein Elyfium zu pflanzen.

Nein! bei der heiligen Nemesis! mir ist recht geschehn und ich will's auch dulden, dulden will ich, bis der Schmerz mein lezt' Bewußtseyn mir zerreißt.

Denkst du, ich tobe? Ich habe eine ehrfame Wunde, die einer meiner Getreuen mir schlug, indem ich den Greuel abwehrte. Wenn ich tobte, so riß' ich die Binde von ihr, und so ränne mein Blut, wohin es gehört, in diese trauernde Erde.

Diese trauernde Erde! die nackte! so ich kleiden wollte mit heiligen Hainen, so ich schmücken wollte mit allen Blumen des griechischen Lebens!

O es wäre schön gewesen, meine Diotima.

Nennst du mich muthlos? Liebes Mädchen! es ist des Unheils zu viel. An allen Enden brechen wütende Hauffen herein; wie eine Seuche, tobt die Raubgier in Morea, und wer nicht auch das Schwert ergreift, wird verjagt, geschlachtet, und dabei sagen die Rasenden, sie fechten für unfre Freiheit. Andre des rohen Volks sind von dem Sultan bestellt und treiben's, wie jene.

Eben hör' ich, unfer ehrlos Heer sei nun zerstreut. Die Feigen begegneten bei Tripoliffa einem Albanischen Hauffen, der um die Hälfte geringer an Zahl war. Weil's aber nichts zu plündern gab, so liefen die Elenden alle

davon. Die Ruffen, die mit uns den Feldzug wagten, vierzig brave Männer, hielten allein aus, fanden auch alle den Tod.

Und so bin ich nun mit meinem Alabanda wieder einsam, wie zuvor. Seitdem der Treue mich fallen und bluten sah in Misistra, hat er alles andre vergessen, seine Hoffnungen, seine Siegeslust, seine Verzweiflung. Der Ergrimmete, der unter die Plünderer stürzte, wie ein strafender Gott, der führte nun so sanft mich aus dem Getümmel, und seine Thränen nezten mein Kleid. Er blieb auch bei mir in der Hütte, wo ich seitdem lag, und ich freue mich nun erst recht darüber. Denn wär' er mit fortgezogen, so läg' er jezt bei Tripolissa im Staub.

Wie es weiter werden soll, das weiß ich nicht. Das Schikfaal stößt mich ins Ungewisse hinaus und ich hab' es verdient; von dir verbannt mich meine eigene Schaam, und wer weiß, wie lange?

Ach! ich habe dir ein Griechenland versprochen und du bekommst ein Klaglied nun dafür. Sei selbst dein Trost!

### Hyperion an Diotima

Ich bringe mich mit Mühe zu Worten.

Man spricht wohl gerne, man plaudert, wie die Vögel, solange die Welt, wie Mailuft, einen anweht; aber zwischen Mittag und Abend kann es anders werden, und was ist verloren am Ende?

Glaube mir und denk', ich sag' aus tiefer Seele dir: die Sprache ist ein großer Überfluß. Das Beste bleibt doch immer für sich und ruht in seiner Tiefe, wie die Perle

im Grunde des Meers. — Doch was ich eigentlich dir schreiben wollte, weil doch einmal das Gemälde seinen Rahmen und der Mann sein Tagwerk haben muß, so will ich noch eine Zeitlang Dienste nehmen bei der Ruffischen Flotte; denn mit den Griechen hab' ich weiter nichts zu thun.

O theures Mädchen! es ist sehr finster um mich geworden.

### Hyperion an Diotima

Ich habe gezaudert, gekämpfr. Doch endlich muß es seyn.

Ich sehe, was nothwendig ist, und weil ich es sehe, so soll es auch werden. Mischeide mich nicht! verdamme mich nicht! ich muß dir rathen, daß du mich verlässest, meine Diotima.

Ich bin für dich nichts mehr, du holdes Wesen! Diß Herz ist dir versiegt, und meine Augen sehen das Lebendige nicht mehr. O meine Lippen sind verdorrt; der Liebe süßer Hauch quillt mir im Busen nicht mehr.

Ein Tag hat alle Jugend mir genommen; am Eurotas hat mein Leben sich müde geweint, ach! am Eurotas, der in rettungsloser Schmach an Lacedämons Schutt vorüberklagt, mit allen seinen Wellen. Da, da hat mich das Schiksaal abgeerndtet. — Soll ich deine Liebe, wie ein Allmosen, besizen? — Ich bin so gar nichts, bin so ruhmlos, wie der ärmste Knecht. Ich bin verbannt, verflucht, wie ein gemeiner Rebell, und mancher Grieche in Morea wird von unsern Heldenthaten, wie von einer Diebsgeschichte, seinen Kinderkindern künftighin erzählen.

Ach! und Eines hab' ich lange dir verschwiegen. Feierlich verstieß mein Vater mich, verwies mich ohne Rückkehr aus dem Hause meiner Jugend, will mich nimmer wieder sehen, nicht in diesem, noch im andern Leben, wie er sagt. So lautet die Antwort auf den Brief, worinn ich mein Beginnen ihm geschrieben.

Nun laß dich nur das Mitleid nimmer irreführen. Glaube mir, es bleibt uns überall noch eine Freude. Der ächte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leiden der Seele Freiheit fühlen. Freiheit! wer das Wort versteht — es ist ein tiefes Wort, Diotima. Ich bin so innigst angefochten, bin so unerhört gekränkt, bin ohne Hoffnung, ohne Ziel, bin gänzlich ehrlos, und doch ist eine Macht in mir, ein Unbezwingliches, das mein Gebein mit süßen Schauern durchdringt, so oft es rege wird in mir.

Auch hab' ich meinen Alabanda noch. Der hat so wenig zu gewinnen, als ich selbst. Den kann ich ohne Schaden mir behalten. Ach! der königliche Jüngling hätt' ein besser Loos verdient. Er ist so sanft geworden und so still. Das will mir oft das Herz zerreißen. Aber einer erhält den andern. Wir sagen uns nichts; was sollten wir uns sagen? aber es ist denn doch ein Seegen in manchem kleinen Liebesdienste, den wir uns leisten.

Da schläft er und lächelt genügsam, mitten in unfrem Schikfaal. Der Gute! er weiß nicht, was ich thue. Er würd' es nicht dulden. Du mußt an Diotima schreiben, gebot er mir, und mußt ihr sagen, daß sie bald mit dir sich aufmacht, in ein leidlicher Land zu fliehn. Aber

er weiß nicht, daß ein Herz, das so verzweifeln lernte, wie seines und wie meines, der Geliebten nichts mehr ist. Nein! nein! du fändest ewig keinen Frieden bei Hyperion, du müßtest untreu werden und das will ich dir ersparen.

Und so lebe denn wohl, du süßes Mädchen! lebe wohl! Ich möchte dir sagen, gehe dahin, gehe dorthin; daraufschendie Quellen des Lebens. Ich möcht' ein freier Land, ein Land voll Schönheit und voll Seele dir zeigen und sagen: dahin rette dich! Aber o Himmel! könnt' ich diß, so wär' ich auch ein andrer und so müßt' ich auch nicht Abschied nehmen — Abschied nehmen? Ach! ich weiß nicht, was ich thue. Ich wähnte mich so gefaßt, so besonnen. Jezt schwindelt mir und mein Herz wirft sich umher, wie ein ungeduldiger Kranker. Weh über mich! ich richte meine letzte Freude zu Grunde. Aber es muß seyn und das Ach! der Natur ist hier umsonst. Ich bins dir schuldig, und ich bin ja ohnediß dazu geboren, heimathlos und ohne Ruhestätte zu seyn. O Erde! o ihr Sterne! werde ich nirgends wohnen am Ende?

Noch Einmal möcht' ich wiederkehren an deinen Busen, wo es auch wäre! Aetheraugen! Einmal noch mir wieder begegnen in euch! an deinen Lippen hängen, du Liebliche! du Unausprechliche! und in mich trinken dein entzükend heiligfüßes Leben — aber höre das nicht! ich bitte dich, achte das nicht! Ich würde sagen, ich sei ein Verführer, wenn du es hörtest. Du kennst mich, du verstehst mich. Du weißt, wie tief du mich achtest, wenn du mich nicht bedauerst, mich nicht hörst.

Ich kann, ich darf nicht mehr — wie mag der



Priester leben, wo dein Gott nicht mehr ist? O Genius meines Volks, o Seele Griechenlands! ich muß hinab, ich muß im Todtenreiche dich suchen.

### Hyperion an Diotima

Ich habe lange gewartet, ich will es dir gestehn, ich habe sehnlich auf ein Abschiedswort aus deinem Herzen gehoft, aber du schweigst. Auch das ist eine Sprache deiner schönen Seele, Diotima.

Nicht wahr, die heiligern Akkorde hören darum denn doch nicht auf? nicht wahr, Diotima, wenn auch der Liebe sanftes Mondlicht untergeht, die höhern Sterne ihres Himmels leuchten noch immer? O das ist ja meine letzte Freude, daß wir unzertrennlich sind, wenn auch kein Laut von dir zu mir, kein Schatte unsrer holden Jugendtage mehr zurückkehrt!

Ich schaue hinaus in die abendröthliche See, ich strecke meine Arme aus nach der Gegend, wo du ferne lebst, und meine Seele erwarmt noch einmal an allen Freuden der Liebe und Jugend.

O Erde! meine Wiege! alle Wonne und aller Schmerz ist in dem Abschied, den wir von dir nehmen.

Ihr lieben Ionischen Inseln! und du, mein Kalaurea, und du, mein Tina, ihr seid mir all' im Auge, so fern ihr seid, und mein Geist fliegt mit den Lüftchen über die regen Gewässer; und die ihr dort zur Seite mir dämmerst, ihr Ufer von Teos und Ephesus, wo ich einst mit Alabanda gieng in den Tagen der Hoffnung, ihr scheint mir wieder, wie damals, und ich möcht' hinüberschiffen ans Land und den Boden küssen und den Boden erwärmen an meinem Busen, und alle süßen Ab-

schiedsworte stammeln vor der schweigenden Erde, eh' ich auffliege ins Freie.

Schade, Schade, daß es jezt nicht besser zugeht unter den Menschen, sonst blieb' ich gern auf diesem guten Stern. Aber ich kann diß Erdenrund entbehren, das ist mehr, denn alles, was es geben kann.

Laß uns im Sonnenlicht, o Kind! die Knechtschaft dulden, sagte zu Polyxena die Mutter, und ihre Lebensliebe konnte nicht schöner sprechen. Aber das Sonnenlicht, das eben widerräth die Knechtschaft mir, das läßt mich auf der entwürdigten Erde nicht bleiben und die heiligen Strahlen ziehn, wie Pfade, die zur Heimath führen, mich an.

Seit langer Zeit ist mir die Majestät der schikfaalosen Seele gegenwärtiger, als alles andre, gewesen; in herrlicher Einsamkeit hab' ich manchmal in mir selber gelebt; ich bin's gewohnt geworden, die Außendinge abzuschütteln, wie Floken von Schnee; wie sollt' ich dann mich scheuen, den sogenannten Tod zu suchen? hab' ich nicht tausendmal mich in Gedanken befreit, wie sollt' ich denn anstehn, es Einmal wirklich zu thun? Sind wir denn, wie leibeigene Knechte, an den Boden gefesselt, den wir pflügen? sind wir, wie zahmes Geflügel, das aus dem Hofe nicht laufen darf, weil's da gefüttert wird?

Wir sind, wie die jungen Adler, die der Vater aus dem Neste jagt, daß sie im hohen Aether nach Beute suchen.

Morgen schlägt sich unfre Flotte und der Kampf wird heiß genug seyn. Ich betrachte diese Schlacht wie ein Bad, den Staub mir abzuwaschen; und ich werde wohl

finden, was ich wünsche; Wünsche, wie meiner, gewähren an Ort und Stelle sich leicht. Und so hätt' ich doch am Ende durch meinen Feldzug etwas erreicht und sehe, daß unter Menschen keine Mühe vergebens ist.

Fromme Seele! ich möchte sagen, denke meiner, wenn du an mein Grab kömst. Aber sie werden mich wohl in die Meersfluth werfen, und ich seh' es gerne, wenn der Rest von mir da untersinkt, wo die Quellen all' und die Ströme, die ich liebte, sich versammeln, und wo die Wetterwolke aufsteigt, und die Berge tränkt und die Thale, die ich liebte. Und wir? o Diotima! Diotima! wann sehn wir uns wieder?

Es ist unmöglich, und mein innerstes Leben empört sich, wenn ich denken will, als verlören wir uns. Ich würde Jahrtausende lang die Sterne durchwandern, in alle Formen mich kleiden, in alle Sprachen des Lebens, um dir Einmal wieder zu begegnen. Aber ich denke, was sich gleich ist, findet sich bald.

Große Seele! du wirst dich finden können in diesem Abschied und so laß mich wandern! Grüße deine Mutter! Grüße Notara und die andern Freunde!

Auch die Bäume grüße, wo ich dir zum erstenmale begegnete, und die fröhlichen Bäche, wo wir giengen, und die schönen Gärten von Angele, und laß, du Liebe! dir mein Bild dabei begegnen. Lebe wohl!

## Zweites Buch

---

### Hyperion an Bellarmin

Ich war in einem holden Traume, da ich die Briefe, die ich einst gewechselt, für dich abschrieb. Nun schreib' ich wieder dir, mein Bellarmin! und führe weiter dich hinab, hinab bis in die tiefste Tiefe meiner Leiden, und dann, du letzter meiner Lieben! komm mit mir heraus zur Stelle, wo ein neuer Tag uns anglänzt.

Die Schlacht, wovon ich an Diotima geschrieben, begann. Die Schiffe der Türken hatten sich in den Canal, zwischen die Insel Chios und die Asiatische Küste hinein, geflüchtet, und standen am festen Lande hinauf bei Tischesme. Mein Admiral verließ mit seinem Schiffe, worauf ich war, die Reihe, und hub das Vorspiel an mit dem ersten Schiffe der Türken. Das grimmige Paar war gleich beim ersten Angriff bis zum Taumel erhitzt, es war ein rachetrunknes schreckliches Getümmel. Die Schiffe hiengen bald mit ihrem Tauwerk aneinander fest; das wütende Gefecht ward immer enger und enger.

Ein tiefes Lebensgefühl durchdrang mich noch. Es war mir warm und wohl in allen Gliedern. Wie ein Zärtlichscheidender, fühlte zum letztenmale sich in allen feinen Sinnen mein Geist. Und nun, voll heißen Unmuths, daß ich Besseres nicht wußte, denn mich schlachten zu lassen in einem Gedränge von Barbaren, mit zürnenden Thränen im Auge, stürmt' ich hin, wo mir der Tod gewiß war.

Ich traf die Feinde nahe genug, und von den Ruffen,

die an meiner Seite fochten, war in wenig Augenblicken auch nicht Einer übrig. Ich stand allein da, voll Stolzes, und warf mein Leben, wie einen Bettlerpfenning, vor die Barbaren, aber sie wollten mich nicht. Sie sahen mich an, wie einen, an dem man sich zu verfühndigen fürchtet, und das Schikfaal schien mich zu achten in meiner Verzweiflung.

Aus höchster Nothwehr hieb denn endlich einer auf mich ein, und traf mich, daß ich stürzte. Mir wurde von da an nichts mehr bewußt, bis ich auf Paros, wohin ich übergeschifft war, wieder erwachte.

Von dem Diener, der mich aus der Schlacht trug, hört' ich nachher, die beiden Schiffe, die den Kampf begonnen, seien in die Luft geflogen, den Augenblick darauf, nachdem er mit dem Wundarzt mich in einem Boote weggebracht. Die Russen hatten Feuer in das Türkische Schiff geworfen, und weil ihr eignes an dem andern festhieng, brannt' es mit auf.

Wie diese fürchterliche Schlacht ein Ende nahm, ist dir bekannt. So straft ein Gift das andre, rief ich, da ich erfuhr, die Russen hätten die ganze Türkische Flotte verbrannt — so rotten die Tyrannen sich selbst aus.

### Hyperion an Bellarmin

Sechs Tage nach der Schlacht lag ich in einem peinlichen todähnlichen Schlaf. Mein Leben war, wie eine Nacht, von Schmerzen, wie von zükenden Blizen, unterbrochen. Das Erste, was ich wieder erkannte, war Alabanda. Er war, wie ich erfuhr, nicht einen Augenblick von mir gewichen, hatte fast allein mich bedient, mit unbegreiflicher Geschäftigkeit, mit tausend zärt-



lichen häuslichen Sorgen, woran er sonst im Leben nie gedacht, und man hatt' ihn auf den Knien vor meinem Bette rufen gehört: „O lebe, mein Lieber! daß ich lebe!“

Es war ein glücklich Erwachen, Bellarmin! Da mein Auge nun wieder dem Lichte sich öffnete, und mit den Thränen des Wiedersehens der Herrliche vor mir stand.

Ich reicht' ihm die Hand hin, und der Stolze küßte sie mit allen Entzücken der Liebe. „Er lebt,“ rief er, „o Retterin! o Natur! du gute, allesheilende! dein armes Paar, das vaterlandslose, das irre, verlässest doch du nicht! O ich will es nie vergessen, Hyperion! wie dein Schiff vor meinen Augen im Feuer aufgieng, und donnernd in die rasende Flamme die Schiffer mit sich hinaufriß, und unter den wenigen geretteten kein Hyperion war. Ich war von Sinnen und der grimmige Schlachtlärm stillte mich nicht. Doch hört' ich bald von dir und flog dir nach, so bald wir mit dem Feinde vollends fertig waren.“ —

Und wie er nun mich hütete! wie er mit liebender Vorsicht mich gefangen hielt in dem Zauberkreise seiner Gefälligkeiten! wie er, ohne ein Wort, mit seiner großen Ruhe mich lehrte, den freien Lauf der Welt neidlos und männlich zu verstehen!

O ihr Söhne der Sonne! ihr freieren Seelen! es ist viel verloren gegangen in diesem Alabanda. Ich suchte umsonst und flehte das Leben an, seit er fort ist; solch eine Römernatur hab' ich nimmer gefunden. Der Sorgenfreie, der Tiefverständige, der Tapfre, der Edle! Wo ist ein Mann, wenn ers nicht war? Und wenn er freundlich war und fromm, da wars, wie wenn das

Abendlicht im Dunkel der majestätischen Eiche spielt  
und ihre Blätter träufeln vom Gewitter des Tags.

### Hyperion an Bellarmin

Es war in den schönen Tagen des Herbsts, da ich von meiner Wunde halbgenesen zum erstenmale wieder ans Fenster trat. Ich kam mit stilleren Sinnen wieder ins Leben und meine Seele war aufmerksamer geworden. Mit seinem leisesten Zauber wehte der Himmel mich an, und mild, wie ein Blütheregen, flossen die heitern Sonnenstrahlen herab. Es war ein großer, stiller, zärtlicher Geist in dieser Jahreszeit, und die Vollendungsruhe, die Wonne der Zeitigung in den säuselnden Zweigen umfieng mich, wie die erneuerte Jugend, so die Alten in ihrem Elysium hofften.

Ich hatt' es lange nicht mit reiner Seele genossen, das kindliche Leben der Welt, nun that mein Auge sich auf mit aller Freude des Wiedersehens und die seelige Natur war wandellos in ihrer Schöne geblieben. Meine Thränen flossen, wie ein Sühnopfer, vor ihr, und schauernd stieg ein frisches Herz mir aus dem alten Unmuth auf. „O heilige Pflanzenwelt!“ rief ich, „wir streben und finnen und haben doch dich! wir ringen mit sterblichen Kräften Schönes zu baun, und es wächst doch sorglos neben uns auf! nicht wahr, Alabanda? für die Noth zu sorgen, sind die Menschen gemacht, das übrige giebt sich selber. Und doch — ich kann es nicht vergeffen, wie viel mehr ich gewollt.“

„Laß dir genug seyn, Lieber! daß du bist,“ rief Alabanda, „und störe dein stilles Wirken durch die Trauer nicht mehr.“

„Ich will auch ruhen,“ sagt' ich. „O ich will die Entwürfe, die Forderungen alle, wie Schuldbriefe, zerreißen. Ich will mich rein erhalten, wie ein Künstler sich hält, dich will ich lieben, harmlos Leben, Leben des Hains und des Quells! dich will ich ehren, o Sonnenlicht! an dir mich stillen, schöner Aether, der die Sterne befeelt, und hier auch diese Bäume umathmet und hier im Innern der Brust uns berührt! o Eigensinn der Menschen! wie ein Bettler, hab' ich den Naken gesenkt und es sahen die schweigenden Götter der Natur mit allen ihren Gaben mich an! — Du lächelst, Alabanda? o wie oft, in unsern ersten Zeiten, hast du so gelächelt, wann dein Knabe vor dir plauderte, im trunknen Jugendmuth, indeß du da, wie eine stille Tempelfäule, standst, im Schutt der Welt, und leiden mußtest, daß die wilden Ranken meiner Liebe dich umwuchsen — sieh! wie eine Binde fällt's von meinen Augen, und die alten goldenen Tage sind lebendig wieder da.“

„Ach!“ rief er, „dieser Ernst, in dem wir lebten, und diese Lebenslust!“

„Wenn wir jagten im Forst,“ rief ich, „wenn in der Meersfluth wir uns badeten, wenn wir fangen und tranken, wo durch den Lorbeerschatten die Sonn' und der Wein und Augen und Lippen uns glänzten — es war ein einzig Leben, und unser Geist umleuchtete, wie ein glänzender Himmel, unser jugendlich Glück.“ „Drum läßt auch keiner von dem andern,“ sagte Alabanda.

„O ich habe dir ein schwer Bekenntniß abzulegen,“ sagt' ich. „Wirßt du mir es glauben, daß ich fort gewollt? von dir! daß ich gewaltsam meinen Tod gesucht!“

war das nicht herzlos? rasend? ach und meine Diotima! sie soll mich lassen, schrieb ich ihr, und drauf noch einen Brief, den Abend vor der Schlacht—“ „Und da schriebs du,“ rief er, „daß du in der Schlacht dein Ende finden wolltest? o Hyperion! Doch hat sie wohl den letzten Brief noch nicht. Du mußt nur eilen, ihr zu schreiben, daß du lebst.“

„Bester Alabanda!“ rief ich, „das ist Trost! Ich schreibe gleich und schicke meinen Diener fort damit. O ich will ihm alles, was ich habe, bieten, daß er eilt und noch zu rechter Zeit nach Kalaurea kömmt.“ —

„Und den andern Brief, wo vom Entfagen die Rede war, versteht, vergiebt die gute Seele dir leicht,“ fezt’ er hinzu.

„Vergiebt sie?“ rief ich; „o ihr Hoffnungen alle! ja! wenn ich noch glücklich mit dem Engel würde!“

„Noch wirfst du glücklich seyn,“ rief Alabanda; „noch ist die schönste Lebenszeit dir übrig. Ein Held ist der Jüngling, der Mann ein Gott, wenn ers erleben kann.“

Es dämmerte mir wunderbar in der Seele bei seiner Rede.

Der Bäume Gipfel schauerten leise; wie Blumen aus der dunkeln Erde, sproßten Sterne aus dem Schooße der Nacht und des Himmels Frühling glänzt’ in heiliger Freude mich an.

### Hyperion an Bellarmin

Einige Augenblicke darauf, da ich eben an Diotima schreiben wollte, trat Alabanda freudig wieder ins Zimmer. „Ein Brief, Hyperion!“ rief er; ich schrak zusammen und flog hinzu.

„Wielange,“ schrieb Diotima, „mußt' ich leben ohne ein Zeichen von dir! Du schriebst mir von dem Schikfaalstage in Misistra und ich antwortete schnell; doch allem nach erhieltst du meinen Brief nicht. Du schriebst mir bald darauf wieder, kurz und düster, und sagtest mir, du seiest gesonnen, auf die Ruffische Flotte zu gehn; ich antwortete wieder; doch auch diesen Brief erhieltst du nicht; nun harret' auch ich vergebens, vom Mai bis jezt zum Ende des Sommers, bis vor einigen Tagen der Brief kömmt, der mir sagt, ich möchte dir entsagen, Lieber!

„Du hast auf mich gerechnet, hast mirs zugetraut, daß dieser Brief mich nicht belaidigen könne. Das freute mich herzlich, mitten in meiner Betrübniß.

„Unglücklicher, hoher Geist! ich habe nur zu sehr dich gefaßt. O es ist so ganz natürlich, daß du nimmer lieben willst, weil deine größern Wünsche verschmachten. Mußt du denn nicht die Speise verschmähn, wenn du daran bist, Durstes zu sterben?

„Ich wußte es bald; ich konnte dir nicht Alles seyn. Konnt' ich die Bande der Sterblichkeit dir lösen? konnt' ich die Flamme der Brust dir stillen, für die kein Quell fließt und kein Weinstok wächst? konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schaale dir reichen?

„Das willst du. Das bedarffst du, und du kannst nicht anders. Die gränzenlose Unmacht deiner Zeitgenossen hat dich um dein Leben gebracht.

„Wem einmal, so, wie dir, die ganze Seele beleidiget war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude, wer so, wie du, das fade Nichts gefühlt, erheitert in höchstem Geiste sich nur, wer so den



Tod erfuhr, wie du, erhohlt allein sich unter den Göttern.

„Glücklich sind sie alle, die dich nicht verstehen! Wer dich versteht, muß deine Größe theilen und deine Verzweiflung.

„Ich fand dich, wie du bist. Des Lebens erste Neugiertrieb mich an das wunderbare Wesen. Unausprechlich zog die zarte Seele mich an und kindischfurchtlos spielt' ich um deine gefährliche Flamme. — Die schönen Freuden unserer Liebe bänftigten dich; böser Mann! nur, um dich wilder zu machen. Sie bänftigten, sie trösteten auch mich, sie machten mich vergessen, daß du im Grunde trostlos warst, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, seit ich dir in dein geliebtes Herz sah.

„In Athen, bei den Trümmern des Olympion ergriff es mich von neuem. Ich hatte sonst wohl noch in einer leichten Stunde gedacht, des Jünglings Trauer sei doch wohl so ernst und unerbittlich nicht. Es ist so selten, daß ein Mensch mit dem ersten Schritt ins Leben so mit Einmal, so im kleinsten Punct, so schnell, so tief das ganze Schicksal seiner Zeit empfindet, und daß es unaustilgbar in ihm haftet, diß Gefühl, weil er nicht rauh genug ist, um es auszustoßen, und nicht schwach genug, es auszuweinen, das, mein Theurer! ist so selten, daß es uns fast unnatürlich dünkt.

„Nun, im Schutt des heiteren Athens, nun gieng mirs selbst zu nah, wie sich das Blatt gewandt, daß jezt die Todten oben über der Erde gehn und die Lebendigen, die Göttermenschen drunten sind, nun sah' ichs auch zu wörtlich und zu wirklich dir aufs Angesicht ge-

schrieben, nun gab ich dir auf ewig Recht. Aber zugleich erschienst du mir auch größer. Ein Wesen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling schienst du mir. Zu wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal, sagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um so unergründlich mächtiger ist er. Von dir, von dir nur hofft' ich alle Genesung. Ich sah dich reifen. Ich sah dich wirken. O der Verwandlung! Von dir gestiftet, grünte wieder des Akademus Hain über den horchenden Schülern und heilige Gespräche hörte, wie einst, der Ahorn des Iliffus wieder.

„Den Ernst der Alten gewann in deiner Schule der Genius unserer Jünglinge bald, und seine vergänglichen Spiele wurden unsterblicher, denn er schämte sich, hielt für Gefangenschaft den Schmetterlingsflug. —

„Dem hätt', ein Roß zu lenken, genügt; nun ist er ein Feldherr. Allzugenügsam hätte der ein eitel Liedchen gefungen; nun ist er ein Künstler. Denn die Kräfte der Helden, die Kräfte der Welt hattest du aufgethan vor ihnen in offenem Kampf; die Räthsel deines Herzens hattest du ihnen zu lösen gegeben; so lernten die Jünglinge Großes vereinen, lernten verstehn das Spiel der Natur, das seelenvolle, und vergaßen den Scherz. — Hyperion! Hyperion! hast du nicht mich, die Unmündige, zur Muse gemacht? So ergieng's auch den andern.

„Ach! nun verließen so leicht sich nicht die geselligen Menschen; wie der Sand im Sturme der Wildniß irrten sie untereinander nicht mehr, noch höhnte sich Jugend und Alter, noch fehlt' ein Gastfreund dem Fremden,

und die Vaterlandsgenossen sonderten nimmer sich ab, und die Liebenden entlaidenten alle sich nimmer; an deinen Quellen, Natur, erfrischten sie sich, ach! an den heiligen Freuden, die geheimnißvoll aus deiner Tiefe quillen und den Geist erneun; und die Götter erheiterten wieder die verwelkliche Seele der Menschen; es bewahrten die herzerhaltenden Götter jedes freundliche Bündniß unter ihnen. Denn du, Hyperion! hattest deinen Griechen das Auge geheilt, daß sie das Lebendige fahn, und die in ihnen, wie Feuer im Holze schief, die Begeisterung hattest du entzündet, daß sie fühlten die stille stete Begeisterung der Natur und ihrer reinen Kinder. Ach! nun nahmen die Menschen die schöne Welt nicht mehr, wie Laien des Künstlers Gedicht, wenn sie die Worte loben und den Nutzen drin ersehnen. Ein zauberisch Beispiel wurdest du, lebendige Natur! den Griechen, und entzündet von der ewigjungen Götter Glück war alles Menschenthun, wie einst, ein Fest; und zu Thaten geleitete, schöner als Kriegsmusik, die jungen Helden Helios' Licht.

„Stille! stille! Es war mein schönster Traum, mein erster und mein letzter. Du bist zu stolz, dich mit dem bühnischen Geschlechte länger zu befassen. Du thust auch Recht daran. Du führtest sie zur Freiheit und sie dachten an Raub. Du führtest sie siegend in ihr altes Lacedämon ein und diese Ungeheuer plündern; und verflucht bist du von deinem Vater, großer Sohn! und keine Wildniß, keine Höhle ist sicher genug für dich auf dieser griechischen Erde, die du, wie ein Heiligtum, geachtet, die du mehr, wie mich, geliebt.

„O mein Hyperion! ich bin das sanfte Mädchen nicht

mehr, seit ich das alles weiß. Die Entrüstung treibt mich aufwärts, daß ich kaum zur Erde sehen mag, und unablässig zittert mein belaidigtes Herz.

„Wir wollen uns trennen. Du hast Recht. Ich will auch keine Kinder; denn ich gönne sie der Slavenwelt nicht, und die armen Pflanzen welkten mir ja doch in dieser Dürre vor den Augen weg.

„Lebewohl! du theurer Jüngling! geh du dahin, wo es dir der Mühe werth scheint, deine Seele hinzugeben. Die Welt hat doch wohl Einen Wahlplatz, Eine Opferstätte, wo du dich entledigen magst. Es wäre Schade, wenn die guten Kräfte alle, wie ein Traumbild, so vergehen. Doch wie du auch ein Ende nimmst, du kehrst zu den Göttern, kehrst ins heilige, freie, jugendliche Leben der Natur, wovon du ausgiengst, und das ist ja dein Verlangen nur und auch das meine.“

So schrieb sie mir. Ich war erschüttert bis ins Mark, voll Schrecken und Luft, doch suchte ich mich zu fassen, um Worte zur Antwort zu finden.

„Du willigst ein, Diotima!“ schrieb ich, „du billigst mein Entfagen? konntest es begreifen? — Treue Seele! darein konntest du dich schicken? Auch in meine finstern Irren konntest du dich schicken, himmlische Gedult! und gabst dich hin, verdüftertest dich aus Liebe, glücklich Schooskind der Natur! und wardst mir gleich und heiligtest durch deinen Beitritt meine Trauer? Schöne Heldin! welche Krone verdienstest du?

„Aber nun sei es auch des Trauerns genug, du Liebe! Du bist mir nachgefolgt in meine Nacht, nun komm! und laß mich dir zu deinem Lichte folgen, zu deiner Anmuth laß uns wiederkehren, schönes Herz! o deine

Ruhe laß mich wiedersehen, selige Natur! vor deinem Friedensbilde meinen Übermuth auf immer mir entschlummern.

„Nicht wahr, du Theure! noch ist meine Rückkehr nicht zu spät, und du nimmst mich wieder auf und kannst mich wieder lieben, wie sonst? nicht wahr, noch ist das Glück vergangner Tage nicht für uns verloren?

„Ich hab' es bis aufs Äußerste getrieben. Ich habe sehr undankbar an der mütterlichen Erde gehandelt, habe mein Blut und alle Liebesgaben, die sie mir gegeben, wie einen Knechtlohn, weggeworfen, und ach! wie tausendmal undankbarer an dir, du heilig Mädchen! das mich einst in seinen Frieden aufnahm, mich, ein scheu zerriffnes Wesen, dem aus tiefgepreßter Brust sich kaum ein Jugendschimmer stahl, wie hie und da ein Grashalm auf zertretenen Wegen. Hatteft du mich nicht ins Leben gerufen? war ich nicht dein? wie konnt' ich denn — o du weißt es, wie ich hoffe, noch nicht, hast noch den Unglücksbrief nicht in den Händen, den ich vor der letzten Schlacht dir schrieb? Da wollt' ich sterben, Diotima, und ich glaubt', ein heilig Werk zu thun. Aber wie kann das heilig seyn, was Liebende trennt? wie kann das heilig seyn, was unsers Lebens frommes Glück zerrüttet? — Diotima! schöngebornes Leben! ich bin dir jezt dafür in deinem Eigensten um so ähnlicher geworden, ich hab' es endlich achten gelernt, ich hab' es bewahren gelernt, was gut und innig ist auf Erden. O wenn ich auch dort oben landen könnte an den glänzenden Inseln des Himmels, fänd' ich mehr, als ich bei Diotima finde?

„Höre mich nun, Geliebte!



„In Griechenland ist meines Bleibens nicht mehr. Das weißt du. Bei seinem Abschied hat mein Vater mir so viel von seinem Überflusse geschickt, als hinreichend, in ein heilig Thal der Alpen oder Pyrenäen uns zu flüchten, und da ein freundlich Haus und auch von grüner Erde so viel zu kaufen, als des Lebens goldene Mittelmäßigkeit bedarf.

„Willst du, so komm' ich gleich und führ' an treuem Arme dich und deine Mutter, und wir küssen Kalaurias Ufer und trocknen die Thränen uns ab, und eilen über den Isthmus hinein ans Adriatische Meer, von wo ein sicher Schiff uns weiter bringt.

„O komm! in den Tiefen der Gebirgswelt wird das Geheimniß unsers Herzens ruhn, wie das Edelgestein im Schacht, im Schooße der himmelragenden Wälder, da wird uns seyn, wie unter den Säulen des innersten Tempels, wo die Götterlöfen nicht nahn, und wir werden sitzen am Quell, in seinem Spiegel unsre Welt betrachten, den Himmel und Haus und Garten und uns. Oft werden wir in heiterer Nacht im Schatten unsers Obstwalds wandeln und den Gott in uns, den liebenden, belauschen, indeß die Pflanze aus dem Mittagsschlummer ihr gesunken Haupt erhebt und deiner Blumen stilles Leben sich erfrischt, wenn sie im Thau die zarten Arme baden, und die Nachtluft kühlend sie umathmet und durchdringt, und über uns blüht die Wiese des Himmels mit all ihren funkelnden Blumen und seitwärts ahmt das Mondlicht hinter westlichem Gewölke den Niedergang des Sonnenjünglings, wie aus Liebe, schüchtern nach — und dann des Morgens, wenn sich, wie ein Flußbett, unser Thal mit warmem Lichte

füllt, und still die goldne Fluth durch unfre Bäume rinnt, und unser Haus umwallt und die lieblichen Zimmer, deine Schöpfung, dir verschönt, und du in ihrem Sonnenglanze gehst und mir den Tag in deiner Grazie seegnest, Liebe! wenn sich dann, indeß wir so die Morgenwonne feiern, der Erde geschäftig Leben, wie ein Opferbrand, vor unsern Augen entzündet, und wir nun hingehn, um auch unser Tagwerk, um von uns auch einen Theil in die steigende Flamme zu werfen, wirst du da nicht sagen: wir sind glücklich, wir sind wieder, wie die alten Priester der Natur, die heiligen und frohen, die schon fromm gewesen, eh' ein Tempelstand?

„Hab' ich genug gesagt? entscheide nun mein Schikfaal, theures Mädchen, und bald! — Es ist ein Glück, daß ich noch halb ein Kranker bin, von der letzten Schlacht her, und daß ich noch aus meinem Dienste nicht entlassen bin; ich könnte sonst nicht bleiben, ich müßte selbst fort, müßte fragen, und das wäre nicht gut, das hieße dich bestürmen. —

„Ach Diotima! bange, thörichte Gedanken fallen mir aufs Herz und doch — ich kann es nicht denken, daß auch diese Hoffnung scheitern soll.

„Bist du denn nicht zu groß geworden, um noch wiederzukehren zu dem Glück der Erde? verzehrt die heftige Geistesflamme, die an deinem Leiden sich entzündete, verzehrt sie nicht alles Sterbliche dir?

„Ich weiß es wohl, wer leicht sich mit der Welt entzweit, verfähnt auch leichter sich mit ihr. Aber du, mit deiner Kinderstille, du, so glücklich einst in deiner hohen Demuth, Diotima! wer will dich verfühnen, wenn das Schikfaal dich empört?

„Liebes Leben! ist denn keine Heilkraft mehr für dich in mir? von allen Herzenslauten ruft dich keiner mehr zurück, ins menschliche Leben, wo du einst so lieblich mit gesenktem Fluge dich verweilt? o komm, o bleib in dieser Dämmerung! Diß Schattenland ist ja das Element der Liebe und hier nur rinnt der Wehmuth stiller Thau vom Himmel deiner Augen.

„Und denkst du unsrer goldenen Tage nicht mehr? der holdfeeligen, göttlichmelodischen? säufeln sie nicht aus allen Hainen von Kalaurea dich an?

„Und sieh! es ist so manches in mir untergegangen, und ich habe der Hoffnungen nicht viele mehr. Dein Bild mit seinem Himmelsfinne hab' ich noch, wie einen Hausgott, aus dem Brande gerettet. Unser Leben, unsers ist noch unverlezt in mir. Sollt' ich nun hingehn und auch diß begraben? Soll ich ruhelos und ohne Ziel hinaus, von einer Fremde in die andre? Hab' ich darum lieben gelernt?

„O nein! du Erste und du Letzte! Mein warst du, du wirft die Meine bleiben.“

### Hyperion an Bellarmin

Ich saß mit Alabanda auf einem Hügel der Gegend, in lieblichwärmender Sonn', und um uns spielte der Wind mit abgefallenem Laube. Das Land war stumm; nur hie und da ertönt' im Wald' ein stürzender Baum, vom Landmann gefällt, und neben uns murmelte der vergängliche Regenbach hinab ins ruhige Meer.

Ich war so ziemlich sorglos; ich hoffte, nun meine Diotima bald zu sehn, nun bald mit ihr in stillem Glücke zu leben. Alabanda hatte die Zweifel alle mir ausge-

redet; so sicher war er selbst hierüber. Auch er war heiter; nur in andrem Sinne. Die Zukunft hatte keine Macht mehr über ihn. O ich wußt' es nicht; er war am Ende seiner Freuden, sah mit allen seinen Rechten an die Welt, mit seiner ganzen siegrischen Natur sich unnütz, wirkungslos und einsam, und das ließ er so geschehn, als wär' ein zeitverkürzend Spiel verloren.

Jetzt kam ein Bote auf uns zu. Er bracht' uns die Entlassung aus dem Kriegsdienst, um die wir beide bei der Ruffischen Flotte gebeten, weil für uns nichts mehr zu thun war, was der Mühe werth schien. Ich konnte nun Paros verlassen, wenn ich wollte. Auch war ich nun zur Reife gefund genug. Ich wollte nicht auf Diotimas Antwort warten, wollte fort zu ihr, es war, als wenn ein Gott nach Kalaurea mich triebe. Wie das Alabanda von mir hörte, veränderte sich seine Farbe und er sah wehmüthig mich an. „So leicht wird's meinem Hyperion,“ rief er, „seinen Alabanda zu verlassen?“

„Verlassen?“ sagt' ich, „wie denn das?“

„O über euch Träumer!“ rief er, „siehest du denn nicht, daß wir uns trennen müssen?“

„Wie sollt' ichs sehen?“ erwiedert' ich; „du sagst ja nichts davon; und was mir hie und da erschien an dir, das wie auf einen Abschied deutete, das nahm ich gerne für Laune, für Herzensüberfluß —“

„O ich kenn' es,“ rief er, „dieses Götterspiel der reichen Liebe, die selber Noth schafft, um sich ihrer Fülle zu entladen, und ich wollt', es wäre so mit mir, du Guter! aber hier ifts Ernst!“

„Ernst?“ rief ich, „und warum denn?“

„Darum, mein Hyperion,“ sagt’ er sanft, „weil ich dein künftig Glück nicht gerne stören möchte, weil ich Diotimas Nähe fürchten muß. Glaube mir, es ist gewagt, um Liebende zu leben, und ein thatlos Herz, wie meines nun ist, hält es schwerlich aus.“

„Ach guter Alabanda!“ sagt’ ich lächelnd, „wie mis-kennst du dich! Du bist so wächsern nicht und deine feste Seele springt so leicht nicht über ihre Grenzen. Zum erstenmal in deinem Leben bist du grillenhaft. Du machtest hier bei mir den Krankenwärter und man sieht, wie wenig du dazu geboren bist. Das Stillesitzen hat dich scheu gemacht —“

„Siehst du?“ rief er, „das ist eben. Werd’ ich thätiger leben mit euch? und wenn es eine Andre wäre! aber diese Diotima! kann ich anders? kann ich sie mit halber Seele fühlen? sie, die um und um so innig Eines ist, Ein göttlich ungetheiltes Leben? Glaube mir, es ist ein kindischer Versuch, diß Wesen sehn zu wollen ohne Liebe. Du blickst mich an, als kenntest du mich nicht? Bin ich doch selbst mir fremd geworden, diese letzten Tage, seit ihr Wesen so lebendig ist in mir.“

„O warum kann ich sie dir nicht schenken?“ rief ich.

„Laß das!“ sagt’ er. „Tröste mich nicht, denn hier ist nichts zu trösten. Ich bin einsam, einsam, und mein Leben geht, wie eine Sanduhr, aus.“

„Große Seele!“ rief ich, „muß es dahin mit dir kommen?“

„Sei zufrieden,“ sagt’ er. „Ich fieng schon an zu welken, da wir in Smyrna uns fanden. Ja! da ich noch ein Schiffsjung war und stark und schnell der Geist und alle Glieder mir wurden bei rauher Kost, in mu-



thiger Arbeit! Wenn ich da in heiterer Luft nach einer Sturmnacht oben am Gipfel des Mafts hieng, unter der wehenden Flagge, und dem Seegevögel nach hinausfah über die glänzende Tiefe, wenn in der Schlacht oft unfre zornigen Schiffe die See durchwühlten, wie der Zahn des Ebers die Erd', und ich an meines Hauptmanns Seite stand mit hellem Blick — da lebt' ich, o da lebt' ich! Und lange nachher, da der junge Tiniote mir nun am Smyrner Strande begegnete, mit feinem Ernste, seiner Liebe, und meine verhärtete Seele wieder aufgethaut war von den Blicken des Jünglings und lieben lernt' und heilig halten alles, was zu gut ist, um beherrscht zu werden, da ich mit ihm ein neues Leben begann und neue seelenvollere Kräfte mir keimten zum Genuffe der Welt und zum Kampfe mit ihr, da hofft' ich wieder — ach! und alles, was ich hofft' und hatte, war an dich gekettet; ich riß dich an mich, wollte mit Gewalt dich an mein Schikfaal ziehn, verlor dich, fand dich wieder, unfre Freundschaft nur war meine Welt, mein Werth, mein Ruhm; nun ifts auch damit aus, auf immer, und all mein Daseyn ist vergebens.“

„Ist denn das wahr?“ erwiedert' ich mit Seufzen.

„Wahr, wie die Sonne,“ rief er, „aber laß das gut seyn! es ist für alles gesorgt.“

„Wieso, mein Alabanda?“ sagt' ich.

„Laß mich dir erzählen,“ sagt' er. „Ich habe noch nie dir ganz von einer gewissen Sache gesprochen. Und dann — so stillt es auch dich und mich ein wenig, wenn wir sprechen von Vergangenen.“

„Ich gieng einst hülflos an dem Hafen von Triest. Das Kaperfchiff, worauf ich diente, war einige Jahre zuvor

gescheitert, und ich hatte kaum mit Wenigen ans Ufer von Sevilla mich gerettet. Mein Hauptmann war ertrunken und mein Leben und mein tiefend Kleid war alles, was mir blieb. Ich zog mich aus und ruht' im Sonnenschein und troknete die Kleider an den Sträuchen. Drauf gieng ich weiter auf der Straße nach der Stadt. Noch vor den Thoren sah ich heitere Gesellschaft in den Gärten, gieng hinein, und sang ein griechisch lustig Lied. Ein trauriges kann't ich nicht. Ich glühte dabei vor Schaam und Schmerz, mein Unglück so zur Schau zu tragen. Ich war ein achtzehnjähriger Knabe, wild und stolz, und haßt' es wie den Tod, zum Gegenstande der Menschen zu werden. ‚Vergebt mir,‘ sagt' ich, da ich fertig war mit meinem Liede; ‚ich komme so eben aus dem Schiffbruch und weiß der Welt für heute keinen bessern Dienst zu thun, als ihr zu singen.‘ Ich hatte das, so gut es gieng, in spanischer Sprache gesagt. Ein Mann mit ausgezeichnetem Gesichte trat mir näher, gab mir Geld und sagt' in unserer Sprache mit Lächeln: ‚Da! kauf' einen Schleiffstein dir dafür und lerne Messer schärfen, und wandre so durchs veste Land.‘ Der Rath gefiel mir. ‚Herr! das will ich in der That,‘ erwiedert' ich. Noch wurd' ich reichlich von den Übrigen beschenkt und gieng und that, wie mir der Mann gerathen hatte, und trieb mich so in Spanien und Frankreich einige Zeit herum.

„Was ich in dieser Zeit erfuhr, wie an der Knechtschaft tausendfältigen Gestalten meine Freiheitsliebe sich schärft' und wie aus mancher harten Noth mir Lebensmuth und kluger Sinn erwuchs, das hab' ich oft mit Freude dir gesagt.

„Ich trieb mein wandernd schuldlos Tagewerk mit Luft, doch wurd' es endlich mir verbittert.

„Man nahm es für Maske, weil ich nicht gemein genug daneben aussehn mochte, man bildete sich ein, ich treib' im Stillen ein gefährlicher Geschäft, und wirklich wurd' ich zweimal in Verhaft genommen. Das bewog mich dann, es aufzugeben, und ich trat mit wenig Gelde, das ich mir gewonnen, meine Rückkehr an zur Heimath, der ich einst entlaufen war. Schon war ich in Triest und wollte durch Dalmatien hinunter. Da befahl mich von der harten Reise eine Krankheit und mein kleiner Reichtum gieng darüber auf. So gieng ich halbgenesen traurig an dem Hafen von Triest. Mit Einmal stand der Mann vor mir, der an dem Ufer von Sevilla meiner einst sich angenommen hatte. Er freute sich sonderbar, mich wieder zu sehen, sagte mir, daß er sich meiner oft erinnert, und fragte mich, wie mirs indeß ergangen sei. Ich sagt' ihm alles. ‚Ich sehe,‘ rief er, ‚daß es nicht umsonst war, dich ein wenig in die Schule des Schiksaals zu schicken. Du hast dulden gelernt, du sollst nun wirken, wenn du willst.‘

„Die Rede, sein Ton, sein Händedruk, seine Miene, sein Blick, das alles traf, wie eines Gottes Macht, mein Wesen, das von manchem Leiden jezt gerade entzündbarer, als je, war, und ich gab mich hin.

„Der Mann, Hyperion, von dem ich spreche, war von jenen einer, die du in Smyrna bei mir sahst. Er führte gleich die Nacht darauf in eine feierliche Gesellschaft mich ein. Ein Schauer überlief mich, da ich in den Saal trat und beim Eintritt mein Begleiter mir die ernstesten Männer wies und sagte: ‚Diß ist der Bund der Neme-

fis.‘ Beraufcht vom großen Wirkungskreise, der vor mir sich aufthat, übermacht’ ich feierlich mein Blut und meine Seele diesen Männern. Bald nachher wurde die Versammlung aufgehoben, um in Jahren anderswo sich zu erneuern, und ein jeder trat den angewiesenen Weg an, den er durch die Welt zu machen hatte. Ich wurde denen beigelegt, die du in Smyrna einige Jahre nachher bei mir fandst.

„Der Zwang, worinn ich lebte, folterte mich oft, auch sah ich wenig von den großen Wirkungen des Bundes und meine Thatenlust fand kahle Nahrung. Doch all diß reichte nicht hin, um mich zu einem Abfall zu vermögen. Die Leidenschaft zu dir verleitete mich endlich. Ich hab’s dir oft gesagt, ich war wie ohne Luft und Sonne, da du fort warst; und anders hatt’ ich keine Wahl; ich mußte dich aufgeben, oder meinen Bund. Was ich erwählte, siehst du.

„Aber alles Thun des Menschen hat am Ende seine Strafe, und nur die Götter und die Kinder trifft die Nemesis nicht.

„Ich zog das Götterrecht des Herzens vor. Um meines Lieblings willen brach ich meinen Eid. War das nicht billig? muß das edelste Sehnen nicht das freieste seyn?— Mein Herz hat mich beim Worte genommen; ich gab ihm Freiheit und du siehst, es braucht sie.

„Huldige dem Genius Einmal und er achtet dir kein sterblich Hinderniß mehr und reißt dir alle Bande des Lebens entzwei.

„Verpflichtung brach ich um des Freundes willen, Freundschaft würd’ ich brechen um der Liebe willen. Um Diotimas willen würd’ ich dich betrügen und am

Ende mich und Diotima morden, weil wir doch nicht Eines wären. Aber es soll nicht seinen Gang gehn; soll ich büßen, was ich that, so will ich es mit Freiheit; meine eignen Richter wähl' ich mir; an denen ich gefehlt, die sollen mich haben.“

„Sprichst du von deinen Bundesbrüdern?“ rief ich; „o mein Alabanda! thue das nicht!“

„Was können sie mir nehmen, als mein Blut?“ erwidert' er. Dann faßt' mich sanft er bei der Hand. „Hyperion!“ rief er, „meine Zeit ist aus, und was mir übrig bleibt, ist nur ein edles Ende. Laß mich! mache mich nicht klein und fasse Glauben an mein Wort! Ich weiß so gut, wie du, ich könnte mir ein Daseyn noch erkünsteln, könnte, weil des Lebens Mahl verzehrt ist, mit den Brofsamen noch spielen, aber das ist meine Sache nicht; auch nicht die deine. Brauch' ich mehr zu sagen? Sprech' ich nicht aus deiner Seele dir? Ich dürste nach Luft, nach Kühlung, Hyperion! Meine Seele wallt mir über von selbst und hält im alten Kreise nicht mehr. Bald kommen ja die schönen Wintertage, wo die dunkle Erde nichts mehr ist, als die Folie des leuchtenden Himmels, da wär' es gute Zeit, da blinken ohnediß gastfreundlicher die Inseln des Lichts! — Dich wundert die Rede? Liebster! alle Scheidenden sprechen, wie Trunkne, und nehmen gerne sich festlich. Wenn der Baum zu welken anfängt, tragen nicht alle seine Blätter die Farbe des Morgenroths?“

„Große Seele!“ rief ich, „muß ich Mitleid für dich tragen?“

Ich fühlt' an seiner Höhe, wie tiefer litt. Ich hatte solches Weh im Leben nie erfahren. Und doch, o Bellar-



min! doch fühlt' ich auch die Größe aller Freuden, solch ein Götterbild in Augen und Armen zu haben. „Ja! stirb nur,“ rief ich, „stirb! Dein Herz ist herrlich genug, dein Leben ist reif, wie die Trauben am Herbsttag. Geh, Vollendeter! ich gienge mit dir, wenn es keine Diotima gäbe.“

„Hab' ich dich nun?“ erwiedert' Alabanda, „sprichst du so? wie tief, wie seelenvoll wird alles, wenn mein Hyperion es einmal faßt!“

„Er schmeichelt,“ rief ich, „um das unbefonnene Wort zum zweitenmale mir abzuzulocken! gute Götter! um von mir Erlaubniß zu gewinnen zu der Reise nach dem Blutgericht!“

„Ich schmeichle nicht,“ erwiedert' er mit Ernst, „ich hab' ein Recht, zu thun, was du verhindern willst, und kein gemeines! ehre das!“

Es war ein Feuer in seinen Augen, das, wie ein Göttergebot, mich niederschlug, und ich schämte mich, nur ein Wort noch gegen ihn zu sagen.

Sie werden es nicht, dacht' ich mitunter, sie können es nicht. Es ist zu sinnlos, solch ein herrlich Leben hinzuschlachten, wie ein Opferthier, und dieser Glaube machte mich ruhig.

Es war ein eigener Gewinn, ihn noch zu hören, in der Nacht darauf, nachdem ein jeder für seine eigne Reise geforgt, und wir vor Tagesanbruch wieder hinausgegangen waren, um noch einmal allein zusammen zu seyn.

„Weißt du,“ sagt' er unterandrem, „warum ich nieden Tod geachtet? Ich fühl' in mir ein Leben, das kein Gott geschaffen und kein Sterblicher gezeugt. Ich glaube,

daß wir durch uns selber find, und nur aus freier Luft so innig mit dem All verbunden.“

„So etwas hab'ich nie von dir gehört,“ erwidert'ich.

„Was wär' auch,“ fuhr er fort, „was wär' auch diese Welt, wenn sie nicht wär' ein Einklang freier Wesen? wenn nicht aus eignem frohem Triebe die Lebendigen von Anbeginn in ihr zusammenwirkten in Ein vollstimmig Leben, wie hölzern wäre sie, wie kalt? welch herzlos Machwerk wäre sie?“

„So wär' es hier im höchsten Sinne wahr,“ erwidert'ich, „daß ohne Freiheit alles todt ist.“

„Ja wohl,“ rief er, „wächst doch kein Grashalm auf, wenn nicht ein eigener Lebenskeim in ihm ist! wie viel mehr in mir! und darum, Lieber! weil ich frei im höchsten Sinne, weil ich anfangslos mich fühle, darum glaub'ich, daß ich endlos, daß ich unzerstörbar bin. Hat mich eines Töpfers Hand gemacht, so mag er sein Gefäß zerbrechen, wie es ihm gefällt. Doch was da lebt, muß un erzeugt, muß göttlicher Natur in seinem Keime seyn, erhaben über alle Macht, und alle Kunst, und darum unverlezlich, ewig.“

„Jeder hat seine Mysterien, lieber Hyperion! seine geheimern Gedanken; diß waren die meinen, seit ich denke.“

„Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knechtsform frei, bleibt Eins und wenn du es scheidest bis auf den Grund, bleibt unverwundet und wenn du bis ins Mark es zer schlägst, und sein Wesen entfliegt dir fliegend unter den Händen. — Aber der Morgenwind regt sich; unsere Schiffe sind wach. O mein Hyperion! ich hab' es überwunden; ich hab' es über mich ver-

mocht, das Todesurtheil über mein Herz zu sprechen und dich und mich zu trennen, Liebling meines Lebens! schone mich nun! erspare mir den Abschied! laß uns schnell feyn! komm!“ —

Mir flog es kalt durch alle Gebeine, da er so begann.

„O um deiner Treue willen, Alabanda!“ rief ich, vor ihm niedergeworfen, „muß es, muß es denn feyn? du übertäubtest mich unredlicher weise, du riffest in einen Taumel mich hin. Bruder! nicht so viel Befinnung ließeßt du mir, um eigentlich zu fragen, wohin gehst du?“

„Ich darf den Ort nicht nennen, liebes Herz!“ erwidert’ er; „wir sehn vielleicht uns dennocheinmal wieder.“

„Wiedersehn?“ erwidert’ ich; „so bin ich ja um einen Glauben reicher! und so werd’ ich reicher werden und reicher an Glauben und am Ende wird mir alles Glaube feyn.“

„Lieber!“ rief er, „laß uns still feyn, wo die Worte nichts helfen! laß uns männlich enden! du verderbst die letzten Augenblike dir.“

Wir waren so dem Hafen näher gekommen.

„Noch Eines!“ sagt’ er, da wir nun bei seinem Schiffe waren. „Grüße deine Diotima! Liebt euch! werdet glücklich, schöne Seelen!“

„O mein Alabanda!“ rief ich, „warum kann ich nicht an deiner Stelle gehn?“

„Dein Beruf ist schöner,“ erwidert’ er; „behalt ihn! ihr gehörtst du, jenes holde Wesen ist von nun an deine Welt — ach! weil kein Glück ist ohne Opfer, nimm als Opfer mich, o Schikfaal, an und laß die Liebenden in ihrer Freude!“ —

Sein Herz fiengan, ihn zu überwältigen, und er riß sich von mir und sprang ins Schiff, um sich und mir den Abschied abzukürzen. Ich fühlte diesen Augenblick, wie einen Wetterschlag, dem Nacht und Todtenstille folgte, aber mitten in dieser Vernichtung raffte meine Seele sich auf, ihn zu halten, den theuren Scheidenden, und meine Arme zükten von selbst nach ihm. „Weh! Alabanda! Alabanda!“ rief ich, und ein dumpfes „Lebewohl“ hört' ich vom Schiff herüber.

### Hyperion an Bellarmin

Zufällig hielt das Fahrzeug, das nach Kalaurea mich bringen sollte, noch bis zum Abend sich auf, nachdem Alabanda schon den Morgen seinen Weg gegangen war.

Ich blieb am Ufer, blikte still, von den Schmerzen des Abschieds müd', in die See, von einer Stunde zur andern. Die Leidenstage der langsamsterbenden Jugend überzählte mein Geist, und irre, wie die schöne Taube, schwebt' er über dem Künftigen. Ich wollte mich stärken, ich nahm mein längstvergeffenes Lautenspiel hervor, um mir ein Schikfaalslied zu singen, das ich einst in glücklicher unverständiger Jugend meinem Adamas nachgesprochen.

Ihr wandelt droben im Licht  
Auf weichem Boden, feelige Genien!  
Glänzende Götterlüfte  
Rühren euch leicht,  
Wie die Finger der Künstlerin  
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende  
Säugling, athmen die Himmlischen;  
Keusch bewahrt  
In bescheidener Knospe,  
Blühet ewig  
Ihnen der Geist,  
Und die seligen Augen  
Blicken in stiller  
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,  
Auf keiner Stätte zu ruhn,  
Es schwinden, es fallen  
Die leidenden Menschen  
Blindlings von einer  
Stufe zur andern,  
Wie Wasser von Klippe  
Zu Klippe geworfen,  
Jahr lang ins Ungewisse hinab.

So fang ich in die Saiten. Ich hatte kaum geendet, als ein Boot einlief, wo ich meinen Diener gleich erkannte, der mir einen Brief von Diotima überbrachte.

„So bist du noch auf Erden?“ schrieb sie, „und siehst das Tageslicht noch? Ich dachte dich anderswo zu finden, mein Lieber! Ich habe früher, als du nachher wünschtest, den Brief erhalten, den du vor der Schlacht bei Tschesme schriebst, und so lebt' ich eine Woche lang in der Meinung, du habst dem Tod' dich in die Arme geworfen, ehe dein Diener ankam mit der frohen Botschaft, daß du noch lebst. Ich hatt' auch ohnediß noch einige Tage nach der Schlacht gehört, das Schiff, worauf ich dich wußte, sei mit aller Mannschaft in die Luft geflogen.“



„Aber, o süße Stimme! noch hört' ich dich wieder, noch einmal rührte, wie Mailuft, mich die Sprache des Lieben, und deine schöne Hoffnungsfreude, das holde Phantom unfers künftigen Glücks, hat einen Augenblick auch mich getäuscht.

„Lieber Träumer, warum muß ich dich weken? warum kann ich nicht sagen, komm, und mache wahr die schönen Tage, die du mir verheißen! Aber es ist zu spät, Hyperion, es ist zu spät. Dein Mädchen ist verwelkt, seitdem du fort bist, ein Feuer in mir hat mälig mich verzehrt, und nur ein kleiner Rest ist übrig. Entseze dich nicht! Es läutert sich alles Natürliche, und überall windet die Blüthe des Lebens freier und freier vom gröbern Stoffe sich los.

„Liebster Hyperion! Du dachtest wohl nicht, mein Schwanenlied in diesem Jahre zu hören.“

#### Fortsetzung

„Bald, dadu fort warst, und noch in den Tagen des Abschieds fieng es an. Eine Kraft im Geiste, vor der ich erschrak, ein innres Leben, vor dem das Leben der Erd' erblaßt' und schwand, wie Nachtlampen im Morgenroth — soll ichs sagen? ich hätte mögen nach Delphi gehn und dem Gott der Begeisterung einen Tempel bauen unter den Felsen des alten Parnas, und, eine neue Pythia, die schlaffen Völker mit Göttersprüchen entzünden, und meine Seele weiß, den Gottverlassnen allen hätte der jungfräuliche Mund die Augen geöffnet und die dumpfen Stirnen entfaltet, so mächtig war der Geist des Lebens in mir! Doch müde und müder wurden die sterblichen Glieder und die ängstigende Schwere zog

mich unerbittlich hinab. Ach! oft in meiner stillen Laube hab' ich um der Jugend Rosen geweint! sie welkten und welkten, und nur von Thränen färbte deines Mädchens Wange sich roth. Es waren die vorigen Bäume noch, es war die vorige Laube — da stand einst deine Diotima, dein Kind, Hyperion, vor deinen glüklichen Augen, eine Blume unter den Blumen, und die Kräfte der Erde und des Himmels trafen sich friedlich zusammen in ihr; nun gieng sie, eine Fremdlingin unter den Knospen des Mai's, und ihre Vertrauten, die lieblichen Pflanzen nickten ihr freundlich, sie aber konnte nur trauern; doch ging ich keine vorüber, doch nahm ich einen Abschied um den andern von all den Jugendgespielen, den Hainen und Quellen und säuselnden Hügeln.

„Ach! oft mit schwerer süßer Mühe bin ich noch, so lang ichs konnte, auf die Höhe gegangen, wo du bei Notara gewohnt, und habe von dir mit dem Freunde gesprochen, so leichten Sinns, als möglich war, damit er nichts von mir dir schreiben sollte; bald aber, wenn das Herz zu laut ward, schlich die Heuchlerin sich hinaus in den Garten, und da war ich nun am Geländer, über dem Felsen, wo ich einst mit dir hinab sah, und hinaus in die offne Natur, ach! wo ich stand, von deinen Händen gehalten, von deinen Augen umlauscht, im ersten schauernden Erwarmen der Liebe, und die überwallende Seele auszugießen wünschte, wie einen Opferwein, in den Abgrund des Lebens, da wankt' ich nun umher und klagte dem Winde mein Laid, und wie ein scheuer Vogel, irrte mein Blick und wagt' es kaum, die schöne Erde anzusehn, von der ich scheiden sollte.“

Fortsetzung

„So ist's mit deinem Mädchen geworden, Hyperion. Fragen nicht: wie? erkläre diesen Tod dir nicht! Wer solch ein Schicksaal zu ergründen denkt, der flucht am Ende sich und allem, und hat doch keine Seele Schuld daran.

„Soll ich sagen, mich habe der Gram um dich getödtet? o nein! o nein! er war mir ja willkommen, dieser Gram, er gab dem Tode, den ich in mir trug, Gestalt und Anmuth; deinem Lieblichen zur Ehre stirbst du, konnt' ich nun mir sagen. —

„Oder ist mir meine Seele zu reif geworden in all den Begeisterungen unserer Liebe und hält sie darum mir nun, wie ein übermüthiger Jüngling, in der bescheidenen Heimath nicht mehr? sprich! war es meines Herzens Üppigkeit, die mich entzweite mit dem sterblichen Leben? ist die Natur in mir durch dich, du Herrlicher! zu stolz geworden, um sich länger gefallen zu lassen auf diesem mittelmäßigen Sterne? Aber hast du sie fliegen gelernt, warum lehrst du meine Seele nicht auch, dir wiederzukehren? Hast du das ätherliebende Feuer angezündet, warum hütetest du mir es nicht? — Höre mich, Lieber! um deiner schönen Seele willen! klage du dich über meinem Tode nicht an!

„Konntest du denn mich halten, als dein Schicksaal dir denselben Weg wies? und hättest du im Heldenkampfe deines Herzens mir gepredigt — ‚Laß dir genügen, Kind! und schik' in die Zeit dich! — wärft du nicht der Eitelste von allen Eiteln gewesen?‘“

Fortsetzung

„Ich will es dir gerade sagen, was ich glaube. Dein Feuer lebt' in mir, dein Geist war in mich übergegangen;

aber das hätte schwerlich geschadet, und nur dein Schikfaal hat mein neues Leben mir tödtlich gemacht. Zu mächtig war mir meine Seele durch dich, sie wäre durch dich auch wieder stille geworden. Du entzogst mein Leben der Erde, du hättest auch Macht gehabt, mich an die Erde zu fesseln, du hättest meine Seele, wie einen Zauberkreis, in deine umfangenden Arme gebannt; ach! Einer deiner Herzensblike hätte mich festgehalten, Eine deiner Liebesreden hätte mich wieder zum frohen gefunden Kinde gemacht; doch da ein eigen Schikfaal dich in Geistes einsamkeit, wie Wasserfluth auf Bergesgipfel trieb, o da erst, als ich vollends meinte, dir habe das Wetter der Schlacht den Kerker gesprengt und mein Hyperion sei aufgefliegen in die alte Freiheit, da entschied sich es mit mir und wird nun bald sich enden.

„Ich habe viele Worte gemacht, und stillschweigend starb die große Römerin doch, da im Todeskampf ihr Brutus um das Vaterland rang. Was konnt' ich aber bessers in den besten meiner letzten Lebenstage thun? — Auch treibt mich immer, mancherlei zu sagen. Stille war mein Leben; mein Tod ist beredt. Genug!“

Fortsetzung

„Nur Eines muß ich dir noch sagen.

„Du müßtest untergehn, verzweifeln müßtest du, doch wird der Geist dich retten. Dich wird kein Lorbeer trösten und kein Myrthenkranz; der Olymp wird's, der lebendige, gegenwärtige, der ewig jugendlich um alle Sinne dir blüht. Die schöne Welt ist dein Olymp; in diesem wirst du leben, und mit den heiligen Wesen der Welt, mit den Göttern der Natur, mit diesen wirst du freudig seyn.

„O seid willkommen, ihr Guten, ihr Treuen! ihr Tiefvermißten, Verkannten! Kinder und Älteste! Sonn' und Erd' und Aether mit allen lebenden Seelen, die um euch spielen, die ihr umspielt, in ewiger Liebe! o nehmt die allesversuchenden Menschen, nehmt die Flüchtlinge wieder in die Götterfamilie, nehmt in die Heimath der Natur sie auf, aus der sie entwichen! —

„Du kennst diß Wort, Hyperion! Du hast es angefangen in mir. Du wirft's vollenden in dir, und dann erst ruhn.

„Ich habe genug daran, um freudig, als ein griechisch Mädchen zu sterben.

„Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftig Machwerk, die der Noth nur dienen und den Genius verschmähen, und dich nicht ehren, kindlich Leben der Natur! die mögen vor dem Tode sich fürchten. Ihr Joch ist ihre Welt geworden; Besseres, als ihren Knechtsdienst, kennen sie nicht; scheun die Götterfreiheit, die der Tod uns giebt!

„Ich aber nicht! ich habe mich des Stükwerks überhoben, das die Menschenhände gemacht, ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher ist, denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze würde, wäre denn der Schade so groß? — Ich werde seyn. Wie sollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worinn die ewige Liebe, die allen gemein ist, die Naturen alle zusammenhält? wie sollt' ich scheiden aus dem Bunde, der die Wesen alle verknüpft? Der bricht so leicht nicht, wie die losen Bande dieser Zeit. Der ist nicht, wie ein Markttag, wo das Volk zusammenläuft und lärmt und auseinandergeht. Nein! bei dem Geiste, der uns einiget,



bei dem Gottesgeiste, der jedem eigen ist und allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur ist Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu seyn, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir sterben, um zu leben.

„Ich werde seyn; ich frage nicht, was ich werde. Zu seyn, zu leben, das ist genug, das ist die Ehre der Götter; und darum ist sich alles gleich, was nur ein Leben ist, in der göttlichen Welt, und es giebt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben umeinander die Naturen, wie Liebende; sie haben alles gemein, Geist, Freude und ewige Jugend.

„Beständigkeit haben die Sterne gewählt, in stiller Lebensfülle wallen sie stets und kennen das Alter nicht. Wir stellen im Wechsel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien theilen wir die großen Akkorde der Freude. Wie Harfenspieler um die Thronen der Ältesten, leben wir, selbst göttlich, um die stillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den seeligen Ernst des Sonnengotts und der andern.

„Sieh auf in die Welt! Ist sie nicht, wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbniß feiert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit sich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einst die gefangenen Könige mit sich geführt? und wir, wir sind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Gefang, in wechselnden Gestalten und Tönen den majestätischen Zug geleiten.

„Nun laß mich schweigen. Mehr zu sagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen. —

„Trauernder Jüngling! bald, bald wirst du glücklicher

feyn. Dir ist dein Lorbeer nicht gereift und deine Myrthen verblühten, denn Priester sollst du feyn der göttlichen Natur, und die dichterischen Tage keimen dir schon.

„O könnt' ich dich sehn in deiner künftigen Schöne! Lebe wohl!“

Zugleich erhielt ich einen Brief von Notara, worinn er mir schrieb:

„Den Tag, nachdem sie dir zum letztenmal geschrieben, wurde sie ganz ruhig, sprach noch wenig Worte, sagte dann auch, daß sie lieber möcht' im Feuer von der Erde scheiden, als begraben feyn, und ihre Asche sollten wir in eine Urne sammeln, und in den Wald sie stellen, an den Ort, wo du, mein Theurer! ihr zuerst begegnet wärst. Bald darauf, da es anfieng, dunkel zu werden, sagte sie uns gute Nacht, als wenn sie schlafen möcht', und schlug die Arme um ihr schönes Haupt; bis gegen Morgen hörten wir sie athmen. Da es dann ganz stille wurde und ich nichts mehr hörte, gieng ich hin zu ihr und lauschte.

„O Hyperion! was soll ich weiter sagen? Es war aus und unfre Klagen wekten sie nicht mehr.

„Es ist ein furchtbares Geheimniß, daß ein solches Leben sterben soll, und ich will es dir gestehn, ich selber habe weder Sinn noch Glauben, seit ich das mit anfah.

„Doch immer besser ist ein schöner Tod, Hyperion! denn solch ein schläfrig Leben, wie das unfre nun ist.

„Die Fliegen abzuwehren, das ist künftig unfre Arbeit, und zu nagen an den Dingen der Welt, wie Kinder an der dürren Feigenwurzel, das ist endlich unfre Freude.

Alt zu werden unter jugendlichen Völkern, scheint mir eine Luft, doch alt zu werden, da wo alles alt ist, scheint mir schlimmer, denn alles. —

„Ich möchte fast dir rathen, mein Hyperion! daß du nicht hieher kömmt. Ich kenne dich. Es würde dir die Sinne nehmen. Überdiß bist du nicht sicher hier. Mein Theurer! denk an Diotimas Mutter, denk an mich und schone dich!

„Ich will es dir gestehn, mir schaudert, wenn ich dein Schicksaal überdenke. Aber ich meine doch auch, der brennende Sommer trokne nicht die tiefern Quellen, nur den feichten Reegenbach aus. Ich habe dich in Augenblikken gesehn, Hyperion! wo du mir ein höher Wesen schienst. Du bist nun auf der Probe, und es muß sich zeigen, wer du bist. Leb wohl!“

So schrieb Notara; und du fragst, mein Bellarmin! wie jetzt mir ist, indem ich diß erzähle?

Bester! ich bin ruhig, denn ich will nichts bessers haben, als die Götter. Muß nicht alles leiden? Und je treflicher es ist, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könntest, wie du selig bist, das konnt' ich lange nicht fassen. Aber die Wonne, die nicht leidet, ist Schlaf, und ohne Tod ist kein Leben. Solltest du ewig seyn, wie ein Kind, und schlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! werth ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu seyn, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es ist kein anderer Gefährte, denn er. —

Damals schrieb ich an Notara, als ich wieder anfieng

aufzuleben, von Sicilien aus, wohin ein Schiff von Pa-ros mich zuerst gebracht:

„Ich habe dir gehorcht, mein Theurer! bin schon weit von euch und will dir nun auch Nachricht geben; aber schwer wird mir das Wort; das darf ich wohl gestehen. Die Seeligen, wie Diotima nun ist, sprechen nicht viel; in meiner Nacht, in der Tiefe der Traurenden, ist auch die Rede am Ende.

„Einen schönen Tod ist meine Diotima gestorben; da hast du Recht; das ist auch, was mich aufweckt und meine Seele mir wiedergiebt.

„Aber es ist die vorige Welt nicht mehr, zu der ich wiederkehre. Ein Fremdling bin ich, wie die Unbe-grabnen, wenn sie herauf vom Acheron kommen, und wär' ich auch auf meiner heimathlichen Insel, in den Gärten meiner Jugend, die mein Vater mir verschließt, ach! dennoch, dennoch wär' ich auf der Erd' ein Fremdling und kein Gott knüpft' ans Ver-gangene mich mehr.

„Ja! es ist alles vorbei. Das muß ich nur recht oft mir sagen, muß damit die Seele mir binden, daß sie ruhig bleibt, sich nicht erhitzt in ungereimten kindischen Ver-suchen.

„Es ist alles vorbei; und wenn ich gleich auch weinen könnte, schöne Gottheit, wie du um Adonis einst ge-weint, doch kehrt mir meine Diotima nicht wieder und meines Herzens Wort hat seine Kraft verloren, denn es hören mich die Lüfte nur.

„O Gott! und daß ich selbst nichts bin, und der ge-meinste Handarbeiter sagen kann, er habe mehr gethan, denn ich! daß sie sich trösten dürfen, die Geistesarmen,

und lächeln und Träumer mich schelten, weil meine Thaten mir nicht reiften, weil meine Arme nicht frei sind, weil meine Zeit dem wütenden Prokrustes gleicht, der Männer, die er fieng, in eine Kinderwiege warf und, daß sie paßten in das kleine Bett, die Glieder ihnen abhieb.

„Wär' es nur nicht gar zu trostlos, allein sich unter die närrische Menge zu werfen und zerrissen zu werden von ihr! oder müßt' ein edel Blut sich nur nicht schämen, mit dem Knechtsblut sich zu mischen! o gäb' es eine Fahne, Götter! wo mein Alabanda dienen möcht', ein Thermopylä, wo ich mit Ehren sie verbluten könnte, all' die einsame Liebe, die mir nimmer brauchbar ist! Noch besser wär' es freilich, wenn ich leben könnte, leben, in den neuen Tempeln, in der neuversammelten Agora unsers Volks mit großer Luft den großen Kummer stillen; aber davon schweig' ich, denn ich weine nur die Kraft mir vollends aus, wenn ich an Alles denke.

„Ach Notara! auch mit mir ist's aus; verlaidet ist mir meine eigne Seele, weil ich ihrs vorwerfen muß, daß Diotima todt ist, und die Gedanken meiner Jugend, die ich groß geachtet, gelten mir nichts mehr. Haben sie doch meine Diotima mir vergiftet!

„Und nun sage mir, wo ist noch eine Zuflucht? — Gestern war ich auf dem Aetna droben. Da fiel der große Sicilianer mir ein, der einst des Stundenzählens satt, vertraut mit der Seele der Welt, in seiner kühnen Lebensluft sich da hinabwarf in die herrlichen Flammen, denn der kalte Dichter hätte müssen am Feuer sich wärmen, sagt' ein Spötter ihm nach.

„O wie gerne hätt' ich solchen Spott auf mich geladen!



aber man muß sich höher achten, denn ich mich achte, um so ungerufen der Natur ans Herz zu fliegen, oder wie du es sonst noch heißen magst, denn wirklich! wie ich jetzt bin, hab' ich keinen Namen für die Dinge und es ist mir alles ungewiß.

„Notara! und nun sage mir, wo ist noch Zuflucht?

„In Kalaureas Wäldern? — Ja! im grünen Dunkel dort, wounfre Bäume, die Vertrauten unsrer Liebe, stehn, wo, wie ein Abendroth, ihr sterbend Laub auf Diotimas Urne fällt und ihre schönen Häupter sich auf Diotimas Urne neigen, mäßig alternd, bis auch sie zusammenfinken über der geliebten Asche, — da, da könnt' ich wohl nach meinem Sinne wohnen!

„Aber du räthst mir wegzubleiben, meinst, ich sei nicht sicher in Kalaurea, und das mag so seyn.

„Ich weiß es wohl, du wirft an Alabanda mich verweisen. Aber höre nur! zertrümmert ist er! verwittert ist der feste, schlanke Stamm, auch er, und die Buben werden die Späne auflesen und damit ein lustig Feuer sich machen. Er ist fort; er hat gewisse gute Freunde, die ihn erleichtern werden, die ganz eigentlich geschickt sind, jedem abzuhelpen, dem das Leben etwas schwer aufliegt; zu diesen ist er auf Besuch gegangen, und warum? weil sonst nichts für ihn zu thun ist, oder, wenn du alles wissen willst, weil eine Leidenschaft am Herzen ihm nagt, und weißt du auch für wen? für Diotima, die er noch im Leben glaubt, vermählt mit mir und glücklich — armer Alabanda! nun gehört sie dir und mir!

„Er fuhr nach Osten hinaus, und ich, ich schiffe nach Nordwest, weil es die Gelegenheit so haben will. —

„Und nun lebt wohl, ihr Alle! all' ihr Theuern, die

ihr mir am Herzen gelegen, Freunde meiner Jugend und ihr Eltern und ihr lieben Griechen all', ihr Leidenden!

„Ihr Lüfte, die ihr mich genährt, in zarter Kindheit, und ihr dunkeln Lorbeerwälder und ihr Uferfelsen und ihr majestätischen Gewässer, die ihr Großes ahnen meinen Geist gelehrt — und ach! ihr Trauerbilder, ihr, wo meine Schwermuth anhub, heilige Mauern, womit die Heldenstädte sich umgürtet, und ihr alten Thore, die manch schöner Wanderer durchzog, ihr Tempelfäulen und du Schutt der Götter! und du, o Diotima! und ihr Thäler meiner Liebe, und ihr Bäche, die ihr sonst die seelige Gestalt gesehn, ihr Bäume, wo sie sich erheitert, ihr Erühlinge, wo sie gelebt, die Holde mit den Blumen, scheidet, scheidet nicht aus mir! doch, soll es seyn, ihr süßen Angedenken! so erlöschet auch ihr und laßt mich, denn es kann der Mensch nichts ändern und das Licht des Lebens kömmt und scheidet, wie es will.“

### Hyperion an Bellarmin

So kam ich unter die Deutschen. Ich foderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demüthig kam ich, wie der heimathlose blinde Oedipus zum Thore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing, und schöne Seelen ihm begegneten —

Wie anders gieng es mir!

Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glük der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit belaidigend für

jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort und dennoch sag' ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gefezte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoffne Lebensblut im Sande zer rinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirst du sagen, und ich sag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich ersticken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt, nur seyn, mit Ernst, mit Liebe muß er das seyn, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Thun, und ist er in ein Fach gedrückt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß' ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Nothwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Ächterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos seyn für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlassnen Unnatur auf solchem Volke. —

Die Tugenden der Alten sei'n nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und

es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie thaten, nichts gethan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Übel und nichts weiter; denn Nothwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Slavenmühe, dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönem gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mislaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der todtten Ordnung dieser Menschen.

Ich sage dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders, denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gefezt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet und selber, wenn des Frühlings holdes Fest, wenn die Veröhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strale berauscht, der Slave seine Ketten froh vergißt und, von der gottbefeelten Luft befänftiget, die Menschenfeinde friedlich, wie die Kinder, sind — wenn selbst die Raupe sich beflügelt und die Biene schwärmt, so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach' und kümmert sich nicht viel ums Wetter.

Aber du wirst richten, heilige Natur! Denn, wenn sie

nur bescheiden wären, diese Menschen, zum Gesetze nicht sich machten für die Bessern unter ihnen! wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, und möchten sie doch lästern, wenn sie nur das Göttliche nicht höhnten! —

Oder ist nicht göttlich, was ihr höhnt und seellos nennt? Ist besser, denn euer Geschwätz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Stralen, sind sie edler nicht, denn all' ihr Klugen? der Erde Quellen und der Morgenthau erfrischen euren Hain; könnt ihr auch das? ach! tödten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht thut, die nicht von euch ist, die ihr nicht erfunden. Ihr sorgt und sinnt, dem Schicksaal zu entlaufen, und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunst nichts hilft; indessen wandelt harmlos droben das Gestirn. Ihr entwürdigt, ihr zerreißt, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt sie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Aether, den verderbt ihr nicht.

O göttlich muß sie seyn, weil ihr zerstören dürft, und dennoch sie nicht altert und trotz euch schön das Schöne bleibt! —

Es ist auch herzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgestalt an seiner Thüre saß, indeß die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten: wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wachsen seine Mu-



senjünglinge dem deutschen Volk' heran; du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln, wie die Schatten, still und kalt, sind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz befäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt; und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünften den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.

Es ist auf Erden alles unvollkommen, ist das alte Lied der Deutschen. Wenn doch einmal diesen Gottverlassenen einer sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihns, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schaal und sorgenschwer und übervoll von kalter stummer Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähen, der Kraft und Adel in ein menschlich Thun, und Heiterkeit ins Leiden und Lieb' und Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt.

Und darum fürchten sie auch den Tod so sehr, und leiden, um des Ausernehmens willen, alle Schmach, weil Höheres sie nicht kennen, als ihr Machwerk, das sie sich gestoppelt.

O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimath aller Menschen ist bei solchem Volk' und

gerne mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so belaidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach! da ist des Lebens beste Luft hinweg, und jeder andre Stern ist besser, denn die Erde. Wüster immer, öder werden da die Menschen, die doch alle schön geboren sind; der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Muth, der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Seegen jedes Jahrs und alle Götter fliehn.

Und wehedemFremdling, der ausLiebe wandert, und zu folchem Volke kömmt, und dreifach wehe dem, der, so wie ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu folchem Volke kömmt! —

Genug! du kennst mich, wirst es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich sprach in deinem Nahmen auch, ich sprach für alle, die in diesem Lande sind und leiden, wie ich dort gelitten.

### Hyperion an Bellarmin

Ich wollte nun aus Deutschland wieder fort. Ich suchte unter diesem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt, von unerbittlichen Belaidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter solchen Menschen sich verblute.

Aber der himmlische Frühling hielt mich auf; er war die einzige Freude, die mir übrig war, er war ja meine letzte Liebe, wie konnt' ich noch an andre Dinge denken und das Land verlassen, wo auch er war?

Bellarmin! Ich hatt' es nie so ganz erfahren, jenes alte feste Schikfaalswort, daß eine neue Seeligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht

des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigallgefang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Laid das Lebenslied der Welt uns tönt. Denn, wie mit Genien, lebt' ich izt mit den blühenden Bäumen, und die klaren Bäche, die darunter flossen, säufelten, wie Götterstimmen, mir den Kummer aus dem Busen. Und so geschah mir überall, du Lieber! — wenn ich im Grafe ruht', und zartes Leben mich umgrünte, wenn ich hinauf, wo wild die Rose um den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel gieng, auch wenn ich des Stroms Gestade, die luftigen, umschiff' und alle die Inseln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirgs stieg, durch die schlafenden Blumen, aber vom süßen Schlummer gefättiget, neben mir die lieben Vögel aus dem Busche flogen, im Zwielicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun schon die Gebete der Thäler, die Stimmen der Heerde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jezt das hohe Licht, das göttlichheitre, den gewohnten Pfad daherkam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt' und all' ihre Kinder wieder sich fühlten — o wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Luft des Tags zu theilen, so stand ich Einsamer dann auch über den Ebenen und weinte Liebesthränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden.

Oder des Abends, wenn ich fern ins Thal hinein gerieth, zur Wiege des Quells, wo rings die dunkeln Eichhöhn mich umrauschten, mich, wie einen Heiligsterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die

Erd' ein Schatte war, und unsichtbares Leben durch die Zweige säufelte, durch die Gipfel, und über den Gipfeln still die Abendwolke stand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir des Himmels Stralen, wie die Wafferbäche, flossen, um den durftigen Wanderer zu tränken —

„O Sonne, o ihr Lüfte,“ rief ich dann, „bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!“

Sogab ich mehr und mehr der seeligen Natur mich hin und fast zu endlos. Wär' ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu seyn, hätt' ich so gern doch weniger gewußt und wäre geworden, wie der reine Lichtstral, um ihr näher zu seyn! o einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der allesversuchenden Menschen! Wie Eis, zerfchmolz, was ich gelernt, was ich gethan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; und o ihr Lieben, die ihr ferne seid, ihr Todten und ihr Lebenden, wie innig Eines waren wir!

Einst saß ich fern im Feld', an einem Brunnen, im Schatten epheugrüner Felsen und überhängender Blüthenbüsche. Es war der schönste Mittag, den ich kenne. Süße Lüfte wehten und in morgendlicher Frische glänzte noch das Land und still in seinem heimathlichen Aether lächelte das Licht. Die Menschen waren weggegangen, am häuslichen Tische von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. „Diotima,“ rief ich, „wo bist du, o wo bist du?“ Und mir war, als hört' ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einst erheitert in den Tagen der Freude —

„Bei den Meinen,“ rief sie, „bin ich, bei den Deinen, die der irre Menschengestalt miskennt!“

Ein sanfter Schrecken ergriff mich und mein Denken entschlummerte in mir.

„O liebes Wort aus heiligem Munde,“ rief ich, da ich wieder erwacht war, „liebes Räthsel, fass' ich dich?“

Und Einmal sah ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurück und schauert' und weinte vor Freuden, daß ich so selig war, und Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren, wie des Feuers Rauschen, wenn es aufsteigt und die Asche hinter sich läßt —

„O du,“ so dacht' ich, „mit deinen Göttern, Natur! ich hab' ihn ausgeträumt, von Menschendingen den Traum, und sage, nur du lebst, und was die Friedenslosen erzwungen, erdacht, es schmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen!

„Wie lang ist's, daß sie dich entbehren? o wie lang ist's, daß ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seligstillen!

„Es fallen die Menschen, wie faule Früchte, von dir, o laß sie untergehn, so kehren sie zu deiner Wurzel wieder, und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umathme mit all deinen knospenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchsen wir aus dem goldnen Saamkorn herauf!

„Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr Adler und du brüderliches Licht! wie alt und neu ist unsere Liebe! — Frei sind wir, gleichen uns nicht ängstlich von außen; wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? wir lieben den Aether doch all' und innigst im Innersten gleichen wir uns.



„Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und die Thränen um dich verstehen es nicht. Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wohlklang, Natur! wer reißt den? wer mag die Liebenden scheiden? —

„O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbare! du entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist dann der Tod und alles Wehe der Menschen? — Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geschiehet doch alles aus Luft, und endet doch alles mit Frieden.

„Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder.

„Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist alles.“

So dacht' ich. Nächstens mehr.



# Anhang

---

Vier ältere fragmentarische Fassungen



## 1) [Das Thalia-Fragment]

Es giebt zwei Ideale unseres Daseyns: einen Zustand der höchsten Einfalt, wo unsre Bedürfnisse mit sich selbst, und mit unsern Kräften, und mit allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zuthun, gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe statt finden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften, durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande sind. Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im Allgemeinen und Einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich, nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu seyn.

Einige von diesen sollten, nebst ihrer Zurechtweisung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchstück sind, dargestellt werden.

Der Mensch möchte gerne in allem und über allem seyn, und die Sentenz in der Grabschrift des Lojola:

*non coerceri maximo, contineri tamen a minimo*

kann eben so die alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen, als den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand bezeichnen. In welchem Sinne sie für jeden gelten soll, muß sein freier Wille entscheiden.



Zante.

Ich will nun wieder in mein Ionien zurück: umsonst hab' ich mein Vaterland verlassen, und Wahrheit gesucht.

Wie konnten auch Worte meiner durstenden Seele genügen?

Worte fand' ich überall; Wolken, und keine Juno.

Ich hatte sie, wie den Tod, alle die armseeligen Mitgethene von Etwas und Nichts. Meine ganze Seele träubt sich gegen das Wesenlose.

Was mir nicht Alles, und ewig Alles ist, ist mir Nichts.

Mein Bellarmin! wo finden wir das Eine, das uns Ruhe giebt, Ruhe? Wo tönt sie uns einmal wieder, die Melodie unsers Herzens in den heiligen Tagen der Kindheit?

Ach! einst suchte ich sie in Verbrüderung mit Menschen. Es war mir, als sollte die Armuth unsers Wesens Reichtum werden, wenn nur ein Paar solcher Armen ein Herz, ein unzertrennbares Leben würden, als bestände der ganze Schmerz unsers Daseyns nur in der Trennung von dem, was zusammengehörte.

Mit Freud' und Wehmuth denke ich daran, wie mein ganzes Wesen dahin trachtete, nur dahin, ein herzlich Lächeln zu erbeuten, wie ich mich hingab für einen Schatten von Liebe, wie ich mich wegwarf. Ach! wie oft glaubte ich das Unnennbare zu finden, das mein, mein werden sollte, dafür, daß ich es wagte, mich selbst an das Geliebte zu verlieren! Wie oft glaubte ich den heiligen Tausch getroffen zu haben, und forderte nun, forderte, und da stand das arme Wesen, ver-

legen und betroffen, oft auch hämisch — es wollte ja nur Kurzweil, nichts so Ernstes!

Ich war ein blinder Knabe, lieber Bellarmin! Perlen wollt' ich kaufen von Bettlern, die ärmer waren, als ich, so arm, so begraben in ihr Elend, daß sie nicht wußten, wie arm sie waren, und sich recht wohl gefielen in den Lumpen, womit sie sich behangen hatten.

Aber die mannigfaltige Täuschung drückte mich unausprechlich nieder.

Ich glaubte wirklich unterzugehn. Es ist ein Schmerz ohne gleichen, ein fortdauerndes Gefühl der Zernichtung, wenn das Daseyn so ganz seine Bedeutung verloren hat. Eine unbegreifliche Muthlosigkeit drückte mich. Ich wagte das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich fürchtete das Lachen eines Kindes. Dabey war ich oft sehr still und geduldig; hatte oft auch einen recht wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge. Oft konnte ich ingeheim von einem kleinen erkauften Besiztum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, erwarten, was ich suchte.

Mit dem Muthe schwanden auch sichtbar meine Kräfte.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zusammenzulesen; der rege Geist war veraltet; ich fühlte, wie fein himmlisch Licht, das mir kaum erst aufgegangen war, sich allmählig verdunkelte.

Freilich, wenn es einmal, wie mir däuchte, den letzten Rest meiner verlorren Existenz galt, wenn mein Stolz sich regte, dann war ich lauter Wirkfamkeit, und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir; oder

wenn sie einen Tropfen Freuden eingefogen hatte, die welche dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menschen, sprach, wie ein Begeisterter, und fühlte wohl manchmal auch die Thräne der Seeligen im Auge; oder wenn einmal wieder ein Gedanke, oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele strahlte, dann staunt' ich, und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als sollte sich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger sich die schlummernden Kräfte aufgeraft hatten, desto müder sanken sie hin, und die unbefriedigte Natur kehrte zu verdoppeltem Schmerze zurück.

Wohl dem, Bellarmin! wohl dem, der sie überstanden hat, diese Feuerprobe des Herzens, der es verstehen gelernt hat, das Seufzen der Kreatur, das Gefühl des verlorren Paradieses. Je höher sich die Natur erhebt über das Thierische, desto größer die Gefahr, zu verschmachten im Lande der Vergänglichkeit!

Aber Eines hab' ich dir noch mitzutheilen, brüderliches Herz!

Ich fürchtete mich noch vor gewissen Erinnerungen, als wir uns fanden über den Trümmern des alten Roms. Unser Geist gleitet so leicht aus seiner Bahn; müssen wir doch oft dem Säufeln eines Blatts entgehen, um ihn nicht zu stören in seinem stillen Geschäfte!

Izt kann ich wohl manchmal spielen mit den Geistern vergangner Stunden.

Mein alter Freund, der Frühling, hatte mich überrascht in meiner Finsterniß. Sonst hätt' ich ihn noch von ferne gefühlt, wenn die erstarrten Zweige sich

regten, und ein lindes Wehen meine Wange berührte. Sonst hätt' ich für jedes Weh Linderung von ihm gehofft. Aber das Hoffen und Ahnden war allmählig aus meiner Seele verschwunden.

Izt war er da, in aller Glorie der Jugend.

Mir war, als follt' ich doch auch wieder fröhlich werden. Ich öffnete meine Fenster, und kleidete mich, wie zu einem Feste. Er sollte auch mich besuchen, der himmlische Fremdling.

Ich sah, wie alles hinausströmte ins Freie, auf's freundliche Meer von Smyrna, und sein Gestade. Sonderbare Erwartungen regten sich in mir. Ich gieng auch hinaus.

Da zeigte sich recht die Allmacht der Natur. Fast jedes Gesicht war herzlicher; überall wurde offener gescherzt, und wo man sich sonst recht feierlich begrüßt hatte, bot man sich izt die Hände. Alles verjüngte und begeisterte der herrliche süße Frühling.

Der Hafen wimmelte von jauchzenden Schiffen, wo Blumenkränze wehten, und Chierwein blinkte, die Myrthenlaubten tönnten von fröhlichen Melodien, und Tanz und Spiel durchraufchte die Ulmen und Platanen.

Ach! ich suchte mehr, als das. Das konnte nicht vom Tode retten. Unwillkürlich, verloren in meinem Gram, kam ich in den Garten des Gorgonda Notara, meines Bekannten. —

Ein Rauschen aus einem Seitengange störte mich auf. —

Ach! mir — in diesem schmerzlichen Gefühl meiner Einsamkeit, mit diesem freudeleeren blutenden

Herzen — erschien mir Sie; hold und heilig, wie eine Priesterin der Liebe stand sie da vor mir; wie aus Licht und Duft gewebt, so geistig und zart; über dem Lächeln voll Ruh' und himmlischer Güte thronte mit eines Gottes Majestät ihr großes begeistertes Auge, und, wie Wölkchen ums Morgenlicht, wallten im Frühlingswinde die goldnen Loken um ihre Stirne.

Mein Bellarmin! könnt' ich dir's mittheilen, ganz und lebendig, das Unausprechliche, das damals vorging in mir! — Wo waren nun die Leiden meines Lebens, seine Nacht und Armuth? Die ganze dürftige Sterblichkeit?

Gewiß, er ist das höchste und feeligste, was die unererschöpfliche Natur in sich faßt, ein solcher Augenblick der Befreiung! Er wiegt Aeonen unsers Pflanzenlebens auf! Tod war mein irdisches Leben, die Zeit war nicht mehr, und entfesselt und auferstanden fühlte mein Geist seine Verwandtschaft und seinen Ursprung.

Jahre sind vorüber; Frühlinge kamen und giengen; manch herrlich Bild der Natur, manche Reliquie deines Italiens, aus himmlischer Phantasie hervorgegangen, erfreute mein Auge; aber das meiste verwischte die Zeit; nur Ihr Bild ist mir geblieben, mit allem, was mit ihm verwandt ist. Noch steht sie da vor mir, wie in dem heiligen trunknen Momente, da ich sie fand; ich press' es an mein glühendes Herz, das süße Phantom; ich höre ihre Stimme, das Lispeln ihrer Harfe; wie ein friedlich Arkadien, wo Blüthe und Saat in ewig stiller Luft sich wiegt, wo ohne des Mittags Schwüle die Ernte reift, und die süße Traube gedeiht, wo keine Furcht das sichere Land umzäunt, wo man



von nichts weis, als von dem ewigen Frühling der Erde, und dem wolkenlosen Himmel und seiner Sonne, und seinen freundlichen Gestirnen, so stehet es offen da vor mir, das Heiligtum ihres Herzens und Geistes.

Melite! o Melite! himmlisches Wesen!

Ich möchte wohl wissen, ob sie meiner noch zuweilen gedächte. Sie bedauert mich vielleicht. Ich werde sie wiederfinden, in irgend einer Periode des ewigen Daseyns. Gewiß! was sich verwandt ist, kann sich nicht ewig fliehen.

Ach! der Gott in uns ist immer einsam und arm. Wo findet er alle seine Verwandten? Die einst da waren, und da seyn werden? Wann kömmt das große Wiedersehen der Geister? Denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beisammen.

Gute Nacht, Bellarmin, gute Nacht!

Morgen werd' ich ruhiger erzählen.

Zante.

Der Abend jenes Tages meiner Tage ist mir mit allem, was ich noch gewahr ward in meiner Trunkenheit, unvergeßlich. Mir war er das schönste, was der Frühling der Erde geben kann, und der Himmel und sein Licht. Wie eine Glorie der Heiligen, umfloß Sie das Abendroth, und die zarten goldnen Wölkchen im Aether lächelten herunter, wie himmlische Genien, die sich freuten über ihre Schwester auf Erden, wie sie unter uns einhergieng in aller Herrlichkeit der Geister, und doch so gut, und freundlich war gegen alles, was um sie war.

Alles drängte sich an sie. Allen schien sich ein Theil

ihres Wesens mitzutheilen. Ein neuer zarter Sinn, eine süße Traulichkeit war unter alle gekommen, und sie wußten nicht, wie ihnen geschah.

Ohne zu fragen, erfuhr ich, sie komme von den Ufern des Pactols, aus einem einsamen Thale des Tmolus, wohin ihr Vater, ein sonderbarer Mann, aus Verdruß über die izeige Lage der Griechen sich schon gar lange von Smyrna wegbegeben hätte, um dort seines finstern Grams zu pflegen, und ihre Mutter, ehemals die Krone von Jonien, sey eine Verwandte des Gorgonda Notara.

Notara bat uns, den Abend mit ihm unter feinen Bäumen zuzubringen, und so, wie wir itzt gestimmt waren, dachte keines gerne an ein Auseinandergehen.

Allmählig kam immer mehr Leben und Geist unter uns. Wir sprachen viel von den herrlichen Kindern des alten Ioniens, von Sappho und Alcäus, und Anakreon, sonderlich von Homer, seinem Grabe zu Nio, von einer nahen Felsengrotte, am Ufer des Meles, wo der Herrliche manche Stunde der Begeisterung gefeiert haben soll, und manchem andern; wie neben uns die freundlichen Bäume des Gartens, wo vom Hauche des Frühlings gelöst, die Blüthen auf die Erde regneten, so theilten unsre Gemüther sich mit; jedes nach seiner Art, und auch die Ärmsten gaben etwas. Melite sprach manch himmlisches Wort, kunstlos, ohne alle Absicht, in lauter heiliger Einfalt. Oft wenn ich sie sprechen hörte, fielen mir die Bilder des Dädalus ein, von denen Pausanias sagt, ihr Anblik habe bei all ihrer Einfachheit etwas Göttliches gehabt.

Lange saß ich stumm, und verschlang die himmlische Schönheit, die, wie Strahlen des Morgenlichts,

in mein Inneres drang, und die erstorbenen Keime meines Wesens ins Leben rief.

Man sprach endlich auch von so manchen Wundern griechischer Freundschaft, von den Dioskuren, von Achill und Patroklos, von der Phalanx der Sparter, von all' den Liebenden und Geliebten, die auf und untergingen über der Welt, unzertrennlich, wie die ewigen Lichter des Himmels.

Da wacht' ich auf. „Wir sollten davon nicht sprechen,“ rief ich.

„Solche Herrlichkeit zernichtet uns Arme. Freilich waren es goldne Tage, wo man die Waffen tauschte, und sich liebte bis zum Tode, wo man unsterbliche Kinder zeugte in der Begeisterung der Liebe und Schönheit, Thaten für's Vaterland, und himmlische Gesänge, und ewige Worte der Weisheit, ach! wo der Aegyptische Priester dem Solon noch vorwarf: ‚ihr Griechen seid alle Zeit Jünglinge!‘ Wir sind nun Greise geworden, klüger, als alle die Herrlichen, die dahin sind; nur Schade, daß so manche Kraft verschmachtet in diesem fremden Elemente!“

„Vergiß das zum wenigsten für heute, Hyperion!“ rief Notara; und ich gab ihm recht.

Melite's Auge ruhte so ernst und groß auf mir. Wer hätte nicht alles vergessen.

Auf dem Wege nach der Stadt kam ich an ihre Seite. Ich drückte die Arme mit Macht gegen mein schauerndes Herz. Ich zwang den verwirrenden Tumult in mir, daß ich sprechen konnte.

O mein Bellarmin! Wie ich sie verstand, und wie sie das freute! wie ein zufällig Wörtchen von ihr eine

Welt von Gedanken in mir hervorrief! Sie war ein wahrer Triumph der Geister über alles Kleine und Schwache, diese stille Vereinigung unsers Denkens, und Dichtens.

An Notara's Hause schieden wir. Ich taumelte fort in rasender Freude, schalt und lachte über den Kleinmuth meines Herzens in den vergangenen Tagen, und sah mit namenlosem Stolze auf meine alten Leiden zurück.

Wie ich aber nun nach Hause kam, und vor die offenen Fenster trat, und meine verwilderten, und halb verdorrten Blumen, und hinauffah zu der verfallnen Burg von Smyrna, die vor mir lag im dämmernden Lichte, wie sonderbar überfiel mich das alles!

Ach! da war ich ehemals so oft gestanden um Mitternacht, wenn ich den Schlaf nicht finden konnte auf meinem einsamen Lager, und hatte den Trümmern aus besserer Zeit, und ihren Geistern meinen Jammer geklagt!

Izt war er wiedergekehrt, der Frühling meines Herzens. Izt hatt' ich, was ich suchte. Ich hatt' es wiedergefunden in der himmlischen Grazie Melites. Es tagte wieder in mir. Das hohe Wesen hatte meinen Geist aus seinem Grabe gerufen.

Aber was ich war, war ich durch sie. Die Gute freute sich über dem Lichte, das in mir leuchtete, und dachte nicht, daß es nur der Widerschein des ihrigen war. Ich fühlte nur zu bald, daß ich ärmer wurde, als ein Schatten, wenn sie nicht in mir, und um mich, und für mich lebte, wenn sie nicht mein ward; daß ich zu nichts ward, wenn sie sich mir entzog. Es konnte

nicht anders kommen, ich mußte mit dieser Todesangst jede Miene, und jeden Laut von ihr befragen, ihrem Auge folgen, als wollte mir mein Leben entfliehen, es mochte gen Himmel sich wenden, oder zur Erde; o Gott! es mußte ja ein Todesbote für mich seyn, jedes Lächeln ihres heiligen Friedens, jedes ihrer Himmelsworte, das mir sagte, wie ihr an ihrem, ihrem Herzen genüge: Sie mußte ja über mich kommen, diese Verzweiflung, daß das Herrliche, was ich liebte, so herrlich war, daß es mein nicht bedurfte. Verzeih' es mir die Heilige! oft flucht' ich der Stunde, wo ich sie fand, und raste im Geiste gegen das himmlische Geschöpf, daß es mich nur darum ins Leben gewekt hätte, um mich wieder niederzudrücken mit seiner Hoheit. Kann so viel Unmenschliches in eines Menschen Seele kommen?

---

#### Pyrgo in Morea.

Schlummer und Unruhe, und manche andre seltsame Erscheinung, die halb sich bildete in mir, und verschwand, ließen indeß nichts, was ich dir mittheilen wollte, zur Sprache kommen. Oft hab' ich schöne Tage. Dann laß' ich mein Innres walten, wie es will, träumen und finnen, lebe meist unter freiem Himmel, und die heiligen Höhn und Thale von Morea stimmen oft recht freundlich in die reineren Töne meiner Seele.

Alles muß kommen, wie es kömmt. Alles ist gut. Ich sollte das Vergangne schlummern lassen. Wir sind



nicht für's Einzelne, Beschränkte geschaffen. Nicht wahr, mein Bellarmin? Mir wuchs ja nur darum kein Arkadien auf, daß das dürftige, das in mir denkt und lebt, sich ausbreiten sollte, und das Unendliche umfassen. —

Das möcht' ich auch, o das möcht' ich! Zernichten möcht' ich die Vergänglichkeit, die über uns lastet, und unfreier heiligen Liebe spottet, und wie ein Lebendigbegrabener sträubt sich mein Geist gegen die Finsterniß, worinn er gefesselt ist.

Ich wollte erzählen. Ich will es thun. Von außen stört mich nichts in meinen Erinnerungen. Meer und Erde schläft in der Schwüle des Mittags, und selbst die Quelle, die sonst hier unter mir rieselte, ist vertrocknet. Kein Lüftchen säußelt durch die Zweige. Ein leises Ächzen der Erde, wenn der brennende Strahl den Boden spaltet, hör' ich zuweilen. Aber das stört wohl nicht. Auch giebt die Cypresse, die über mir trauert, Schatten genug.

Der Abend, da ich von ihr gieng, hatte mit der Nacht gewechselt, und die Nacht mit dem Tage; aber für mich nicht. In meinem Leben war kein Schlaf und kein Erwachen mehr. Es war nur Ein Traum von ihr, ein seeliger schmerzlicher Traum; ein Ringen zwischen Angst und Hoffnung. Endlich gieng ich hin zu ihr.

Ich erschrak, wie sie nun vor mir stand, so ganz anders, als in mir es ausah, so ruhig und seelig, in der Allgütigkeit einer Himmlischen. Ich war verwirrt und sprachlos. Mein Geist war mir entflohen.

Ich glaube nicht, daß sie es ganz bemerkte, wie sie

überhaupt bei all' ihrer himmlischen Güte nicht sehr genau darauf zu achten schien, was um sie vorgieng.

Sie hatte Mühe, mich dahin zurückzubringen, wo wir den Abend zuvor geendet hatten. Endlich regte sich doch hie und da ein Gedanke in mir, und schloß sich fröhlich an die ihrigen an.

Sie wußte nicht, wie unendlich viel sie sagte, und wie ihr Bild zum Überschwenglichen sich verherrlichte, wenn das Hohe ihrer Gedanken an ihrer Stirne sich offenbarte, und der königliche Geist sich vereinigte mit der Huld des arglosen allliebenden Herzens. Es war, als träte die Sonne hervor im freundlichen Aether, oder als stiege ein Gott hernieder zu einem unschuldigen Volke, wenn das Selbstständige, das Heilige neben ihrer Grazie sichtbar ward.

So lang ich bei ihr war, und ihr begeisterndes Wesen mich emporhub über alle Armuth der Menschen, vergaß ich oft auch die Sorgen und Wünsche meines dürftigen Herzens. Aber wenn ich weg war, dann verbarg ich's mir umsonst, dann klagt' es laut auf in mir, sie liebt dich nicht! Ich zürnte und kämpfte. Aber mein Gram lies nicht ab von mir. Meine Unruhe stieg von Tage zu Tage. Je höher und mächtiger ihr Wesen über mir leuchtete, desto düsterr und verwilderter ward meine Seele.

Sie schien mir endlich auszuweichen. Auch ich beschloß, sie nimmer zu sehen, und hatt' es auch wirklich unter namenloser Peinigung meinem Herzen abgetrozt, daß ich einige Tage wegblieb.

Um diese Zeit begegnete mir, da ich eben von der Einöde des Korax zurückkehrte, wohin ich vor Tages-

anbruch hinausgegangen war, Notara mit seinem Weibe. Er sagte mir, daß sie zu einem benachbarten Verwandten geladen wären, und auf den Abend wieder da zu seyn gedenken. Melite, setzte er hinzu, sey zu Hause geblieben; die fromme Tochter müsse Briefe schreiben an Vater und Mutter.

Alle meine niedergedrückten Wünsche erwachten wieder. Einen Augenblick darauf ermannet' ich mich zwar, und sagte dem Sturm in mir, daß ich heute gerade sie schlechterdings nicht sehen wolle, gieng aber doch an ihrem Hause vorüber, gedankenlos und zitternd, als hätt' ich einen Mord im Sinne. Darauf zwang ich mich nach Hause, schloß die Thüre ab, warf die Kleider von mir, schlug mir, nachdem meine Wahl ziemlich lange gezögert hatte, den Ajax Mastigophoros auf, und sah hinein. Aber nicht eine Sylbe nahm mein Geist in sich auf. Wo ich hinfah, war ihr Bild. Jeder Fußtritt störte mich auf. Unwillkührlich, ohne Sinn sagt' ich abgeriffene Reden vor mich hin, die ich aus ihrem Munde gehört hatte. Oft strekr' ich die Arme nach ihr aus, oft floh ich, wenn sie mir erschien.

Endlich ergrimmt' ich über meinen Wahnsinn, und sann mit Ernst darauf, es von Grund aus zu vertilgen, dieses tödtende Sehnen. Aber mein Geist versagte mir den Dienst. Dafür schien es, als drängten sich falsche Dämonen mir auf, und böten mir Zaubertränke dar, mich vollends zu verderben mit ihren höllischen Arzneyen.

Ermattet von dem wüthenden Kampfe sank ich endlich nieder. Mein Auge schloß sich, meine Brust

schlug sanfter, und, wie der Bogen des Friedens nach dem Sturme, gieng ihr ganzes himmlisches Wesen wieder auf in mir.

Der heilige Frieden ihres Herzens, den sie mir oft auf Augenblicke mitgetheilt hatte durch Red' und Miene, daß mir's ward, als wandelte ich wieder im verlassenen Paradiese der Kindheit, ihre fromme Scheue, nichts zu entweihen durch übermüthigen Scherz oder Ernst, wenn es nur ferne verwandt war mit Schönem und Gutem, ihre anspruchlose Gefälligkeit, ihr Geist mit feinen königlichen Idealen, woran ihre stille Liebe so einzig hieng, daß sie nichts suchte und nichts fürchtete in der Welt — alle die lieben, seelenvollen Abende, die ich zugebracht hatte mit ihr, ihre Stimme und ihr Saitenspiel, jeder Reiz ihrer Bewegung, die, wo sie stand und gieng, nur sie — ihre Güte und ihre Größe bezeichnete; ach! das alles und mehr ward so lebendig in mir.

Und diesem himmlischen Geschöpfe zürnt' ich? Und warum zürnt' ich ihr? Weil sie nicht verarmt war, wie ich, weil sie den Himmel noch im Herzen trug, und nicht sich selbst verloren hatte, wie ich, nicht eines andern Wesens, nicht fremden Reichtums bedurfte, um die verödete Stelle auszufüllen, weil sie nicht unterzugehen fürchten konnte, wie ich, und sich mit dieser Todesangst an ein anderes zu hängen [brauchte], wie ich; ach! gerade, was das göttlichste an ihr war, diese Ruhe, diese himmlische Genügsamkeit hatt' ich gelästert mit meinem Unmuth, mit unedlem Groll sie um ihr Paradies beneidet. Durfte sie sich befassen mit solch' einem zerrütteten Geschöpfe? Mußte sie mich

nicht fliehen? Gewiß! ihr Genius hatte sie gewarnt vor mir.

Das alles gieng mir, wie ein Schwert, durch die Seele.

Ich wollte anders werden. O! ich wollte werden, wie sie. Ich hörte schon aus ihrem Munde das Himmelswort der Vergebung, und fühlte mit tausend Wonnen, wie es mich umschuf.

So eilt' ich zu ihr. Aber mit jedem Schritte ward ich unruhiger. Melite erblaßte, wie ich hereintrat. Diß brachte mich vollends aus der Fassung. Doch war mir das gänzliche Verstummen von beiden Seiten, so kurz es dauerte, zu schmerzhaft, als daß ich es nicht mit aller Macht zu brechen versucht hätte.

„Ich mußte kommen,“ sagt' ich. „Ich war es dir schuldig, Melite!“ Das Gemäßigte meines Tons schien sie zu beruhigen, doch fragte sie etwas verwundert, warum ich dann kommen müßte?

„Ich habe so viel dir abzubitten, Melite!“ rief ich.

„Du hast mich ja nicht beleidigt.“

„O Melite! wie straft mich diese himmlische Güte! Mein Unmuth ist dir sicher aufgefallen.“ —

„Aber beleidigt hat er mich nicht, du wolltest ja das nicht, Hyperion! Warum sollt' ichs dir nicht sagen? Getrauert hab' ich über dich. Ich hätte dir so gerne Frieden gegönnt. Ich wollte dich oft auch bitten, ruhiger zu seyn. Du bist so ganz ein anderer, in deinen guten Stunden. Ich gestehe dir, ich fürchte für dich, wenn ich dich so düster und heftig sehe. Nicht wahr, guter Hyperion! du legst das ab?“



Ich konnte kein Wort vorbringen. Du fühlst es wohl auch, Bruder meiner Seele! wie mir seyn mußte. Ach! so himmlisch der Zauber war, womit sie diß sprach, so unaussprechlich war mein Schmerz.

„Ich habe manchmal gedacht,“ fuhr sie fort, „woher es wohl kommen möchte, daß du so sonderbar bist. Es ist so ein schmerzlich Räthsel, daß ein Geist, wie der deinige, von solchen Leiden gedrückt werden soll. Es war gewiß eine Zeit, wo er frei war von dieser Unruhe. Ist sie dir nicht mehr gegenwärtig? Könnt' ich sie dir zurückbringen, diese stille Feier, diese heilige Ruhe im Innern, wo auch der leiseste Laut vernehmbar ist, der aus der Tiefe des Geistes kömmt, und die leiseste Berührung von außen, vom Himmel her, und aus den Zweigen, und Blumen — ich kann es nicht aussprechen, wie mir oft ward, wenn ich so dastand vor der göttlichen Natur, und alles Irdische in mir verstummte — da ist er uns so nahe, der Unsichtbare!“

Sie schwieg, und schien betroffen, als hätte sie Geheimnisse verrathen.

„Hyperion!“ begann sie wieder, „du hast Gewalt über dich; ich weiß es. Sage deinem Herzen, daß man vergebens den Frieden außer sich suche, wenn man ihn nicht sich selbst giebt. Ich habe diese Worte immer so hoch geachtet. Es sind Worte meines Vaters, eine Frucht seiner Leiden, wie er sagt. Gieb ihn dir, diesen Frieden, und sey fröhlich! Du wirst es thun. Es ist meine erste Bitte. Du wirst sie mir nicht versagen.“

„Was du willst, wie du willst, Engel des Himmels!“ rief ich, indem ich, ohne zu wissen, wie mir geschah,

ihre Hand ergriff, und sie mit Macht gegen mein jammerndes Herz hinzog.

Sie war, wie aus einem Traume geschreckt, und wand sich los, mit möglichster Schonung, aber die Majestät in ihrem Auge drückte mich zu Boden.

„Du mußt anders werden,“ rief sie etwas heftiger, als gewöhnlich. Ich war in Verzweiflung. Ich fühlte, wie klein ich war, und rang vergebens empor. Ach! daß es dahin kommen konnte mit mir! Wie die gemeinen Seelen, suchte ich darinn Trost für mein Nichts, daß ich das Große verkleinerte, daß ich das Himmlische — Bellarmin! es ist ein Schmerz ohne gleichen, so einen schändlichen Fleck an sich zu zeigen. Sie will deiner los seyn, dachte ich, das ist's all! — „Nun ja, ich will anders werden!“ Das stieß ich Elender unter erzwungenem Lächeln heraus, und eilte, um fortzukommen.

Wie von bösen Geistern getrieben, lief ich hinaus in den Wald, und irrte herum, bis ich hinsank in's dürre Gras.

Wie eine lange entsetzliche Wüste lag die Vergangenheit da vor mir, und mit höllischem Grimme vertilgte ich jeden Rest von dem, was einst mein Herz gelobt hatte und erhoben.

Dann fuhr ich wieder auf mit wüthendem Hohn- gelächter über mich und alles, lauschte mit Luft dem gräßlichen Wiederhall, und das Geheul der Tschakale, das durch die Nacht her von allen Seiten gegen mich drang, that meiner zerrütteten Seele wirklich wohl.

Eine dumpfe fürchterliche Stille folgte diesen zernichtenden Stunden, eine eigentliche Todtenstille!

Ich suchte nun keine Rettung mehr. Ich achtete nichts. Ich war, wie ein Thier unter der Hand des Schlächters.

„Auch sie! auch sie!“ Das war der erste Laut, der nach langer Zeit mir über die Lippen kam, und Thränen traten mir ins Auge.

„Sie kann ja nicht anders; sie kann sich ja nicht geben, was sie nicht haben kann, deine Armuth und deine Liebe!“ Das sagt' ich mir endlich auch. Ich ward nach und nach ruhig, und fromm, wie ein Kind. Ich wollte nun gewiß nichts mehr suchen, wollte mir fort-helfen von einem Tage zum andern, so gut ich konnte, ich war mir selbst nichts mehr, forderte auch nicht, daß ich andern etwas seyn sollte, und es gab Augenblicke, wo es mir möglich schien, die Einzige zu sehn, und nichts zu wünschen.

So hatt' ich einige Zeit gelebt, als eines Tages Notara zu mir kam mit einem jungen Tinioten, sich über meine sonderbare Eingezogenheit beschwerte, und mich bat, mich den andern Tag Abends bei Homers Grotte einzufinden, er habe etwas Eignes vor, dem Tinioten zu lieb, der so recht mit ganzer Seele am alten Griechenlande hänge, und izt auf dem Wege sey, die Aeolische Küste, und das alte Troas zu besuchen, es wäre mir heilsam, setzte er hinzu, wenn ich seinen Freund dahin geleitete, er erinnere sich ohnediß, daß ich einmal den Wunsch geäußert hätte, diesen Theil von Kleinasien zu sehn. Der Tiniote bat auch, und ich nahm es an, so wie ich alles angenommen hätte, beinahe mit willenloser Lenksamkeit.

Der andre Tag vergieng unter Anstalten zur Ab-

reife, und Abends holte Adamas, so hieß der Tiniote, mich ab, zur Grotte hinaus.

„Es ist kein Wunder,“ (begann ich, um andern Erscheinungen in mir nicht Raum zu geben, nachdem wir eine Weile am Meles auf und nieder unter den Myrthen und Platanen gegangen waren,) „daß die Städte sich zankten um die Abkunft Homers. Der Gedanke ist so erheiternd, daß der holde Knabe da im Sande gespielt habe, und die ersten Eindrücke empfangen, aus denen so ein schöner gewaltiger Geist sich mählig entwickelte.“

„Du hast recht,“ erwiderte er, „und ihr Smyrner müßt euch den erfreulichen Glauben nicht nehmen lassen. Mir ist es heilig, dieses Wasser und diß Gestade! Wer weis, wie viel das Land hier, nebst Meer und Himmel, Theil hat an der Unsterblichkeit des Mäoniden! Das unbefangne Auge des Kindes sammelt sich Ahnungen und Regungen aus der Beschauung der Welt, die manches beschämen, was später unser Geist auf mühsamem Wege erringt.“

In diesem Tone fuhr er fort, bis Notara mit Melite und einigen andern herankam.

Ich war gefaßt. Ich konnte mich ihr nähern, ohne merkliche Änderung im Innern. Es war gut, daß ich unmittelbar zuvor nicht mir selbst überlassen war.

Sie litt auch. Man sah' es. Aber o Gott! wie unendlich größer!

In die Regionen des Guten und Wahren hatte sich ihr Herz geflüchtet. Ein stiller Schmerz, wie ich ihn nie bemerkt hatte an ihr, hielt die frohen Bewegungen ihres Angesichts gefangen, aber ihren Geist nicht. In

unwandelbarer Ruhe leuchtete dieser aus dem himmlischen Auge, und ihre Wehmuth schloß sich an ihn, wie an einen göttlichen Tröster.

Adamas fuhr fort, wo er unterbrochen worden war; Melite nahm Theil; ich sprach auch zuweilen ein Wörtchen.

So kamen wir an die Grotte Homers.

Stille traurende Akkorde empfingen uns vom Felsen herab, unter den wir traten; die Saitenspiele ergoffen sich über mein Innres, wie über die todte Erde ein warmer Regen im Frühlinge. Innen, im magischen Dämmerlichte der Grotte, das durch die verschiedenen Öffnungen des Felsen, durch Blätter und Zweige hereinbricht, stand eine Marmorbüste des göttlichen Sängers, und lächelte gegen die frommen Enkel.

Wir saßen um sie herum, wie die Unmündigen um ihren Vater, und lasen uns einzelne Rhapsodien der Ilias, wie sie jedes nach seinem Sinne sich auswählte; denn alle waren wir vertraut mit ihr.

Eine Nänie, die mein Innerstes erschütterte, fangen wir drauf dem Schatten des lieben blinden Mannes, und seinen Zeiten. Alle waren tiefbewegt. Melite sah fast unverwandt auf seinen Marmor, und ihr Auge glänzte von Thränen der Wehmuth und der Begeisterung.

Alles war nun stille. Wir sprachen kein Wort, wir berührten uns nicht, wir sahen uns nicht an, so gewiß von ihrem Einklang schienen alle Gemüther in diesem Augenblicke, so über Sprache und Aeüßerung schien das zu gehen, was jetzt in ihnen lebte.



Es war Gefühl der Vergangenheit, die Todtenfeier vor allem, was einst da war.

Erröthend beugte sich endlich Melite gegen Notara hin, und flüfterte ihm etwas zu.

Notara lächelte, voll Freude über das süße Geschöpf, nahm die Scheere, die sie ihm bot, und schnitt sich eine Loke ab.

Ich verstand, was das sollte, und that stillschweigend daselbe.

„Wem sonst, als dir?“ rief der Tiniote, indem er seine Loke gegen den Marmor hielt.

Auch die andern gaben, ergriffen von unfrem Ernste, ihr Todtenopfer.

Melite sammelte das andere zu dem ihrigen, band es zusammen, und legte es an der Büste nieder, indeß wir andern wieder die Nänie fangen.

Das alles diente nur, um mein Wesen aus der Ruhe zu locken, in die es gesunken war. Mein Auge verweilte wieder auf ihr, und meine Liebe und mein Schmerz ergriffen mich gewaltiger, als je.

Ich strengte mich umsonst an, auszuhalten. Ich mußte weggehn. Meine Trauer war wirklich gränzenlos. Ich gieng hinab an den Meles, warf mich nieder aufs Gestade und weinte laut. Oft sprach ich mir leise ihren Namen vor, und mein Schmerz schien davon befänftigt zu werden. Aber er war es nur, um desto unaufhaltsamer zurückzukehren. Ach! für mich war keine Ruhe zu finden, auf keiner Stelle der Welt! Ihr nahe zu seyn, und ferne von ihr, die ich so namenlos liebte, und so namenlos, so unaussprechlich schändlich gequält hatte, das war gleich! Beides war

Hölle für mich geworden! ich konnte nicht lassen von ihr, und konnte nicht um sie bleiben!

Mitten in diesem Tumulte hört' ich etwas durch die Myrthen rauschen. Ich raffte mich auf — und o Himmel! es war Melite!

Sie mußte wohl erschrecken, so ein zerstörtes Geschöpf vor sich zu sehen. Ich stürzte hin zu ihr in meiner Verzweiflung und rang die Hände und flehte nur um Ein, Ein Wort ihrer Güte. Sie erblaßte und konnte kaum sprechen. Mit himmlischen Thränen bat sie mich endlich, den edlern stärkern Theil meines Wesens kennen zu lernen, wie sie ihn kenne, auf das Selbstständige, Unbezwingliche, Göttliche, das wie in allen, auch in mir sei, mein Auge zu richten — was nicht aus dieser Quelle entspringe, führe zum Tode — was von ihr komme, und in sie zurückgehe, sei ewig — was Mangel und Noth vereinige, höre auf, Eines zu seyn, so wie die Noth aufhöre; was sich vereinige in dem und für das, was allein groß, allein heilig, allein unerschütterlich seye, dessen Vereinigung müsse ewig bestehen, wie das Ewige, wodurch und wofür sie bestehe und so — Hier mußte sie enden. Die andern kamen ihr nach. Ich hätte in diesem Augenblicke tausend Leben daran gewagt, sie auszuhören! Ich habe sie nie ausgehört. Über den Sternen hör' ich vielleicht das übrige.

Nahe bei der Grotte, zu der wir wieder zurückkehrten, fieng sie noch von meiner Reise an, und bat mich, die Ufer des Skamanders, und den Ida und das ganze alte Trojer-Land von ihr zu grüßen. Ich beschwor sie, kein Wort mehr zu sprechen von dieser verhaßten

Reife, und wollte geradezu den Adamas bitten, mich loszusprechen von meinem gegebenen Worte. Aber mit all' ihrer Grazie flehte Melite, das nicht zu thun; sie sey so gewiß, nichts seye vermögend, Frieden und Freude zwischen ihr und mir zu stiften, wie diese Reise, ihr wäre, als hänge Leben und Tod daran, daß wir uns auf eine kleine Weile trennten, sie gestände mir, es sey ihr selbst nicht so deutlich, warum sie mich so sehr bitten müßte, aber sie müßte, und wenn es ihr das Leben kostete, sie müßte.

Ich sah sie staunend an, und schwieg. Mir war, als hätt' ich die Priesterin zu Dodona gehört. Ich war entschlossen zu gehn, und wenn es mir das Leben kostete. Es war schon dunkel geworden, und die Sterne giengen herauf am Himmel.

Die Grotte war erleuchtet. Wolken von Weihrauch stiegen aus dem Innern des Felsen, und mit majestätischem Jubel brach die Musik nach kurzen Dissonanzen hervor.

Wir fangen heilige Gefänge von dem, was besteht, was fortlebt unter tausend veränderten Gestalten, was war und ist und seyn wird, von der Unzertrennlichkeit der Geister, und wie sie Eines seien von Anbeginn und immerdar, so sehr auch Nacht und Wolke sie scheide, und aller Augen giengen über vom Gefühle dieser Verwandtschaft und Unsterblichkeit.

Ich war ganz ein anderer geworden. „Laßt vergehen, was vergeht,“ rief ich unter die Begeisterten, „es vergeht, um wiederzukehren, es altert, um sich zu verjüngen, es trennt sich, um sich inniger zu vereinigen, es stirbt, um lebendiger zu leben.“

„So müffen,“ fuhr nach einer kleinen Weile der Tiniote fort, „die Ahndungen der Kindheit dahin, um als Wahrheit wieder aufzustehen im Geiste des Mannes. So verblühen die schönen jugendlichen Myrthen der Vorwelt, die Dichtungen Homers und seiner Zeiten, die Prophezeiungen und Offenbarungen, aber der Keim, der in ihnen lag, gehet als reife Frucht hervor im Herbst. Die Einfalt und Unschuld der ersten Zeit erstirbt, daß sie wiederkehre in der vollendeten Bildung, und der heilige Friede des Paradieses gehet unter, daß, was nur Gabe der Natur war, wiederaufblühe, als errungnes Eigentum der Menschheit.“

„Herrlich! herrlich!“ rief Notara.

„Doch wird das Vollkommne erst im fernen Lande kommen,“ sagte Melite, „im Lande des Wiedersehens, und der ewigen Jugend. Hier bleibt es doch nur Dämmerung. Aber anderswo wird er gewiß uns aufgehen, der heilige Morgen; ich denke mit Lust daran; da werden auch wir uns alle wiederfinden, bei der großen Vereinigung alles Getrennten.“

Melite war ungewöhnlich bewegt. Wir sprachen sehr wenig auf unserem Rückwege. An Notaras Hause bot sie mir noch die Hand; „lebe wohl, guter Hyperion!“ das waren ihre letzten Worte, und so entschwand sie.

Lebe wohl, Melite, lebe wohl! Ich darf deiner nicht oft gedenken. Ich muß mich hüten vor den Schmerzen und Freuden der Erinnerung. Ich bin, wie eine kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann. Leb auch du wohl, mein Bellarmin! Bist du indeß dem

Heiligtum der Wahrheit näher gekommen? Könnt' ich ruhig suchen, wie Du! —

Ach! bin ich nur dort einmal angekommen, dann soll es anders werden mit mir. Tief unter uns rauscht dann der Strom der Vergänglichkeit mit den Trümmern, die er wälzt, und wir seufzen nicht mehr, als wenn das Jammern derer, die er hinunterfchlingt, in die stillen Höhen des Wahren und Ewigen heraufdringt.

### Kastri am Parnaß.

Vom Gegenwärtigen ein andermal! Auch von meiner Reise mit Adamas vielleicht ein andermal! Unvergeßlich ist mir besonders die Nacht vor unserem Abschiede, wo wir an den Ufern des alten Ilion unter Grabhügeln, die vielleicht dem Achill und Patroklos, und Antilochus, und Ajax Telamon errichtet wurden, vom vergangnen und künftigen Griechenlande sprachen, und manchem andern, das aus den Tiefen und in die Tiefen unfers Wesens kam und gieng.

Der herzliche Abschied Melite's, Adamas Geist, die heroischen Phantasien und Gedanken, die, wie Sterne aus der Nacht, uns aufgingen aus den Gräbern und Trümmern der alten Welt, die geheime Kraft der Natur, die überall sich an uns äußert, wo das Licht und die Erde, und der Himmel und das Meer uns umgiebt, all das hatte mich gestärkt, daß jezt etwas mehr sich in mir regte, als nur mein dürftiges Herz; Melite wird sich freuen über dich! sagt' ich mir oft ingeheim mit inniger Luft, und tausend güldne Hoffnungen schlossen sich an an diesen Gedanken. Dann



konnte mich wieder eine sonderbare Angst überfallen, ob ich sie wohl auch noch treffen werde, aber ich hielt es für ein Überbleibsel meines finstern Lebens und schlug es mir aus dem Sinne.

Ich hatte am Sigäifchen Vorgebirge ein Schiff getroffen, das geradezu nach Smyrna seegelte, und es war mir ganz lieb, den Rückweg auf dem Meere an Tenedos und Lesbos hin zu machen.

Ruhig schifften wir dem Hafen von Smyrna zu. Im süßen Frieden der Nacht wandelten über uns die Helden des Sternenhimmels. Kaum kräufelten sich die Meereswellen im Mondenlichte. In meiner Seele wars nicht ganz so stille. Doch fiel ich gegen Morgen in einen leichten Schlaf. Mich weckte das Frohloken der Schwalben und der erwachende Lärm im Schiffe. Mit allen feinen Hoffnungen jauchzte mein Herz dem freundlichen Gestade meiner Heimath zu, und dem Morgenlichte, das über dem Gipfel des dämmernden Pagus, und seiner alternden Burg, und über den Spizen der Moskeen und dunkeln Cypressenhaine hereinbrach, und ich lächelte treuherzig gegen die Häuserchen am Ufer, die mit ihren glühenden Fenstern wie Zauberschlöffer hervorleuchteten hinter den Oliven und Palmen.

Freudig säufelte mir der Inbat in den Loken. Freudig hüpfen die kleinen Wellen vor dem Schiffe voran ans Ufer.

Ich sah, und fühlte das, und lächelte.

Es ist schön, daß der Knabe nichts ahndet, wenn der Tod ihm schon ans Herz gedrungen ist.

Ich eilte vom Hafen zu Notaras Hause. Melite war

fort. Sie sey schnell abgeholt worden auf Befehl ihres Vaters, sagte mir Notara, wohin wisse man nicht. Ihr Vater habe die Gegend des Tmolus verlassen, und er habe weder seinen jezigen Aufenthalt, noch die Ursache seiner Entfernung erfahren können. Melite hab' es wahrscheinlich selbst nicht gewußt. Sie habe übrigens am Tage des Abschieds überhaupt beinahe nichts mehr gesprochen. Sie hab' ihm aufgetragen, mich noch zu grüßen.

Mir war, als würde mir mein Todesurtheil gesprochen. Aber ich war ganz stille dazu. Ich gieng nach Hause, berichtigte nothwendige Kleinigkeiten, und war sonst im Aeußern ganz, wie die Andern. Ich vermied alles, was mich an das Vergangne erinnern konnte; ich hielt mich ferne von Notaras Garten, und dem Ufer des Meles. Alles, was irgend mein Gemüth bewegen konnte, floh ich, und das gleichgültige war mir noch gleichgültiger geworden. Abgezogenheit von allem Lebendigen, das war es, was ich suchte. Über den ehrwürdigen Produkten des altgriechischen Tiefsinns brütet' ich Tage und Nächte. Ich flüchtete mich in ihre Abgezogenheit von allem Lebendigen. Allmählig war mir das, was man vor Augen hat, so fremde geworden, daß ich es oft beinahe mit Staunen anfah. Oft, wenn ich Menschenstimmen hörte, war mirs, als mahnten sie mich, aus einem Lande zu flüchten, wovon ich nicht gehörte, und ich kam mir vor, wie ein Geist, der sich über die Mitternachtsstunde verweilt hat, und den Hahnenschrey hört.

Während dieser ganzen Zeit war ich nie hinausgekommen. Aber mein Herz schlug noch zu jugend-

lich: sie war noch nicht in mir gestorben, die Mutter alles Lebens, die unbegreifliche Liebe.

Ein räthselhaft Verlangen zog mich fort. Ich gieng hinaus.

Es war ein stiller Herbsttag. Wunderbar erfreute mich die sanfte Luft, wie sie die welken Blätter schonte, daß sie noch eine Weile am mütterlichen Stamme blieben.

Ein Kreis von Platanen, wo man über das felsige Gestade weg ins Meer hinausfah, war mir immer heilig gewesen.

Dort saß ich und gieng umher.

Es war schon Abend geworden, und kein Laut regte sich ringsumher.

Da ward ich, was ich jezt bin. Aus dem Innern des Hains schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen, warum liebst du nicht mich?

Von nun an konnt' ich nichts mehr denken, was ich zuvor dachte, die Welt war mir heiliger geworden, aber geheimnisvoller. Neue Gedanken, die mein Innerstes erschütterten, flammten mir durch die Seele. Es war mir unmöglich, sie festzuhalten, ruhig fortzufinnen.

Ich verlies mein Vaterland, um jenseits des Meeres Wahrheit zu finden.

Wie schlug mein Herz von großen jugendlichen Hoffnungen!

Ich fand nichts, als dich. Ich sage das dir, mein Bellarmin! Du fandest ja auch nichts, als mich.

Wir find nichts; was wir suchen, ist alles.

### Auf dem Cithäron.

Noch ahnd' ich, ohne zu finden.

Ich frage die Sterne und sie verstummen, ich frage den Tag, und die Nacht; aber sie antworten nicht. Aus mir selbst, wenn ich mich frage, tönen mystische Sprüche, Träume ohne Deutung.

Meinem Herzen ist oft wohl in dieser Dämmerung. Ich weis nicht, wie mir geschieht, wenn ich sie ansehe, diese unergründliche Natur; aber es sind heilige feelige Thränen, die ich weine vor der verschleierten Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn der leise geheimnisvolle Hauch des Abends mich anweht. Verloren ins weite Blau, blik' ich oft hinauf an den Aether, und hinein ins heilige Meer, und mir wird, als schlösse sich die Pforte des Unsichtbaren mir auf und ich verginge mit allem, was um mich ist, bis ein Rauschen im Gesträuche mich aufweckt aus dem feeligen Tode, und mich wider Willen zurückruft auf die Stelle, wovon ich ausgieng.

Meinem Herzen ist wohl in dieser Dämmerung. Ist sie unser Element, diese Dämmerung? Warum kann ich nicht ruhen darinnen?

Da sah' ich neulich einen Knaben am Wege liegen. Sorgsam hatte die Mutter, die ihn bewachte, eine Deke über ihn gebreitet, daß er sanft schlummre im Schatten, und ihm die Sonne nicht blende. Aber der Knabe wollte nicht bleiben, und riß die Deke weg, und ich sah, wie er's versuchte, das freundliche Licht anzusehn, und immer wieder versuchte, bis ihm das Auge schmerzte und er weinend sein Gesicht zur Erde kehrte.

Armer Knabe! dacht' ich, andern ergehts nicht besser, und hatte mir beinahe vorgenommen, abzulassen von dieser verwegnen Neugier. Aber ich kann nicht! ich soll nicht!

Es muß heraus, das große Geheimniß, das mir das Leben giebt oder den Tod.



## 2) [Die metrische Bearbeitung]

Unschuldiger Weise hatte mich die Schule des Schicksaals und der Weisen ungerecht und tyrannisch gegen die Natur gemacht. Der gänzliche Unglaube, den ich gegen alles hegte, was ich aus ihren Händen empfing, lies keine Liebe in mir gedeihen. Der reine freie Geist glaubt ich könne sich nie mit den Sinnen und ihrer Welt verföhnen und es gebe keine Freuden, als die des Siegs; zürnend fodert' ich oft von dem Schicksaal die ursprüngliche Freiheit unseres Wesens zurück, ich freute mich oft des Kampfs, den die Vernunft mit dem Unvernünftigen kämpft, weil es mir ingeheim mehr darum zu thun war das Gefühl der Überlegenheit zu erringen, als den gesetzlosen Kräften, die des Menschen Brust bewegen, die schöne Einigkeit mit zu teilen. Ich achtete der Hülfe nicht, womit die Natur dem großen Geschäfte der Bildung entgegenkömmt, denn ich wollte allein arbeiten, ich nahm die Bereitwilligkeit, womit sie der Vernunft die Hände bietet, nicht an, denn ich wollte sie beherrschen. Unangenehmes achtet' ich wenig. Gefahr war mir oft fast willkommen. Ich beurteilte die andern streng, wie mich selbst.

Für die stillen Melodien des menschlichen Lebens, für das Häusliche, und Kindliche hatt' ich den Sinn beinahe ganz verloren.

Unbegreiflich wars mir, wie mir ehemals Homer hätte gefallen können. Ich reifte, und wünschte oft ewig zu reifen.

Gestählt vom Schikfaal und den Weifen, war  
Durch meine Schuld mein jugendlicher Sin  
Tyrannifch gegen die Natur geworden.  
Ungläubig nahm ich auf, was ich wie fonft  
Aus ihrer mütterlichen Hand empfieng.  
So konnte keine Lieb in mir gedeihen.  
(Oft fodert' ich vom Schikfaal zürnend,  
Die fesselfreie Geiftigkeit zurück.)  
Ich freute mich des harten Kampfs, in dem  
Das Licht die alte Finfternis bekämpft,  
Doch kämpft' ich mer, damit ich das Gefühl  
Der Überlegenheit erbeutete,  
Als um die Einigkeit und hohe Stille  
Den Kräften mit zu teilen, die gefezlos  
Der Menschen Herz bewegen, achtet' auch  
Der Hülfe nicht, womit uns die Natur  
Entgegenkömmt in jeglichem Gefchäfte  
Des Bildens, nahm die Willigkeit nicht an,  
Womit der Stoff dem Geifte fich erbietet,  
Ich wollte zähmen, herrfchen wollt' ich, richtete  
Mit Argwohn und mit Strenge mich und andre,  
Auch hört' ich nicht die zarten Melodien  
Der Häuslichkeit, des reinen Kinderfinns.  
Einst hatte wohl der fromme Mäonide  
Mein junges Herz gewonnen, auch von ihm  
Und feinen Göttern war ich abgefallen. —  
Ich wanderte durch fremdes Land, und wünfcht'  
Im Herzen oft, ohn Ende fortzuwandern.

Eben auf dieser Reise war es, daß ich in W., wo ich mich länger als sonst wo aufhielt, auf einen Fremden aufmerksam gemacht wurde, der seit einiger Zeit ein benachbartes Landhaus bewohnte, und die Gemüther dieser Menschen desto mer beschäftigte, je ruhiger diese das feine zu lassen schienen. Im Grunde beschäftigte er auch die meisten nur, weil er fremd war. Nur Wenige schienen ihn zu verstehn, und zu ahnden.

Ich gieng hinaus, ihn zu besuchen. Ich traf ihn in seinem Pappelwalde. Er sas an einer Statue, und ein holder Knabe stand vor ihm. Lächelnd streichelt' er diesem die Loken aus der Stirne und schien mit tiefem Schmerz das friedliche Geschöpf zu betrachten, das freundlich und zutraulich an dem majestätischen Manne hinauffah.

Jetzt sah' er sich um, und trat mir entgegen.

Ich widerstrebte dem ungewohnten Zauber, der mich umfieng, mit Gewalt, um die Freiheit meines Geistes zu behalten.

Seine Ruhe und Freundlichkeit half mir auch mer als ich selbst konnte, zur Besonnenheit.

Er fragte mich, wie ich die Menschen auf meiner Reise gefunden hätte.

„Mer thierisch, als göttlich“, antwortet' ich ihm.

„Das kömmt daher,“ sagte er, „daß so wenige menschlich sind.“

Ich ahndete tiefen Sinn in seiner Rede und war um so begieriger, ihn darüber zu hören, weil das, was ich ahndete, mit meiner bisherigen Art zu leben und zu denken, meinem Gefühle nach in ziemlichem Kontraste stand. Ich bat ihn, mir das Gefagte zu entwiklen, und er fuhr fort:

Da hört' ich einft von einem weifen Mann  
Der nur feit kurzem erft ein nahes Landhaus  
Bewohn' und unbekannt, doch aller Herzen  
Der kleinen, wie der größern, mächtig fei,  
Der meiften freilich, weil er fremd und schön  
Und ftille wäre, doch auch einiger,  
Die feinen Geift verftänden ahndeten.  
Ich gieng hinaus, den feltnen Mann zu fprechen.  
Ich traf ihn bald in feinem Pappelwalde.  
Er faß an einer Statue; vor ihm  
Ein Knaben; lächelnd freichelte' er die Loken  
Mit fanfter Hand dem Knaben aus der Stirne,  
Und blikte ftum mit Schmerz und Wohlgefallen  
Das holde Wefen an, das frei und freundlich  
Dem königlichen Mann ins Auge fah.  
Ich ftand von fern und ruht auf meinem Stabe.  
Doch da er um fich wandt', und fich erhub  
Und mir entgegentrat, da wider ftand ich  
Dem neuen Zauber, der mich izt umfieng  
Mit Mühe kaum, daß ich den Geift mir frei  
Erhielt, doch ftärkte mich des Mannes Ruh  
Und Freundlichkeit auch wieder wunderbar.

Und wie ich wohl auf meinen Wanderungen  
Die Menfchen fände, fragt er traulich mich  
Nach einer Weile. „Thierifch mer als göttlich“,  
Verfezt' ich hart und ftrenge, wie ich war.  
„Sie wärens nicht“ erwiedert er mit Geift,  
Und Liebe, „wenn ihr Sinn nur menfchlich wäre“.  
Ich bat ihn, was er dächte zu enthüllen.

„(Daß wir das Göttliche dem Thierischen, das Heilige dem Gemeinen, die Vernunft den Sinnen entgegensetzen, ist notwendig, und eine voreilige Vereinigung der beiden Gegenteile rächte sich so gewis als die falsche Schonung, womit man, ohne sich gegenseitig zu erklären, die Zwiste beilegt. Man lächelt sich ins Angesicht, glaubt es auch wohl herzlich zu meynen, und ingeheim wächst der Unfrieden, bis Eines das andere unterdrückt hat, oder die Feindschaft bitterer ausbricht.) Wir sollen unsern Adel nicht verläugnen. Wir sollen das Urbild alles Daseins in uns rein und heilig behalten, [so] gränzenlos der Maasstaab ist, woran wir die Natur messen, und unbezwinglich der Trieb, die Formlosen zu bilden nach jenem Urbilde, das wir in uns tragen, und die widerstrebende Materie dem heiligen Gesetze der Einheit zu unterwerfen. Aber desto bitterer ist freilich der Schmerz im Kampfe mit ihr, desto größer die Gefahr, daß wir im Unmuth die Götterwaffen von uns werfen, dem Schiksaal und unsern Sinnen uns gefangen geben die Vernunft verläugnen, und zu Thieren werden — oder auch daß wir erbittert über den Widerstand der Natur gegen sie kämpfen, nicht um in ihr und so zwischen ihr und dem Göttlichen in uns Frieden und Einigkeit zu stiften, sondern um sie zu vernichten, daß wir gewaltsam jedes Bedürfniß zerstören, und so das schöne Vereinigungsband, das uns mit andern Geistern zusammenhält, zerreißen, die Welt um uns zu einer Wüste machen und die Vergangenheit zum Vorbild einer hoffnungslosen Zukunft.“



„Das volle Maas,“ begann er nun, „woran  
Des Menschen edler Geist die Dinge mißt,  
Ist gränzenlos, und soll es feyn und bleiben,  
Das Ideal von allem, was erscheint,  
Wir sollen rein und heilig es bewa[hren.]  
(Wir sollen unsern Adel nicht verläugnen,  
Den Trieb in uns, das Ungebildete  
Zu bilden nach dem Göttlichen in uns)  
Die ewig widerstrebende Natur  
Dem Geist, der in uns herrscht, zu unterwerfen,  
Soll nie auf halben Wege sich begnügen  
Doch um so bitterer ist auch der Schmerz  
Im Kampfe, desto größer die Gefahr  
Daß oft der blutige Streiter unmuthsvoll  
Die Götterwaffen ferne von sich wirft,  
Der ehernen Nothwendigkeit sich schmiegt  
Sich selbst verläugnet, und zum Thiere wird —  
Oft, daß er auch vom Widerstand erbittert  
Nicht wie er sollte die Natur bekämpft,  
Um Frieden ihr und Einigkeit zu geben  
Nur um die Widerspenstige zu foltern.  
So tödten wir das menschliche Bedürfnis  
Verläugnen die Empfänglichkeit in uns  
Die uns vereinigte mit andern Geistern  
So wird die Welt um uns zur Wüste  
Und das Vergangene zum bösen Zeichen  
Der hoffnungslosen [. .]zeit entseelt.

Er hielt einen Augenblick inne; ich glaubte, zu bemerken, daß an den letzten Worten sein Gemüth mer Anteil genommen hätte, als zuvor.

„Wir können's nicht verläugnen“, fuhr er erheitert fort, „es ist etwas in uns, was selbst im Kampfe mit der Natur Hülfe von ihr erwartet und hofft. Und sollten wir nicht? Begegnet nicht in allem, was da ist, unserem Geiste ein freundlicher Geist? Birgt sich nicht, indefs er die Waffen gegen uns kehrt, ein guter Meister hinter dem Schilde? Nenn' ihn, wie du willst! Er ist derselbe. Oft treten Erscheinungen vor unsre Sinne, wo es uns ist, als wäre das Göttlichste in uns sichtbar geworden, Symbole des Heiligen und Unvergänglichen in uns. Oft offenbart sich im Kleinsten das Größte. Das Urbild aller Einigkeit, das wir im Geiste bewahren, es scheint uns wieder in den friedlichen Bewegungen unsres Herzens, es stellt sich im Angesichte dieses Kindes dar.

„Und hörten wir nie die Melodien des Schicksaals rauschen? — Seine Dissonanzen bedeuten daselbe.

„Denke nicht, ich spreche zu jugendlich, lieber Fremdling!

„Ich weis, daß nur das höchste Bedürfnis uns dringt, der Natur eine Verwandtschaft mit dem Unsterblichen in uns zu geben und in der Materie einen Geist zu glauben, aber ich weis, daß dieses Bedürfnis uns dazu berechtigt, ich weis, daß wir da, wo die schönen Formen der Natur uns die gegenwärtige Gottheit verkündigen, wir selbst die Welt mit unserer Seele befeelen. Aber was ist dann, das nicht durch uns so wäre, wie es ist?

„Wir könnens nicht verläugnen“, fuhr er nun  
 Erheitert fort, „wir rechnen selbst im Kampfe  
 Mit der Natur auf ihre Willigkeit.  
 Und irren wir? Begegnet nicht in allem,  
 Was da ist, unfrem Geiſt' ein freundlicher  
 Verwandter Geiſt? Und birgt ſich lächelnd nicht,  
 Indeß er gegen uns die Waffen kehrt,  
 Ein guter Meiſter hinter ſeinem Schilde? —  
 Benenn' ihn, wie du willſt. Er iſt derſelbe.  
 Verborgnen Sinn enthält das Schöne! — Deute  
 Sein Lächeln dir! — Denn ſo erſcheint vor uns,  
 Das Heilige, das Unvergängliche.  
 Im Kleinſten offenbart das Gröſte ſich.  
 Das hohe Urbild aller Einigkeit,  
 Es ſcheint uns wieder in den friedlichen  
 Bewegungen des Herzens, ſtellt ſich hier  
 Im Angeſichte dieſes Kindes dar. —  
 Und rauſchten nahe dir die Melodien  
 Des Schikſaals nie? Verſtandſt du ſie? Daſelbe  
 Bedeuten ſeine Diſſonanzen auch.  
 Du denkeſt wohl, ich ſpreche jugendlich.  
 Ich weiſ, es iſt Bedürfnis, was uns dringt,  
 Der ewig wechſelnden Natur Verwandtſchaft  
 Mit dem Unſterblichen in uns [zu] geben,  
 Doch dieß Bedürfnis giebt das Recht uns auch.  
 Auch iſt mir nicht verborgen, daß wir da,  
 Wo uns die ſchönen Formen der Natur  
 Die Gegenwart des Göttlichen verkünden,  
 Mit unfrem Geiſte nur die Welt beſeelen.  
 Doch, lieber Fremdling, ſage mir, was iſt,  
 Das nicht durch uns ſo wäre, wie es iſt?“

„Laß mich menschlich sprechen. Als unser ursprünglich unendliches Wesen zum erstenmale leidend ward und die freie volle Kraft die ersten Schranken empfand, als die Armuth mit dem Überflusse sich paarte, da ward die Liebe. Fragst du, wann das war? Plato sagt: Am Tage da Aphrodite geboren ward. Also da, als die schöne Welt für uns anfing, da wir zum Bewußtsein kamen, da wurden wir endlich. Nun fühlen wir tief die Beschränkung unseres Wesens, und die gesammte Kraft sträubt sich ungeduldig gegen ihre Fesseln, und doch ist etwas in uns, das diese Fesseln gerne behält — denn würde das Göttliche in uns von keinem Wider-

Er schwieg und sah mich forschend an; ich sagte ihm  
Wohl mancher hätt am Ende deß, was er  
Mir da gesagt, ein kleines Aergernis  
Genommen, doch ich hätte, wenn ich anders  
Nicht irrete, feinen Sinn gefaßt zu haben,  
Sein Geheimnis durchgeschaut.  
„So kann ich ja wohl mer noch wagen“, rief  
Er traut und heiter, „doch erinnre mich  
Zu rechter Zeit! — Als unfer Geist“, begann  
Er lächelnd nun, „sich aus dem freien Fluge  
Der Himmlischen verlor, und erdwärts sich,  
Vom Aether neigt’, und mit dem Überflusse  
Sich so die Armuth gattete, da ward  
Die Liebe. Das geschah am Tage, da  
Den Fluthen Aphrodite sich entwand.  
Am Tage da die schöne Welt für uns  
Begann, begann für uns die Dürftigkeit  
Des Lebens und wir tauschten das Bewußtsein  
Für unfre Reinigkeit und Freiheit ein. —  
Der leidensfreie reine Geist befaßt  
Sich mit dem Stoffe nicht, ist aber auch  
Sich keines Dings und feiner nicht bewußt,  
Für ihn ist keine Welt, denn außer ihm  
Ist nichts. — Doch, was ich sag’, ist nur Gedanke. —  
Nun fühlen wir die Schranken unsers Wesens  
Und die gehemmte Kraft sträubt ungeduldig  
Sich gegen ihre Fesseln, und es sehnt der Geist  
Zum ungetrübten Aether sich zurück.  
Doch ist in uns auch wieder etwas das  
Die Fesseln gern behält, denn würd in uns  
Das Göttliche von keinem Widerstande



ftande beſchränkt, ſo wüßten [wir] von nichts außer uns und ſo auch von uns ſelbſt nichts, und von ſich nichts zu wiſſen, ſich nicht zu fühlen, und vernichtet ſeyn, iſt für uns Eines.

„(Feffellos zu ſeyn, iſt göttlich, keine Fefſel zu fühlen, iſt thierifch.) Wir können den Trieb, uns zu befreien, zu veredeln, fortzuſchreiten ins Unendliche, nicht verläugnen, das wäre thierifch, wir können aber auch den Trieb, beſtimmt zu werden, zu empfangen, nicht verläugnen, das wäre nicht menſchlich. Wir müßten untergehn im Kampfe dieſer widerſtreitenden Triebe. Aber die Liebe vereiniget. Sie ſtrebt unendlich nach dem Höchſten und Beſten, denn ihr Vater iſt der Überfluß, ſie verläugnet aber auch ihre Mutter die Dürftigkeit

Beschränkt — wir fühlten uns und andre nicht.  
Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod,  
Von nichts zu wissen, und vernichtet seyn  
Ist Eins für uns. — Wie könn'n wir unsern Trieb,  
Unendlich fortzuschreiten, uns zu läutern,  
Uns zu veredeln, zu befreien, verläugnen?  
Das wäre thierisch. Doch wir sollten auch  
Des Trieb's, beschränkt [zu] werden, zu empfangen,  
Nicht stolz uns überheben. Denn es wäre  
Nicht menschlich, und wir tödteten uns selbst.  
Den Widerstreit der Triebe, deren keiner  
Entbehrlich ist, vereinigt die Liebe.  
Dem Höchsten und dem Besten ringt unendlich  
Die Liebe nach und über ihren Wangen  
Wo tiefe Narben ihr das Schicksaal schlug,  
Tront doch ein hohes Auge, denn ihr Vater,  
Der Überfluß, ist göttlichen Geschlechts.  
Doch pflückt sie auch die Beere von den Dornen,  
Und sammelt Ähren auf dem Stoppelfelde,  
Wenn ihr ein freundlich Wesen einen Trank  
Am schwülen Tage reicht, verschmäht sie nicht  
Den irdnen Krug, denn ihre Mutter ist  
Die Dürftigkeit.

„Groß und unbezwinglich sei  
Des Menschen Geist in seinen Forderungen,  
Er beuge nie sich der Naturgewalt,  
Doch acht' er auch der Hülfe, wenn sie schon  
Vom Sinnenlande kömmt, verkenne nicht,  
Was edel ist im sterblichen Gewande.  
Stimmt hie und da nach ihrer eignen Weise  
In feine Töne die Natur, so schäm'

nicht; sie hoft auf Beistand. So zu lieben ist menschlich. Jenes höchste Bedürfnis unseres Wesens, das uns drängt, der Natur eine Verwandtschaft mit dem Unsterblichen in uns beizulegen, und in der Materie einen Geist zu glauben, es ist diese Liebe. . . . .  
. . . . .

Er sich [der] freundlichen Gespielin nicht.  
Wenn deine Pflicht ein feurig Herz begleitet,  
Verfchmähe nicht den rüstigen Gefährten.  
Und wenn dem Göttlichen in dir ein Zeichen  
Der gute starke Sinn erschafft, und goldne Wolken  
Den Aether des Gedankenreichs umziehn,  
Bestürme nicht die freudigen Gestalten!  
Denn du bedarfst der Stärkung der Natur.

„Dem Höchsten und dem Besten ringt unendlich  
Die Liebe nach, und wandelt kühn und frei  
Durch Flammen und durch Fluthen ihre Bahn.  
Sie wartet aber auch in frölichem  
Vertraun der Hülfe, die von außen kömmt,  
Und überhebt sich ihrer Armuth nicht.  
Doch irret mannigfaltig auch die Liebe.

„So reich sie ist, so dürftig fühlt sie sich,  
Je mächtiger in ihr das Göttliche  
Sich regt – sie dünket nur sich um so schwächer.  
Wie kann sie so den Reichtum, den sie tief  
Im Innersten bewahrt, in sich erkennen?  
Sie trägt der Armuth schmerzliches Gefühl,  
Und füllt den Himmel an mit ihrem Reichtum.  
Mit ihrer eignen Herrlichkeit veredelt  
Sie die Vergangenheit, wie ein Gestirn  
Durchwandelt sie der Zukunft weite Nacht  
Mit ihrem reinen Licht, vergißt,  
Daß nur von ihr die Dämmerung entspringt,  
Die heilig ihr und hold entgegenkömmt.  
In ihr ist nichts, und außer ihr ist alles.

Sie hat den Adel ihres Vaters nun  
Verloren, und der freie Sinn ist hin.“

.....

.....

Das beste Wort verwirrt den Menschen oft,  
Wenn er den treuen Tadel nicht versteht.  
Er soll sich reinigen von einer Schlake,  
Er möcht' es wohl, und weis nicht, wie und wo?  
Und fällt sein Gutes an im Mißverstande.  
Besiegt er es, so fühlt er wohl, er thue  
Nicht recht daran, und siegt die Meinung nicht,  
Behält ihr Recht die bessere Natur,  
So straft er sich doch auch und zwiefach quält  
Im Kampfe mit sich selbst, der Arme sich.

Von lieben Fantasien sollte sich  
Zu rechter Zeit der Knaben Sinn enthalten  
In feiner Folgsamkeit verwundete  
Der Thörige die Wurzel seines Wesens  
Den jungen Trieb, zu wirken und zu siegen.  
Und grämte sich, in feiner schmerzlichen  
Erniedrigung, und wähnte doch sie nötig.

So gieng ich einst vorüber an der Kirche  
Das Thor war offen, und ich trat hinein.  
Ich sahe keinen Menschen und es war  
So stille, daß mein Fußtritt wiederhallte.  
Von dem Altare, wo ich weilte, sah  
Panagia mit Wehmuth und mit Liebe  
Zu mir herab. Ich beugte stumm vor ihr



Das Knie, und weint' und blikte lächelnd wieder  
Hinauf zu ihr, und konnte lange nicht  
Das Auge von ihr wenden, bis ein Wagen,  
Der rasselnd nah vorüberfuhr, mich schrökte.  
Izt trat ich leise wieder an die Thüre  
Und sahe durch den Spalt, und wartete  
Des Augenblikks, wo leer die Straße war,  
Da schlüpft' ich schnell hinaus, und flog davon  
Und schloß mich sorgsam ein in meine Kammer.

Oft sah und hört' ich freilich nur zur Hälfte,  
Und sollt' ich rechtwärts gehn, so gieng ich links.  
Und sollt' [ich] eilig einen Becher bringen.  
So bracht' ich einen Korb, und hatt' ich auch  
Das richtige gehört, so waren, ehe noch  
Gethan war, was ich sollte, meine Völker  
Vor mich getreten, mich zum Rath, und Feinde,  
Zu wiederhohlter Schlacht mich aufzufordern,  
Und über dieser größern Sorg' entfiel mir dann  
Die kleinre, die mir anbefolen war.  
Oft sollt' ich straks in meine Schule wandern,  
Doch ehe sich der Träumer es verfah,  
So hatt' er in den Garten sich verirrt,  
Und saß behäglich unter den Oliven,  
Und baute Flotten, schiff't' ins hohe Meer.

Diß kostete mich tausend kleine Leiden.  
Verzeihlich war es immer, wenn mich oft  
Die Klügeren mit herzlichem Gelächter  
Aus meiner feeligen Ekstase schrökten,  
Doch unaussprechlich wehe that es mir.

Mir schien, als wäre nun mein Heldentum  
Zum Spotte vor der argen Welt geworden,  
Und was mit Recht dem Träumer galt, das nahm  
Der Fürst der Heere für Entwürdigung.  
Und lange drauf, als schon der Knabe sich  
Für mündig hielt, ertappt' ich mich Einmal  
Auf einer kindischen Erinnerung,  
Als einst ich las, wie der Pelide tief  
Gekränkt an seiner Ehre weinend sich  
Ans Meeresufer setzt, und seiner Mutter  
Der Herrliche den bittern Kummer klagt,

. . . . .

### 3) [Die Rahmen-Erzählung]

H y p e r i o n s J u g e n d .

Erster Theil  
herausgegeben von  
Friedrich Hölderlin.

#### Erstes Kapitel.

**I**n den ersten Jahren der Mündigkeit, wenn der Mensch vom glüklichen Instincte sich losgeriffen hat, und der Geist seine Herrschaft beginnt, ist er gewöhnlich nicht sehr geneigt, den Grazien zu opfern.

Ich war vester und freier geworden in der Schule des Schikfaals und der Weifen, aber streng ohne Maas, in vollem Sinne tyrannisch gegen die Natur, wiewohl ohne die Schuld meiner Schule. Der gänzliche Unglaube, womit ich alles aufnahm, lies keine Liebe in mir gedeihen. Der reine freie Geist, glaubt' ich, könne sich nie mit den Sinnen und ihrer Welt verföhnen. Ich kämpfte überall mit dem Vernunftlosen, mehr, um mir das Gefühl der Überlegenheit zu erbeuten, als um den regellosen Kräften, die des Menschen Brust bewegen, die schöne Einigkeit mitzuthemen, deren sie fähig sind. Stolz schlug ich die Hülfe aus, womit uns die Natur in jedem Geschäfte des Bildens entgegenkömmt, die Bereitwilligkeit, womit der Stoff dem Geiste sich hingiebt; ich wollte zähmen und zwingen. Ich richtete mit Argwohn und Härte mich und andre.

Für die stillen Melodien des Lebens, für das Häusliche und Kindliche hatt' ich den Sinn beinahe ganz verloren.

Einst hatte Homer mein junges Herz so ganz ge-

wonnen; auch von ihm und seinen Göttern war ich abgefallen.

Ich reifte, und wünscht' oft ewig fortzureisen.

Da hört' ich einst von einem guten Manne, der seit kurzem ein nahes Landhaus bewohne, und ohne sein Bemühn recht wunderbar sich aller Herzen bemeistert habe, der kleineren, wie der größern, der meisten freilich, weil er fremd und freundlich wäre, doch wären auch einige, die seinen Geist verständen, ahndeten.

Ich gieng hinaus, den Mann zu sprechen. Ich traf ihn in seinem Pappelwalde. Er saß an einer Statue, und ein lieblicher Knabe stand vor ihm. Lächelnd streichelt' er diesem die Loken aus der Stirne, und schien mit Schmerz und Wohlgefallen das holde Wesen zu betrachten, das so ganz frei und traulich dem königlichen Mann' in's Auge sah.

Ich stand von fern und ruhte auf meinem Stabe; doch da er sich umwandte, und sich erhub, und mir entgegentrat, da widerstand ich dem neuen Zauber, der mich umfieng, mit Mühe, daß ich mir den Geist frei erhielt, doch stärkte mich auch wieder die Ruhe und Freundlichkeit des Mannes. —

Und wie ich wohl die Menschen fände auf meinen Wanderungen, fragt' er mich nach einer Weile. „Mehr thierisch, als göttlich,“ versetzt' ich hart und strenge, wie ich war. „O wenn sie nur erst menschlich wären!“ erwiedert' er mit Ernst und Liebe. Ich bat ihn, sich darüber zu erklären.

„Es ist wahr,“ begann er nun, „das Maas ist grenzenlos, woran der Geist des Menschen die Dinge mißt, und so soll es seyn! wir sollen es rein und heilig be-

wahren, das Ideal von allem, was erscheint, der Trieb in uns, das Ungebildete nach dem Göttlichen in uns zu bilden, und die widerstrebende Natur dem Geiste, der in uns herrscht, zu unterwerfen, er soll nie auf halbem Wege sich begnügen; doch um so ermüdender ist auch der Kampf, um so mehr ist zu fürchten, daß nicht der blutige Streiter die Götterwaffen im Unmuth von sich werffe, dem Schikfaal sich gefangen gebe, die Vernunft verlägne, und zum Thiere werde, oder auch, erbittert vom Widerstande, verheere, wo er schonen sollte, das friedliche mit dem feindlichen vertilge, die Natur aus roher Kampfluft bekämpfe, nicht um des Friedens willen, seine Menschlichkeit verlägne, jedes schuldlose Bedürfnis zerstöre, das mit andern Geistern ihn vereinigte, ach! daß die Welt um ihn zu einer Wüste werde, und er zu Grunde gehe in seiner finstern Einsamkeit.“

Ich war betroffen; auch er schien bewegt.

„Wir können es nicht verlägnen,“ fuhr er wieder erheitert fort, „wir rechnen selbst im Kampfe mit der Natur auf ihre Willigkeit. Wie sollten wir nicht? Begegnet nicht in allem, was da ist, unfrem Geiste ein freundlicher verwandter Geist? und birgt sich nicht, indeß er die Waffen gegen uns kehrt, ein guter Meister hinter dem Schilde? — Nenn' ihn, wie du willst! Er ist derselbe. — Verborgnen Sinn enthält das Schöne. Deute sein Lächeln dir! Denn so erscheint vor uns der Geist, der unsern Geist nicht einsam läßt. Im Kleinsten offenbart das Gröfste sich. Das hohe Urbild aller Einigkeit, es begegnet uns in den friedlichen Bewegungen des Herzens, es stellt sich hier, im Angesichte dieses



Kindes dar. — Hörtest du nie die Melodien des Schicksals rauschen? — Seine Dissonanzen bedeuten daselbe.

„Du denkst wohl, ich spreche jugendlich. Ich weiß, es ist Bedürfnis, was uns drängt, der ewig wechselnden Natur Verwandtschaft mit dem Unsterblichen in uns zu geben. Doch dieses Bedürfnis giebt uns auch das Recht. Es ist die Schranke der Endlichkeit, worauf der Glaube sich gründet; deswegen ist er allgemein, in allem, was sich endlich fühlt.“

Ich sagt' ihm, daß es mir sonderbar gieng mit dem, was er gesagt; es sei so fremdartig mit meiner bisherigen Denkart, und doch scheine mir es so natürlich, als wär' es bis jetzt mein einziger Gedanke gewesen. „So kann ich ja wohl noch mehr wagen,“ rief er traut und heiter, „doch erinnere mich zu rechter Zeit! — Als unser Geist“, fuhr er lächelnd fort, „sich aus dem freien Fluge der Himmlischen verlor, und sich erdwärts neigte vom Äther, als der Überfluß mit der Armuth sich gattete, da ward die Liebe. Das geschah am Tage, da Aphrodite geboren ward. Am Tage, da die schöne Welt für uns begann, begann für uns die Dürftigkeit des Lebens. Wären wir einst mangellos und frei von aller Schranke gewesen, umsonst hätten wir doch nicht die Allgenügsamkeit verloren, das Vorrecht reiner Geister. Wir tauschten das Gefühl des Lebens, das lichte Bewußtseyn für die leidensfreie Ruhe der Götter ein. Denke, wenn es möglich ist, den reinen Geist! Er befaßt sich mit dem Stoffe nicht; darum lebt auch keine Welt für ihn; für ihn geht keine Sonne auf und unter; er ist alles, und darum ist er nichts für sich. Er entbehrt nicht, weil er nicht wünschen kann; er leidet nicht, denn er

lebt nicht. — Verzeih mir den Gedanken! er ist auch nur Gedanke und nichts mehr. — Nun fühlen wir die Schranken unsers Wesens, und die gehemmte Kraft sträubt sich ungeduldig gegen ihre Fesseln, und der Geist sehnt sich zum ungetrübten Aether zurück. Doch ist in uns auch wieder etwas, das die Fesseln gerne trägt; denn würde der Geist von keinem Widerstande beschränkt, wir fühlten uns und andre nicht. Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod. Die Armuth der Endlichkeit ist unzertrennlich in uns vereinigt mit dem Überflusse der Göttlichkeit. Wir können den Trieb, uns auszubreiten, zu befreien, nie verläugnen; das wäre thierisch. Doch können wir auch des Triebes, beschränkt zu werden, zu empfangen, nicht stolz uns überheben. Denn es wäre nicht menschlich, und wir tödteten uns selbst. Den Widerstreit der Triebe, deren keiner entbehrlich ist, vereinigt die Liebe, die Tochter des Überflusses und der Armuth. Dem Höchsten und Besten ringt unendlich die Liebe nach, ihr Blick geht aufwärts und das Vollendete ist ihr Ziel, denn ihr Vater, der Überfluß, ist göttlichen Geschlechts. Doch pflückt sie auch die Beere von den Dornen, und sammelt Ähren auf dem Stoppelfelde des Lebens, und wenn ihr ein freundlich Wesen einen Trank am schwülen Tage reicht, verschmähet sie nicht den irdnen Krug, denn ihre Mutter ist die Dürftigkeit. — Groß und rein und unbezwinglich sei der Geist des Menschen in seinen Forderungen, er beuge nie sich der Naturgewalt! Doch acht' er auch der Hülfe, wenn sie schon vom Sinnenlande kömmt, verkenne nie, was edel ist im sterblichen Gewande, stimme hie und da nach ihrer eignen Weise

die Natur in seine Töne, so schäm' er sich nicht der freundlichen Gespielin! Wenn deine Pflicht ein feurig Herz begleitet, verschmähe den rüstigen Gefährten nicht! Wenn dem Geistigen in dir die Phantasie ein Zeichen erschafft, und goldne Wolken den Aether des Gedankenreichs umziehen, bestürme nicht die freudigen Gestalten! Wenn dir als Schönheit entgegenkömmt, was du als Wahrheit in dir trägst, so nehm' es dankbar auf, denn du bedarfst der Hülfe der Natur.

„Doch erhalte den Geist dir frei! verliere nie dich selbst! für diesen Verlust entschädiget kein Himmel dich. Vergiß dich nicht im Gefühle der Dürftigkeit! Die Liebe, die den Adel ihres Vaters verläugnet, und immer außer sich ist, wie mannigfaltig irrt sie nicht, und doch wie leicht!

„Wie kann sie den Reichtum, den sie tief im Innersten bewahrt, in sich erkennen? So reich sie ist, so dürftig dünkt sie sich. Sie trägt der Armuth schmerzliches Gefühl, und füllt den Himmel mit ihrem Überfluß an. Mit ihrer eignen Herrlichkeit veredelt sie die Vergangenheit; wie ein Gestirn, durchwandelt sie die Nacht der Zukunft mit ihren Stralen, und ahndet nicht, daß nur von ihr die heilige Dämmerung ausgeht, die ihr entgegenkömmt. In ihr ist nichts, und außer ihr ist alles. Ihre Männlichkeit ist hin. Sie hofft und glaubt nur; und trauert nur, daß sie noch da ist, um ihr Nichts zu fühlen, und möchte lieber in das Heilige verwandelt seyn, das ihr vorschwebt. Aber sie fühlt sich so ferne von ihm; die Fülle des Göttlichen ist zu grenzenlos, um von ihrer Dürftigkeit umfaßt zu werden. Wunderbar! vor ihrer eignen Herrlichkeit erschrikt

sie. Laß ihr das Unsichtbare sichtbar werden! es erscheine' ihr im Gewande des Frühlings! es lächle' ihr vom Menschenangeichte zu! Wie ist sie nun so selig! Was so fern ihr war, ist nahe nun, und ihresgleichen, und die Vollendung, die sie an der Zeiten Ende nur dunkel ahndete, ist da. Ihr ganzes Wesen trachtet, das Göttliche, das ihr so nah ist, sich nun recht innig zu vergegenwärtigen, und feiner, als ihres Eigentums, bewußt zu werden. Sie ahndet nicht, daß es verschwinden wird im Augenblicke, da sie es umfaßt, daß der unendliche Reichtum zu nichts wird, so wie sie ihn sich zu eigen machen will. In ihrem Schmerze verläßt sie das Geliebte, hängt sich dann oft ohne Wahl an dieß und das im Leben, immer hoffend und immer getäuscht; oft kehrt sie auch in ihre Ideenwelt zurück; mit bitterer Reue nimmt sie oft den Reichtum zurück, womit sie sonst die Welt verherrlichte, wird stolz, haßt und verachtet nun; oft tödtet sie der Schmerz der ersten Täuschung ganz, dann irrt der Mensch ohne Heimath umher, müd' und hoffnungslos, und scheint ruhig, denn er lebt nicht mehr. Sie sind unendlich, die Verirrungen der Liebe. Doch überall möcht' ich ihr sagen: verstehe das Gefühl der Dürftigkeit, und denke, daß der Adel deines Wesens im Schmerze nur sich offenbaren kann! Kein Handeln, kein Gedanke reicht, so weit du willst. Das ist die Herrlichkeit des Menschen, daß ihm ewig nichts genügt. In deiner Unmacht thut sie dir sich kund. Denke dieser Herrlichkeit! Denn wer nur seiner Unmacht denkt, muß immer mit Angst nach fremder Stütze sich umsehn, und wer sich beredet, er habe nichts zu geben, will immer nur aus fremder

Hand empfangen, und wird nie genug haben. Denn würd ihm auch alles gegeben, es müßte doch mangelhaft vor ihm erscheinen. Auf dem schmalen Wege des Empfangens wird auch der Reichtum für uns zur Dürftigkeit. Wer umspannt den Olymp mit seinen Armen? Wer faßt den Ozean in eine Schaale? Und welchem Auge stellte sich ein Gott in unverhüllter Glorie dar? Es ist so unmöglich für uns, das Mangellose ins Bewußtseyn aufzunehmen, als es unmöglich ist, daß wir es hervorbringen. Was blieb' uns auch zum Tagewerk noch übrig, wenn die Natur sich überwunden gäbe, und der Geist den letzten Sieg feierte?

„Doch soll es werden das Vollkommene! Es soll! so kündet die geheime Kraft in dir sich an, woraus, vom heißen Strale genährt, dein ewig Wachstum sich entwickelt. Laß deine Blüthe fallen, wenn sie fällt, und deine Zweige dürre werden! Du trägst den Keim zur Unendlichkeit in dir! Erhalt ihn in der Dürftigkeit des Lebens! Dein freier Geist verübe sein Recht unüberwindlich am Widerstande der Natur! Wenn sie uns zum Kampfe fordert, will sie nicht, daß wir um Gnade rufen, sie schützt die Feigen nicht, sie straft den Schmeichler, wenn er im Hochgeföhle seines Adels und seiner Macht der alten Kämpferin begegnen sollte, und wimmernd zu ihr spricht: Du meinst es gut, meine Freundin! Ich gebe mich und meine Waffen dir. Den stößt des Schicksaals eherner Wagen um, der seinen Rossen nicht mit Muth in die Zügel fällt. — Auch will die Natur nicht, daß man vor ihren Stürmen sich ins Gedankenreich flüchte, zufrieden, daß man der Wirklichkeit vergeßen könne im stillen



Reiche des Möglichen. Ergründe sie, die Tiefen deines Wesens, doch nur, um unüberwindlicher aus ihnen in den Kampf hervorzutreten, wie Achill, da er im Styx sich gebadet. Vollbringe, was du denkst! — Wenn aber die Natur dir freundlich entgegenkömmt, im Gewande des Friedens, und lächelnd dir zu deinem Tageswerke die Hände reicht, wenn, freudig überrascht, im Sinnenlande dein Geist, wie in einem Spiegel, sein Ebenbild beschaut, die Formen der Natur zum einsamen Gedanken sich schweesterlich gefallen, so freue dich, und liebe, doch vergiß dich nie! Verlaß dein Steuer nicht, wenn eine fröhliche Luft in deine Segel weht! Entehre nicht des Schicksaals gute Göttin! du machst sie zur Sirene, wenn sie dich mit ihren Melodien in den Schummer wiegt.

„Es ist das beste, frei und froh zu seyn; doch ist es auch das schwerste, lieber Fremdling! — In seinen Höhn den Geist emporzuhalten, im stillen Reiche der Unvergänglichkeit, und heiter doch hinab in's wechselnde Leben der Menschen, auch ins eigne Herz zu blicken, und liebend aufzunehmen, was von ferne dem reinen Geiste gleicht, und menschlich auch dem kleinsten die fröhliche Verwandtschaft mit dem, was göttlich ist, zu gönnen! Gewaffnet zu stehn vor den feindlichen Bewegungen der Natur, daß ihre Pfeile stumpf vom unverwundbaren Geschmeide fallen, doch ihre friedlichen Erscheinungen mit friedlichem Gemüthe zu empfangen, den düstern Helm vor ihnen abzunehmen, wie Hector, als er sein Knäblein herzte! Des Lebens Nächte mit dem Rosenlichte der Hoffnung und des Glaubens zu beleuchten, doch die Hände

nicht müßig fromm zu falten, was wahr und edel ist, aus fesselfreier Seele den dürftigen mitzuthemen, doch nie der eignen Dürftigkeit [zu] vergeffen, dankbar aufzunehmen, was ein reines Wesen giebt, und der brüderlichen Gaabe sich zu freuen! Diß ist das beste! so lehrte mich — ich ehre sie — die Schule meines Lebens.“ —

Der seltn Mann erschien vor meinem Innern so sanft und groß. Froh bot ich ihm die Hand, und dankte, und sagt' ihm meinen Irrtum.

„Nur zu lange“, rief er, „irrt' auch ich, und die Geschichte meiner Jugend ist ein Wechsel widersprechender Extreme; ich kenne das, wo wir traurend und verarmt des hohen Eigentums nicht gedenken, und alles ferne wännen, was wir doch in uns finden sollten, und das verlorne in der Zukunft suchen und in der Gegenwart, im ganzen Labyrinth der Welt, in allen Zeiten und ihrem Ende; ich kenn' auch das, wo das feindliche verhärtete Gemüth jede Hülfe verschmäht, jedes Glaubens lacht in seiner Bitterkeit, auch die Empfänglichkeit für unsre Wünsche der guten Natur misgönnt, und lieber seine Kraft an ihrem Widerstande mißt.

„Doch auch diesen Verirrungen gönnt' ich izt oft einen freundlichen Blick, wenn sie mir erscheinen. Wie sollt' ich sie noch mit Strenge bekämpfen? Sie schlummern friedlich in ihrem Grabe. Wie sollt' ich sie aus meinem Sinne bannen? Sie sind doch alle Kinder der Natur, und wenn sie oft der Mutter Art verläugnen, so ist es, weil ihr Vater, der Geist, vom Geschlechte der Götter ist. Genügsam hält sich ewig in ihrer sichern Gränze die Natur; die Pflanze bleibt der Mutter Erde

treu, der Vogel baut im dunkeln Strauche sein Haus, und nimmt die Beere, die er giebt; genügsam ist die Natur, und ihres Lebens Einfalt verliert sich nie, denn sie erhebt sich nie in ihren Forderungen über ihre Armuth. Genügsam ist der mangellose Geist, in seiner ewigen Fülle, und in dem Vollkommenen ist kein Wechsel. Der Mensch ist nie genügsam. Denn er begehrt den Reichtum einer Gottheit, und seine Kost ist [die] Armuth der Natur. — Verdamme nicht, wenn in dem Sinnenlande das niebefriedigte Gemüth von einem zum andern eilt, es hofet unendliches zu finden: durch die Dornen irrt der Bach; er sucht den Vater Ozean. Wenn sein vergeffen, des Menschen Geist über seine Gränze sich verliert, ins Labyrinth des Unerkennbaren, und vermessen seiner Endlichkeit sich überhebt, verdamme nicht! Er dürftet nach Vollendung. Es rollten nicht über ihr Gestade die regellosen Ströme, würden sie nicht von den Fluthen des Himmels geschwellt.“

Der schöne Knabe, der indeß im Garten sich beschäftigt hatte, kam und bracht' uns Blumen, erzählt' uns auch manches, und wies uns das goldne Feuer über den Gebirgen. Es war schon Abend geworden. Ich nahm die freundliche Herberge mit Dank an. Das Leben ist nicht so reich, daß wir ein reines Wesen, wie der Mann war, den ich gefunden hatte, so schnell verlassen könnten.

## Zweites Kapitel.

Noch denk' ich gerne des Morgens, der uns jezt umfieng, und wie sein Zauber uns verjüngte. Doch

fand ich nie ein treues Bild für meine goldnen Stunden, um andern zu verkünden, was ich genoß. Die Natur gab ihren Mutterpfennigen ein ungangbares Gepräge, damit wir sie nicht, wie Scheidemünze, verschleudern sollten. Auch mir war sie lange fremd gewesen, diese Ruhe und Regsamkeit, wo alle Kräfte ineinander spielen, wie die stillen Farben am Bogen des Friedens.

Es war ein heiterer blauer Apriltag. Wir setzten uns in den Sonnenschein, auf den Balkon; es säufelten um uns die Zweige und durch die sonntägliche Stille tönte ferner Thürme Geläut und gegenüber das Spiel der Orgel vom Hügel der Kapelle.

„Du machtest mich begierig“, fieng ich endlich an, „auf die Geschichte deines jugendlichen Lebens —“

„Ich bin auch izt gerade gestimmt,“ unterbrach er mich freundlich, „die wunderbaren unschuldigen Gestalten erscheinen zu lassen, auch die wildern. Du bleibst so lange bei mir, bis ich zu Ende bin. Ich gestehe dir, ich mußte mich lange von ihnen ferne halten, um deßwillen, was ich verlor, ich mußte mich hüten vor den Freuden und Schmerzen der Erinnerung, ich war, wie eine kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann.“

. . . . .

### Drittes Kapitel.

. . . . .

tum der Heroën, unter den Augen der Miltiade und Aristide, beim Wettgefange der edeln Dichter und im Kampfspiel, wo der Lorbeer winkte! und deine

Gespielen — du hättest sie gewis recht lieb gewonnen; die starken bildsamen Jünglinge! ihr hättet euch in eures Herzens Fröhlichkeit eure Geheimnisse vertraut, wie es euch schmerze, noch nichts gethan zu haben, wie ihr oft in der Stille über euch trauertet vor dem Bilde eines Helden, wie ihr nicht lassen könntet von der Liebe zum Lorbeer, und euch oft berauschet im Gedanken der Unsterblichkeit, ihr hättet euch gefreut, daß es einem ergehe, wie dem andern, und kühn geschworen, des Herzens Triebe Genüge zu thun. — Nun ist es freilich anders, gutes Herz! Du siehest vor dir, wie es ist. Aber laß dich das nicht irren! — Siehe das Licht des Himmels an! Bedarf es fremden Feuers, um zu leuchten und zu wärmen? Bedarf es eines Dankes, um wohlzuthun? und wenn sich die Erde mit Dünsten umwölkt, und seine reinen Stralen nicht aufnimmt, in ihr Inneres, leuchtet es minder, wie sonst? So sei auch du! Denk' und thue, wie du sollst, und siehe nicht um dich; und wenn der kleinen Menschen kleiner Tadel in deinem sichern Gange dir nachtönt, so denke dir recht lebendig, wie der arme Perfer den ungehorsamen Ozean peitschte! — Es ist dein liebster Gedanke, zu werden, wie die Herrlichen, die einst waren. Erhalt ihn! werde nicht muthlos!

Gieb dich nie auf halbem Wege zufrieden! Verweile nicht an Armseeligkeiten! Sei still und harre, bis deine Zeit kömmt! Lebe in Gemeinschaft mit deinen Heroën! Du findest ihresgleichen schwerlich so bald unter den Lebendigen. Bewahre dich, junge Seele! Du gehörst einer andern Welt. Befasse dich nicht zu viel mit dieser, bis deine Zeit kommt, und



du unter ihr wirkt. Nähre dein Herz mit der Geschichte besserer Tage, suche nichts unter den jezigen! Das wenige, was sie dir geben, ist, wenigstens jetzt, nicht für dich. — Denke meiner Worte, Lieber! wenn ich ferne bin. Ich muß dich bald verlassen. Wer weiß? es könnten die letzten Worte seyn, die ich dir sagte! Wenn ich sterbe, so sterb' ich mit der Hoffnung, daß mein bestes Leben fortdaure in dir und denen, die du einst bildest, daß sie wieder in andern pflanzen, was in ihnen reifte durch dich. Und was sprech' ich von mir? Stehet ihr wieder auf im Geiste meines Lieblings, ihr Herrlichen, die ihr schlaft unter den Trümmern des gefallenen Griechenlands! verübt euch wieder in ihm, ihr alten Tugenden von Athen und Sparta! O kehret wieder, goldne Tage, Tage der Wahrheit und der Schönheit, kehret wieder in ihm!“ — Er sah, daß ich zu tief erschüttert war, um noch zu hören, auch ihm mochte zu viel sich aufdringen, um es der jungen Seele mitzutheilen. Er umschlang mich schweigend, innigst bewegt, ich Glücklicher barg in seinen Armen meine heftigen Seufzer und meine Thränen.

Wir fuhren zurück nach Tina, und, wie ich ihn des andern Tags besuchen wollte, war er fort.

#### Viertes Kapitel.

Ich trauerte lang um meinen Freund. Im Innersten betrübt dacht' ich oft, wenn ich an seinem Hauße vorübergieng, wie er vormals dagestanden wäre am Fenster, und mir entgegenickt hätte, wenn ich die Straße heraufgekommen wäre, und wenn die Thüre

offen stand, sah ich wehmüthig hinein in den dunkeln Vorfaal, und hörte seine Stimme wieder, wie er mir die Treppe herunter nachrief: „schlaf wohl, lieber Junge!“ wenn das Volk versammelt war, und von ungefähr die Farbe seines Mantels mir erschien, erschrak ich, als wär' er da, und wenn ich einen Schiffer hörte, wie er von seiner Fahrt sprach, und von fremden Menschen, die er gesehn, glaubt' ich immer, es müßt' ihm auch der Herrliche, den ich liebte, bekannt feyn; oft, wenn ich draußen herumgieng, weilte mein Blick am Horizont; dort wär' er wohl hinaus gefahren, dacht' ich, und meine Thränen rannen in's Meer. Der kleinste Laut, den ich von ihm im Herzen bewahrte, war mir heilig, wie der letzte Wille eines Verstorbenen. Ich folgte ihm fast zu treu. Ich verschloß mich, so sehr ich nur konnte, vor den Menschen. Neben den Geistern des Altertums fand nur er in meiner Seele Plaz. Mein Herz gehörte denen, die ferne waren. Wo ich gieng und stand, geleiteten mich die ehrwürdigen Gestalten. Wie Flammen, verloren sich in meinem Sinne die Thaten aller Zeiten, die ich kannte, ineinander. Nur Ein großer Sieg waren für mich die hundertfältigen Siege der Olympiaden. Was durch Jahrhunderte getrennt war, versammelte sich vor meinem jugendlichen Geiste. Ich vergaß mich so ganz über all' der Größe, die mich umgab.

So war ich allmählig herangewachsen. Ich fieng jezt an, mich über mich selbst zu befragen. Ich kehrt' izt oft von den Halbgöttern, denen mein Herz gehörte, auf mich zurück, ich maß, und erschrak über mein Nichts. Mein ganzes Wesen raffte sich auf, dem tödt-

lichen Schmerze zu entgehen, der im Gefühle meines Mangels lag. Ich wollt' im härtesten Kampfe mir einen Werth erringen. Aber wo sollt' ich? — Ach! ich hätte gerne eine Stunde aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft. Traurend sah ich izt oft in meinen Plutarch, und bittre Thränen rannen mir auf's Blatt. Oft, wenn über mir die Gestirne aufgiengen, nannt' ich ihre Nahmen, die Nahmen der Heroën, die einst auf Erden lebten — „erbarmt euch meiner, ihr Göttlichen,“ rief ich, „laßt mich vergessen, was ihr wart, oder tödtet mich mit eurer Herrlichkeit, ihr seeligen Jünglinge!“ —

Ich suchte endlich Trost unter den Menschen. Was ich mir selbst nicht geben konnte, dacht' ich unter andern zu finden. Man hatte mir schon oft gesagt, es würde mir gut seyn, wenn ich nicht so sehr einsam lebte. Man würde so leicht exzentrisch in seinen Meinungen bei gänzlicher Zurückgezogenheit. In der Gesellschaft lerne man die Fülle des Guten friedlich unter sich theilen, man lerne, aus sich nicht Alles zu machen, aus andern auch nicht, und sich zu begnügen mit dem, was jedem beschieden sei, man lerne Geduld, und das wäre Gewinns genug. Aber ich war damals so gar nicht gestimmt, etwas Verständiges der Art auf mich wirken zu lassen. Ich trat mit ganz andrem Sinne unter die Menschen.

Es ist sonderbar, wie ein jugendlich Gemüth oft in die Kinderspiele des Lebens so viel Gehalt legt. Es war mir unbegreiflich, wie die Menschen so befriedigt zurückkommen könnten von ihren kleinen Festen, wenn nicht feltne Dinge dabei zu finden wären. Wenn ich mir dachte, daß ich dort wohl auch so fröhlich

werden könnte, wie sie, wie unendlich viel muß' ich erwarten!

Auch versprach mir jedes ehrliche Gesicht so viel. Ich habe manchen vergöttert, im ersten Augenblike, der sich recht sehr begnügte mit seiner Menschlichkeit. Mit Bedauern denk' ich daran, wie ich izt oft mit all' meiner Liebe trachtete, ein herzlich Lächeln zu erbeuten, wie ich oft in einem Worte meine ganze Seele gab, und einen wizigen Spruch dafür zurückbekam, wie bei einem andern ein wenig Gutmüthigkeit mich so innig freute, und wie ich mich verstanden glaubte von ihm, bis auch er mittheilte, was ihm am Herzen lag, und ich dann Dinge hörte, woran ich so gar keinen Werth finden konnte, wie ich da stand und huldigte vor prächtigen Sentenzen — ach! wie ich oft glaubte, das Unnennbare zu finden, das mein werden sollte, dafür, daß ich mich selbst an das Geliebte verlor! — Das arme Wesen dachte, zwei Menschen könnten sich Alles seyn, dacht' oft wirklich den heiligen Tausch getroffen zu haben, wo einer des andern Gott seyn sollte, und machte nun freilich Forderungen, worüber der andre sich wunderte. Er wollte ja nur Kurzweil, nichts so Ernstes!

Einem jungen Manne, Gorgonda Notara nannt' er sich, war ich immer gut geblieben. Ich hatte so oft umsonst gehoft, ein Wesen zu finden, wo ich sagen könnte, nun bin ich zufrieden auf ewig! hatte so oft mit Schmerzen mich losgeriffen, wo mein Herz so schnell und innig sich angehängt hatte, ich hatte mich durch Dornen gewunden, und sie hatten mit jedem Schritte mich festgehalten, um mich ihren Stachel

fühlen zu lassen, ich hatte so oft mich hingedrängt, wo es besser gewesen wäre, auszuweichen, ich war nun froh, doch etwas an ihm zu haben, und wenn ich mich entfernen wollte in meiner Ungenügsamkeit, zog er mich immer wieder an sich. Er war etwas vielseitig, und das kam mir zu Statten; gab mir freilich auch oft ein Mistrauen gegen ihn. Er wußte jedem Dinge einen Werth zu geben; er war äußerst duldsam gegen mich, das that mir wohl, aber er war es auch gegen andre, die meine Gegentheile waren, und das war mir unbegreiflich. Er bestritt mich oft gerade in meinen liebsten Überzeugungen, aber mit Freundlichkeit und Bedacht, — ich verglich uns, wenn wir so zusammen tritten, oft mit den jungen Lämmern, die sich einander scherzend an die Stirne stießen, als wollten sie sich so das Gefühl ihres Daseyns in sich weken — und, wie es schien, mehr um das Gespräch zu beleben, mehr zum Versuche, was wohl aus dem Für und Wider sich ergeben möchte, als in strengem Ernste, und indeß er wider mich sprach, schien er doch auch seine Freude zu haben an dem sonderbaren Geschöpfe, das so ungelenkam und unerfättlich wäre in seinen Forderungen, und doch so leicht und oft gerade dem Kleinsten sich hingäbe; ich hätte in meinem Leben noch keinen Menschen gesehen, meinte er, ich wandelte von je her unter Geistererscheinungen, und es wäre nur Schade, daß diese verschwänden, so bald ich näher käme, aber man müßt' ihm doch gut seyn, dem wunderlichen Phantasten! —

Einft saßen wir mit andern zusammen; es war ein alter Bekanter von einer Fahrt zurückgekommen, und



wir feierten das fröhliche Wiedersehn. Alle waren inniger, wie sonst; ich glühte, und sprach ungewöhnlich viel. Ich fühlte wirklich zum erstenmale die Freude jugendlicher Verbrüderung ganz. „O man lebt doch nicht umsonst, ihr Lieben!“ rief ich in meines Herzens Trunkenheit, und streckte die Hand aus über dem Tische, und jeder bot die seinige dar. — „Öfne geschwinde die Fenster“, rief ich einem, der gegen mir über saß, nach einer Weile zu. „Was hast du, Hyperion?“ fragt' ein anderer. „Dort gehn die Dioskuren am Meer herauf“, rief ich freudig. Zufällig sah ich einen Augenblick darauf in den Spiegel, und glaubte drin ein zweideutig Lächeln an Notara zu bemerken. Betroffen blickt' ich um mich, und es war mir, als fänden sich auch auf andern Gesichtern solche Spuren. Das war mir ein Dolch in's Herz! Ich glaubte mein Innerstes verunehrt, meine beste Freude verlacht, von meinem letzten Freunde mein Herz verspottet. Ich sprang auf, und eilte fort. — Alle die traurigen Täuschungen, die ich von je her erfahren, jede Miene, jeder Laut, der mein Herz zurückgestoßen hatte, seit ich unter die Menschen gekommen war mit meinen Hoffnungen, ieder unfreundliche Scherz, womit man sich an meinen kleinen Unaufmerksamkeiten gerächt, jede Missdeutung, womit man meine unbefangenen innigen Äußerungen lächerlich gemacht, jede Falschheit, womit man, wie mir izt schien, meine Liebe und meinen Glauben nachgeäfft hatte, alles, was ich längst verziehen hatte und vergessen, gesellte sich nun zu den unverhofften Entdekungen, die ich eben gemacht, — ich dachte mir einen um den andern aus dem Cirkel, den

ich verlassen hatte, wie er mir wohl seine bitteren Bemerkungen nachschicken werde; der rauhe Seemann stand lebendig vor mir mit seinem Ärger und gegenüber Notara mit seinen hämischen Entschuldigungen. Izt kam ich an dem Hauße vorüber, wo der edle Fremdling gewohnt hatte. Du hattest Recht, guter Mann! dacht' ich, o du hattest Recht! Ich sollte mich nicht zu viel befassen mit dieser Welt, sagtest du. Ach! daß ich dir nicht folgte, mein Schutzgeist! Nun bist du gerächt.

Man belächelt oft den Menschen, und findet es ungereimt, wenn oft von einer kleinen Wunde sein Innerstes erkrankt, und nur sehr schwer geneßt. Man würde besser thun, wenn man theilnehmend das Übel zu ergründen suchte. Man würde dann finden, daß auch dem schwächsten Feinde der Sieg sehr leicht wird, wenn ihm ingeheim ein Stärkerer vorarbeitete, und unfre stärksten Feinde sind wir selbst.

Das arme Wesen wollte sich nun zurückflüchten in sich selbst, und hatte doch längst sein Selbst verloren. Ich hatte mich gewöhnt, Ruh' und Freude aus fremder Hand zu erwarten, und war nun dürftiger geworden, als zuvor. Ich war, wie ein Bettler, den der Reiche von seiner Thüre sties, und der nun heimkehrt in seine Hütte, sich da zu trösten, und nur um so bitterer sein Elend fühlt zwischen den ärmlichen Wänden. Je mehr ich über mir brütete in meiner Einsamkeit, um so öder ward es in mir. Es ist wirklich ein Schmerz ohne gleichen, ein fortdaurendes Gefühl der Zernichtung, wenn das Daseyn so ganz seine Bedeutung verloren hat. Eine unbeschreibliche Muthlosigkeit drückte mich.

Ich wagt' oft das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete. Dabey war ich sehr still und geduldig; hatt' oft einen wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; oft konnt' ich ingeheim von einem kleinen erkauften Besitztum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, Trost erwarten. Mit dem Muthe schwanden auch sichtbar meine Kräfte. Ich glaubte wirklich unterzugehen.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zusammenzulesen, der rege Geist war entschlummert; ich fühlte, wie fein himmlisch Licht, das mir kaum erst aufgegangen war, sich allmählig verdunkelte. — Freilich, wenn es einmal, wie mir däuchte, den letzten Rest meiner verlornen Existenz galt, wenn mein Stolz sich regte, dann war ich lauter Wirksamkeit, und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir, oder wenn sie von einem Tropfen der Freude getränkt war, die welke dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menschen, sprach, wie ein Begeisterter, und fühlte wohl manchmal auch die Thräne der Seeligen im Auge, oder wenn einmal wieder ein Gedanke oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele strahlte, dann staunt' ich und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als sollte sich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger die schlummernden Kräfte sich aufgeraft hatten, um so müder sanken sie hin; versuche nur nichts mehr, sagt' ich mir dann, es ist doch aus mit dir!

Wohl dem, der das Gefühl seines Mangels versteht! wer in ihm den Beruf zu unendlichem Fortschritt erkennt, zu unsterblicher Wirksamkeit, wer im Schmerze der Erniedrigung den kleinen Trost verachten kann, unter den Kleinen groß zu seyn, ohne an sich zu verzweifeln, und den Glauben an die Götterkraft des Geistes aufzugeben, wer sie überstanden hat, diese Feuerprobe des Herzens, wenn es überall eine Leere findet, und das wenige, was es geben kann, verschmäht fühlt! — Wohl manches jugendliche Gemüth trauert, wie ich einst trauerte, im Gefühle menschlicher Armuth, und je treflicher die Natur, desto größer die Gefahr, daß es verschmachte im Lande der Dürftigkeit. Mir ist er heilig dieser Schmerz, so wahr mich's freuet, wenn mir ein freundlich Auge begegnet! Aber sagen möcht' ich der Seele, die mir ihn klagte, daß sie nur darum ihr Paradies verloren hätte, damit sie ein Paradies erschaffe, doch werde diß mit nichten am siebenten Tage vollendet seyn, denn der Ruhetag der Geister würd' ihr Tod seyn, sagen würd' ich ihr, daß sie, um ihres Adels willen nicht einzig fremder Hülfe vertrauen soll, die treueste Pflege müsse den zu Grunde richten, der müßig von ihr allein sein Heil erwarte; in brüderlichem Zusammenwirken bestehe das Beste, doch sei es auch herrlich, allein zu stehn, und sich hindurchzuarbeiten durch die Nacht, wenn es an Kampfgenossen gebreche.

Mich hatte nun der Frühling überrascht in meiner Finsterniß. Ich hatt' ihn wohl zuweilen von ferne gefühlt, wenn die todten Zweige sich regten, und ein lindes Wehen meine Wange berührte. Das junge Grün

hatte mich oft wunderbar belebt auf Augenblicke, und manchmal, wann das freundliche Morgenlicht mich weckte, hatte die Ahndung, daß es wohl noch besser werden könnte, mein hülflos Herz erfreut. Aber das war vorübergegangen, wie der Schatten einer Geliebten.

Ich hatte mich häuslicher Geschäfte wegen einige Wochen in einem andern Theile der Insel aufgehalten, und kehrte nun zurück nach San-nicolo.

Er war izt da in meinen Hainen, der holde Frühling, in aller Fülle der Jugend.

Mir war, als follt' ich doch auch wieder fröhlich werden. Ich öffnete meine Fenster, und kleidete mich, wie zu einem Feste. Auch für mich follt' er wiederkehren, der himmlische Fremdling! Was hoft denn der Arme? möchten die Todten auferstehn? dacht' ich bei mir selbst. Aber mein Herz lies sich nicht abweisen. Es gieng mir, wie den Kindern, die so gerne Zutraun fassen zu einem heiter farbigen Kleide. Mit jedem Blike wuchs in mir der Glaube an bessere Tage vor dem fröhlichen Bilde der Natur.

Ich sah, wie alles hinausströmte auf's freundliche Meer von Tina, und sein Gestade. Ich gieng auch hinaus.

Alles verjüngte und begeisterte der süße zauberische Frühling. Fast jedes Gesicht war herzlicher, lebendiger; überall wurde gutmüthiger gescherzt, und die sonst mit fremdem Gruße vorübergegangen waren, boten sich izt die Hände.

Das fröhliche Volk bestieg die Boote, steuerte hinaus in's Meer und jauchzte von ferne der holden Insel zu, kehrte dann zurück in die Platanenwälder, zu seinen



zephyrlichen Tänzen, lagerte sich unter Zelten zum lieblichen Mahle, und pries und freute sich hoch, daß keiner sich verirrt hätte in den Labyrinthen des Roncetanzenes.

Aber mein Herz suchte mehr, als das. Das konnte nicht vom Tode retten.

Ich gieng fort, und streifte herum auf einsamen Hügeln, sah oft hinunter nach der fröhlichen Welt, und dachte, warum ich denn darben müßte, wo alles so seelig wäre. Doch wollt' ich keinem seine Freude misgönnen, und hoffte, auch meiner warte vielleicht noch eine gute Stunde. So kehrt' ich zurück.

An Notaras Hauße, wo ich vorüberkam, saß seine Mutter, deren Liebling ich war, und um sie ein Cirkel edler Mädchen, die Seide spannen, und kindliche Liedchen fangen. „Da kömmt der Menschenfeind,“ rief die Mutter mir zu. Ich trat näher, und dankt' ihr für den freundlichen Gruß. „Du bist gestraft, daß du so lange wegbleibst,“ fuhr sie lächelnd fort, „etwas lieberes hat indeß in meinem Hauße Plaz genommen. Man kann dich nun entbehren, du Stolzer!“

Ich sah mich um. Da stand sie vor mir, die Herrliche, wie eine Priesterin der Liebe, heilig und hold! — ach! über dem Lächeln voll Ruh und himmlischer Duldsamkeit thronte mit eines Gottes Majestät ihr großes begeistertes Auge, und wie Wölkchen um's Morgenlicht, wallt' im Frühlingswinde der dunkle Schleier um ihre Stirne.

Ich kann es nicht anders nennen, es war Gefühl der Vollendung, was sie mir gab in diesem Augenblike; war doch die Nacht und Armuth meines Lebens, die

ganze dürftige Sterblichkeit, mit allem, was sie giebt und nimmt, so dahin, als wäre sie nie gewesen! Oft trauert' ich, daß wir nur dann erst wissen, von diesen Momenten der Befreiung, wann sie vorüber sind. Sie wägen Aeonen unsers Pflanzenlebens auf, sprach ich oft bei mir selbst, wenn ich ihr Andenken feierte, diese namenlosen Begeisterungen, wo das irdische Leben todt und die Zeit nicht mehr ist, und der entfesselte Geist zum Gotte wird.

Jahre giengen vorüber, Meere trennten mich von ihr, tausendfältig verwandelte sich vor mir die Gestalt der Welt, aber ihr Bild verlies mich nie. Oft, wenn ich am heißen Mittag, ermattet von meinen Wanderungen, unter fremdem Himmel ruhte, erschien sie mir, wie in dem trunknen Momente, da ich sie fand, ich preßt' es an mein glühendes Herz, das süße Phantom, ich hörte ihre Stimme, das Lispeln ihrer Harfe; wie ein friedlich Arkadien, wo in ewig stiller Luft die Blüthe sich wiegt, wo ohne Zwang die Frucht der Ernte und die süße Traube gedeiht, wo keine Furcht das sichere Land umzäunt, wo man von nichts weis, als von dem ewigen Frühling der Erde, und dem wolkenlosen Himmel und seiner Sonne, und seinen heiligen Gestirnen, so stand es offen vor mir, das Heiligtum ihres Herzens und Geistes.

Und später, unter den Bitterkeiten und Mühen des Lebens, bey stürmischer Fahrt, am Schlachttag, unter namenlosem Unmuth, wo er mir auf ewig verschwunden schien, der gute Geist, den ich sonst so gerne ahndete, in allem, was lebt, wo ich kalt und stolz mir sagte: hilf dir selber, es ist kein Gott! ach! da trat oft ihr

Schatten vor mich, wie ein Engel des Friedens, und befänftigte mein verwildertes Herz mit seiner himmlischen Weisheit.

Jetzt ehr' ich als Wahrheit, was mir einst dunkel in ihrem Bilde sich offenbarte. Das Ideal meines ewigen Daseyns, ich hab' es damals geahndet, als sie vor mir stand in ihrer Grazie und Hoheit, und darum kehrt' ich auch so gerne zurück, zu dieser seligen Stunde, zu dir, Diotima, himmlisches Wesen!

### Fünftes Kapitel.

Der Abend jenes Tages meiner Tage ist mir mit allem, was ich noch gewahr ward in meiner Trunkenheit, unvergeßlich. Mir war er das schönste, was der Frühling der Erde geben kann, und der Himmel und sein Licht. Wie eine Glorie der Heiligen, umfloß sie das Abendroth, und die zarten goldnen Wölkchen im Aether lächelten herunter, wie himmlische Genien, die sich freuten über ihrer Schwester auf Erden, wie sie unter uns wandelte in aller Herrlichkeit der Geister, und doch so gut und freundlich war gegen alles, was um sie war.

Alles drängte an sie. Allen schien sich ein Theil ihres Wesens mitzutheilen. Ein freundlicher Ernst, ein zärteres Aufmerken, eine innigere Traulichkeit war unter alle gekommen, und sie wußten nicht, wie ihnen geschah.

Mit Begeisterung erzählte mir die Mutter, indeß die andern um Diotima beschäftigt waren, wie ihr das liebe Mädchen Freude mache mit ihrem stillen nachdenklichen Wesen, und ihrer steten Zufriedenheit,

wie sie sich scheue vor allem, was einem menschlichen Herzen wehe thun könne, vor allem, was nicht schön und schicklich wäre; auch sehe man es sogleich, wenn etwas durch ihre Hände gegangen wäre, man könne gewis nicht sagen, ihr Herz hänge an kleinen Dingen, und doch wär' es immer, als wäre sie mit ihrer ganzen Seele an der Sache gewesen; ein Gartenbeet gewinne ein ganz andres Ansehn, wenn sie es ordne; es wär' ihr auch so leicht nicht abzulernen, das Eigentliche, was einem an den Gewändern gefiele, die sie geschnitten, und den Kränzen, die sie gewunden hätte; — ihr Element seien aber die alten Dichter und Weisen, hierin sei sie ein eignes Wesen, sie sei zwar sehr geheim damit, aber man hätte doch schon bemerkt, daß sie im Herzen das Andenken großer Menschen im alten Griechenland ungefähr ebenso feire, wie die andern frommen Gemüther das Fest der Panagia, und anderer Seeligen; auch sonst sei etwas — sie müßte nur sagen — Übermenschliches an ihr. „Hättest du sie gestern gesehn,“ setzte sie hinzu, „es wäre dir wohl so sonderbar zu Muth gewesen, wie mir. Es hatte kaum gesagt, als ich hinunter gieng in den Garten. Da sah ich, ohne daß sie mich bemerken konnte, das liebe Mädchen an dem heimlichen Plätzchen unter den Platanen, wie sie da stand mit ausgebreiteten Armen, und emporrief: ‚Dir opfr' ich mein Herz, ewige Schönheit!‘ — Ich werde den Anblick im Leben nicht vergessen.“

Sie komme von den Ufern des Pactols, fuhr die Mutter nach einer Weile fort, aus einem einsamen Thale des Tmolus, wohin ihr Vater, ein Verwandter der Notara, aus Verdruß über sein Volk sich von Smyrna

zurückgezogen hätte, und ihre Mutter, ehemals die Krone von Jonien, sei seit einem Jahre todt.

Der junge Notara trat izt auch noch zu uns, grüßte mich freundlich, und fragte, ob ich immer noch zürne, er wisse nicht einmal seine Schuld genau, die Mutter lies ihn aber nicht weiter reden, zog ihn auf die Seite, und flüsterte ihm, herzlich zu mir herüberlächelnd, einige Worte zu, daß ich fast etwas freudiges vermuthen mußte. — Ich bat Notara, mir zu verzei[hen.]

. . . . .

. . . . .

Staunen. Mein Geist verzehrte sich über der frohen Mühe, den ganzen Reichtum zu fassen, der vor ihm sich aufthat. — Es fiel mir lange nicht ein, ein Wort zu sprechen, und, da es mir einfiel, lies es meine Verwirrung nicht zu.

Man sprach endlich auch von so manchen Wundern griechischer Freundschaft, von Achill und Patroklos, von der Cohorte der Thebaner, von der Phalanx der Sparter, von Dion und Plato, von all' den Liebenden und Geliebten, die auf- und untergingen in der Welt, unzertrennlich, wie die brüderlichen Gestirne.

Da wacht' ich auf. „Solche Herrlichkeit zernichtet uns Arme!“ rief ich; „freilich waren es goldne Tage, wo man die Waffen tauschte und sich liebte bis zum Tode, wo man unsterbliche Kinder zeugte in der Begeisterung der Liebe, Thaten und Gefänge und ewige Gedanken, ach! wo der Aegyptische Priester dem Solon noch vorwarf: ‚Ihr Griechen seid allzeit Jünglinge!‘ Wir sind nun doch Greise bei all' unfrem leichten Sinne!



— Es ist alles so anders geworden. Man lebt bequem, und hat daran genug. Der Mensch bedarf des Menschen nicht mehr; er braucht nur Hände und Arme, zu seinem Dienste.“

„So spricht mein Vater auch“, versetzte Diotima, und ihr Auge verweilte ernster an mir.

„Nun kann ich ihm nicht länger vorenthalten!“ rief die Mutter; „spricht dein Vater auch so, Diotima? Ich glaub’ es wohl. Wißt ihr auch, ihr guten Kinder, daß ihr aus einer Quelle geschöpft habt? Der fremde Mann, Hyperion, mit dem ich so oft dich luftwandeln sah, und dich an so manches Steinchen stoßen, weil du kein Auge von ihm wandtest, dem du so oft nachweintest am Meere draußen, als er fort war, wie du mir selbst gestandst, der ist Diotimas Vater.“

„Tausend Herzensgrüße von ihm!“ rief Diotima freudig, — „ich hab’ auch etwas mitgebracht; die böse Mutter hätt’ es wohl eher sagen können“, setzte sie lächelnd hinzu, und eilte hinein in’s Haus.

„O ihr Lieben!“ rief ich außer mir vor Freude, und faßte die Hände Notaras und seiner Mutter. „Nun seh’ ich erst, wie herzlich gut du dem Manne bist“, versetzte die Mutter. „Ja wohl bin ich ihm herzlich gut“, erwidert’ ich etwas betroffen, denn ich fühlte wohl, daß meine Freude nicht ihm allein galt.

Izt kam Diotima zurück, und brachte mir zwei goldne Münzen. Auf einer stand Minerva mit der Aegide, und warf die Lanze, und eine Palme sproßte zu ihren Füßen; die andre mit dem Apollonskopfe gab mir Diotima mit dem Zufaze, ich möchte dabei an Delos und den Cynthus denken.

Sie erzählte mir noch viel von ihrem Vater, und wie er oft von mir gesprochen habe; wir sprachen auch noch manches im Allgemeinen.

Wie ich sie da verstand! und wie sie das freute! wie ein zufällig Wörtchen von ihr eine Welt von Gedanken in mir hervorrief! sie war wirklich ein Triumph des jugendlichen Geistes, die stille Vereinigung unsers Denkens und Dichtens, und ich erfuhr zum erstenmale ganz, wie die Freude begeistern kann.

„Kinder! es wird spät!“ fiel endlich die Mutter ein, „und Hyperion kann uns immer Dank sagen für diesen Abend. Leer ist er nicht ausgegangen.“

Sie giengen hinein. Ich stürzte fort in rasender Freude, schalt und lachte über den Kleinmuth meines Herzens in den vergangnen Tagen, und der stolze Knabe konnte gar nicht begreifen, wie es möglich gewesen wäre, so ein ärmlich Wesen zu seyn.

Wunderbar war mir's zu Muth, als ich in mein Zimmer trat. Es war mir alles so fremd geworden. Jedes Geräthe schien mir etwas Trauriges an sich zu haben, und ich war doch so seelig. „Auch ihr müßtet es entgelten, ihr Armen!“ sagt' ich vor mich hin in meines Herzens Trunkenheit, als ich vor die offenen Fenster trat, und meine verwilderten und halbverwelkten Blumen sah, nahm das Wassergefäß und begoß sie lächelnd. Ich brachte die Nacht unter dem Fenster zu. Er waren zauberische Stunden. Aus goldnen Träumen, wo an ein Wörtchen von ihr meine ganze Seele sich hieng, um es hundertfach zu deuten, und über ihrem Bilde mir jedes Daseyn schwand, wekte mich das Wehen der Nachtluft um meine glühende Wange; die stille

Natur schien mir das Fest meines Herzens mitzufeiern; die Sterne blickten freundlicher durch die Zweige; lieblicher duftete der Othem der Blüthen. Ich schlummert' endlich stehend ein, süßberauscht, wie von holden Melodien eingewiegt. — Bald spielte, wie eines Freundes warme Hand, das kommende Tageslicht um meine Stirne, und ich lächelt' empor.

Es war ein feeliger Morgengruß, den izt mein Herz dem Himmel und der schönen Erde brachte. Himmel und Erde schien mir neugeboren, wie ich es war.

Ich gieng hinaus zu meinen alten Lieblingsplätzen. Die längstvergangnen Stunden, die Stunden des Erwachens, wo der Knabe dafaß in dunklem Sehnen, und nicht wußte, was es war, als die Fittige der jungen Seele sich regten, wo zum erstenmale tiefer athmend die Brust sich hob, und das Auge nun nicht mehr so gerne verweilte an dem, was nahe war, und lieber nach der blauen geheimnißvollen Ferne sich richtete, die ahnungsvollen Stunden des Erwachens dämmerten wieder auf in mir. Damals, dacht' ich, weisagtest du dir diesen Frühling! o damals fahst du hinaus in die bessere Welt, die dich izt umgiebt!

Ich dünkte mir nun so reich und stark. Mein Innerstes war so befriedigt. Es gab für mich in der Welt nichts Feindliches mehr. Meine Insel hatt' ich nun auch recht lieb gewonnen. Mit innigem Wohlgefallen sah ich hinab auf ihre grünen Ufer, wo die Wellchen unschädlich um die Myrthengebüsche spielten, und wie das friedliche San-nicolo mit seinen Blüthenwäldern aus dem Morgendufte fein röthlich Haupt erhub, und

die Fenster an Notaras Hauße glühten, und der Rauch aufftieg von seinem Heerde; bald sah ich, wie die Thüre sich öffnete, die in den Garten führte, und Diotima die Marmortreppen hinuntergieng; ich erkannte sie an der hohen schlanken Gestalt, und dem purpurnen Oberkleide, das um den weißen Leibrok flog. Wie mein Auge an diesen Farben sich waidete! Es ist nichts, was sich nicht in der Nähe eines solchen Geschöpfs befeelte, für einen Sinn, wie der meinige war. Nach einer Weile . . . . .

. . . . .  
Notara begleitete sie, und die Mutter war im Hauße beschäftigt. Diotima gieng allein umher unter den Blumen. Es schien ihr etwas widerfahren zu feyn. Der Schmerz auf ihren Lippen gieng mir durch die Seele, so mild er schien. Wir giengen eine Weile schweigend auf und nieder.

„Mich verfolgt ein bitterer Gedanke,“ rief sie endlich, „ich wag’ es kaum, ihn zu fagen, und kann doch von ihm nicht ablassen. Schon manchmal hat er sich mir aufgedrungen, auch heute wieder. Ist es denn wahr — je mehr Menschen, je weniger Freude?“ — „O wie oft ich das fühlen mußte!“ rief ich, „wie oft — es ist unbegreiflich, wie man des Zusammenlaufens nicht müde wird!“ — „Als wüßtest du nicht,“ erwiderte Diotima, „daß der bunteste Wechsel diesen Menschen das Beste dünkt, und diesen finden sie doch untereinander —“ „ihr bunter uneiniger Wechsel,“ fuhr ich fort, „der ist gerade die wahre Gestalt des Übels; ich

mag es nicht nachempfinden, wie er mich oft verwirrte, und verzerrte, wie in dem Kriege, den man unter der Larve des Friedens führt, wo man immer das, woran das eigne Herz hängt, vor fremden Pfeilen sichern, wo man so ängstlich jede unschuldige Blöße verhüllen muß, wo der andere bei aller Ruh' und Freundlichkeit, die er zeigt, doch mistrauisch jede Bewegung belauert, ob sie nicht für Feindesankunft gelte, wie in diesem kleinen schlechten Kriege die Kräfte so heillos zu Grunde gehn; nein! es ist eine unerhörte Ungeheimtheit! sie bieten allem auf, um zusammenzufeyn, und dann, wann sie zusammen sind, strengen sie mit aller erdenklichen Mühe sich an, um einsam zu seyn im eigentlichen Sinne, sie öffnen die Thüre und verschließen ihr Herz — dem Himmel sei Dank, daß ich los bin!“

„Das betrübt mich eben, daß es räthlicher scheint, für sich zu leben,“ fuhr Diotima fort; „ich trage ein Bild der Gefelligkeit in der Seele; guter Gott! wie viel schöner ist nach diesem Bilde, zusammen zu seyn, als einsam! Wenn man nur solcher Dinge sich freute, denk' ich oft, nur solcher, die jedem Menschenherzen lieb und teuer sind, wenn das Heilige, das in allen ist, sich mittheilte durch Rede und Bild und Gesang, wenn in Einer Wahrheit sich alle Gemüther vereinigten, in Einer Schönheit sich alle wiedererkannten, ach! wenn man so Hand in Hand hinaneilte in die Arme des Unendlichen —“

„O Diotima,“ rief ich, „wenn ich wüßte, wo sie wäre, diese göttliche Gemeinde, noch heute wollt' ich den Wanderstab ergreifen, mit Adlerseile



wollt' ich mich flüchten in die Heimath unsers Herzens!“

„Oft leb' ich unter ihr im Geiste,“ fuhr Diotima fort, „und mir ist, als wär' ich ferne in einer andern Welt, und ich entbehre der gegenwärtigen so leicht; — wir singen andre Lieder, wir feiern neue Feste, die Feste der Heiligen in allen Zeiten und Orten, der Heroen des Morgen- und Abendlands; da wählt jedes einen aus, der seinem Herzen, seinem Leben am nächsten ist, und nennt ihn, und der herrliche Todte tritt mitten unter uns in der Glorie seiner Thaten, auch wer, geschäftig am stillen Heerde, mit reinem Sinne das seine that, wird nie von uns vergessen, und Kronen blühen für jede Tugend; und wenn auf unsern Wiesen die goldne Blume glänzt, in seiner bläulichen Blüthe das Aehrenfeld uns umrauscht, und am heißen Berge die Traube schwillt, dann freuen wir uns der lieben Erde, daß sie noch immer ihr friedlich schönes Leben lebt, und die sie bauen, singen von ihr, wie von einer freundlichen Gespielin; auch sie lieben wir alle, die Ewigjüngliche, die Mutter des Frühlings, willkommen, herrliche Schwester! rufen wir aus der Fülle unsers Herzens, wenn sie herauf kömmt zu unsern Freuden, die Geliebte, die Sonne des Himmels; doch ist's nicht möglich, ihrer allein zu denken! Der Aether, der uns umfängt, ist er nicht das Ebenbild unsers Geistes, der reine, unsterbliche? und der Geist des Wassers, wenn er unsern Jünglingen in der heiligen Wooge begegnet, spielt er nicht die Melodie ihres Herzens? Er ist ja wohl eines Festes werth, der selige Friede mit allem, was da ist! — Den Einen, dem wir huldigen, nennen

wir nicht; ob er gleich uns nah ist, wie wir uns selbst find, wir sprechen ihn nicht aus. Ihn feiert kein Tag; kein Tempel ist ihm angemessen; der Einklang unserer Geister, und ihr unendlich Wachstum feiert ihn allein.“

Es ist mir unmöglich, die Begeisterung des heiligen Mädchens nachzusprechen. „O schone dich, Diotima, schone dich und mich,“ rief ich endlich, da sie mit so gränzenloser Liebe sich in ihre bessere Welt verlor, „wer will es aushalten, nach solchen Stunden, in der Armseeligkeit, in die man zurückmuß? Aber du bist glücklich, du fühlst die Gegenwart nur selten, hast sie nie gefühlt, wie ich es mußte —“ „Ach! sie sind doch Menschen,“ fuhr Diotima fort, „die Armen, die sich vor uns müde ringen und abkümmern, ohne daß sie wissen worüber? weil ihnen das Eine, was noth ist, nicht erscheint, da möchte man so gerne helfen —“ „Wie gerne“, rief ich, „möcht’ ich es ihnen gönnen, daß sie lebten, wie du! —“

„Guter Hyperion!“ unterbrach sie mich mit ihrer stillen Herzlichkeit und ihr großes Auge glänzte von freundlichen Thränen. Mir gieng ein Himmel auf in diesen Worten. Es war mir ohnediß schon lange eine Quaal gewesen, so ruhig vor ihr zu bleiben. „O Schwester meines Herzens!“ rief ich, „mir hast du den Frieden gegeben! erhalt ihn mir, um dieser Stunde willen! ich lebe dein Leben durch dich — o deinen Himmel, Diotima,“ fuhr ich fort, da sie mich unterbrechen wollte, „ich hab’ ihn umsonst gesucht auf dem dürren Felde des Lebens, ich war so lange ohne Heimath; ach! es war die Nacht vor dem erfreulichen Tage; ich seh’ es nun, wir sterben nur, um neu zu

leben, ich war hingewelkt vor der Zeit, nun kömmt mir ein ewiger Frühling, ich fühl es, hier ist unsterbliche Jugend, hier, wo du bist!“ — „Stille, stille, jugendlicher Geist!“ rief Diotima.

Ich war, indeß sie es sprach, selbst über mich erschrocken. Es schwebte mir noch manches warme Wort auf der Zunge; ich verschwieg es, aber bei jedem ward ich bestürzter. Ich war stille, aber ich fühlte nur um so brennender, wie ich an ihr hieng. Sonst war ich ruhiger von ihr gegangen als heute. Ich wollte noch an demselben Abend zurück, aus mancherlei Gründen, die ich mir einredete, aber ich hatte kaum drei Schritte gewagt, so verwies ich es mir. Mit quälender Ungedult erwartet' ich den andern Tag. Tausend Dinge wollt' ich ihr sagen. Ich stand im Geiste vor ihr, faßte ihre Hände zum erstenmale, und drückte sie so mit Zittern an meine Stirne. Wenn Diotima nicht wäre, dacht' ich, und es war mir, als fühl't ich Zernichtung.

Ich erschrak über diese Heftigkeit; ich hielt mir die schönen Tage vor, wo ich freier und stiller um Diotima lebte, ich suchte, ihre zarten Melodien in mein Herz zurückzurufen, aber die Unruhe blieb, und ich ward nur um so verwirrter, je mehr ich mein unbändiges Herz mit Vorstellungen plagte. — Es war mir unerklärlich, daß ich gerade heute so seyn sollte.

Ich wußte mir nicht zu helfen, wie ich des andern Tages vor sie trat. Sie schien mir so fremd, so unbekümmert um mich. Sie war auch meist abwesend mit der Mutter, bei häuslichen Geschäften. Sie wollten mit Diotima die Insel ein wenig durchwandern, sagte mir die Mutter, es würde dem lieben Mädchen doch

Freude machen, das schöne Land zu sehn, und so hätte sie jezt noch manches zu besorgen, weil sie einige Tage ausbleiben würden.

Es war gut, daß sie meine Antwort nicht abwartete, und wieder hinauseilte. So schnell hätt' ich ihr nichts darauf zu sagen gewußt.

„Und morgen schon wird die Reise vor sich gehn?“ fragt' ich die Mutter, als sie wieder hereintrat, „wohl auch sehr frühe?“ „Vor Tagesanbruch!“ verfezte sie; „wir wollen möglichst in der Kühle reifen.“ — „Die Seeluft mildert zwar die Hize ziemlich,“ erwiedert' ich, „doch ist der Morgen freilich lieblicher. Und wann werdet ihr zurückkommen?“

In sechs Tagen würden die Ältesten gewählt, verfezte sie, da möchte sie doch wieder in San-nicolo seyn. Es wäre schön, wenn ich entgegenkäme.

Wie doch das unerfahrene Herz so klug ist, wenn es liebt! Beredtsamkeit war sicher meine Tugend nie gewesen, und heut' am wenigsten. Jezt, da Diotima wieder gegenwärtig war, konnt' ich gar kein Ende finden in meinen Schilderungen von dem Wege, den sie zu machen gedachte. In meinem Leben mahlt' ich nie lebendiger. Nicht eine der lieblichen und großen Stellen lies ich unbemerkt, die sie unterwegs finden würde. Alles erfreuliche, was ihr begegnen konnte, suchte ich an mich anzuknüpfen. Bei jedem Reize der herrlichen Insel sollte Diotima mein gedenken. —

Ich hatte keine Ruhe die Nacht über. Die Sterne leuchteten noch am Himmel, als ich hinausgieng. Ich lagerte mich unter dunkeln Platanen an einem Hügel, der nicht sehr ferne von der Straße lag. Mancherlei

bewegte sich mir in der Seele. Auch meine trüben Tage, ehe ich Diotima gefunden hatte, erschienen mir wieder. Der Mensch kann manches tragen, dacht' ich. Die Freude gehet über ihm auf und unter. Aber er wandert doch auch in der Nacht seinen Weg so hin. Ist er nur einmal vertraut damit geworden, so wird ihm auch das Unerträgliche leidlich. Nur muß er nicht zurücksehnen auf das, was er verlor. Ein Tropfen aus der Schale der Vergessenheit, das ist alles, was er bedarf!

Ich hatte einige Tage zuvor einen alten Schiffer gesprochen, der im Gefechte mit den Korsaren den rechten Arm verloren hatte, auch sonst zur Fahrt zu schwach geworden war. Der hatte mir erzählt, wie er anfangs jedesmal hinausgegangen sei an den Hafen, wenn ein Schiff ausgelaufen sei, oder wiedergekommen, wie er sich immer da der alten Zeiten erinnere habe, wo ihm der Vater noch seinen Segen mitgegeben hätte auf die Fahrt, und wie er dann mit klopfendem Herzen hinausgewandert wäre aufs herrliche Meer, wie ihm ein frischer Trunk vom Brunnen das Herz erfreuet hätte bei einer Landung, oder der blaue Himmel nach einer stürmischen Nacht, und dann bei glücklicher Rückkunft der Grus seines Alten — das wär' ihm immer eingefallen, wenn er draußen am Hafen hätte Schiffe gehn und kommen gesehn, und ihm hätte oft vor Sehnsucht das Herz geblutet, und er hätte oft geweint in seinen alten Tagen, wie ein Kind, wenn er wieder in seine Hütte geschlichen wäre mit seinem Einen Arme, aber seitdem ihn seine Füße nicht mehr tragen wollten, und er nicht mehr ans



Meer hinaus käme, und nicht mehr so oft seiner Jugend gedächte, trag' er sein Schicksal geduldiger. So ist der Mensch, dacht' ich, ist nur erst die Freude recht ferne, so hält er dem Kummer stille, und hilft sich, so gut er kann.

Der erwachende Morgen wekte mich aus meinen Gedanken. Es schien mir sonderbar, daß ich darauf gekommen war.

Jetzt sah ich unten auf der Straße die lieben Reisenden herankommen. Ich raffte schnell mich auf, und wollte hinab. Aber ich dachte, es möchte doch wohl auffallen, und so blieb ich. Ich hörte, wie sie fingen. Siehst du, wie entbehrlich du bei ihrer Freude bist, sagt' ich mir, und mir war es doch, als könnt' ich eher die Luft, die ich athmete, vermiffen, als Diotima. Nun war mir der Gesang allmählig verhallt, auch die dunkeln Gestalten, die mein Auge, so lang es konnte, verschlang, waren verschwunden. Ich lauschte noch eine Weile, und blickte da hinaus, wo ich sie verloren hatte; aber ich hörte nur das tropfende Wasser in den Rizen des Hügels; kein menschliches Geschöpf zeigte sich in der ganzen Streke, wohin ich sah. „Lebe wohl, Diotima! Herrliche! Gute!“ rief ich endlich und kehrte nach Hause.

Ich geleitete sie im Geiste; ich belauschte ihr Auge, wie es hinausfah in die schöne Welt; jetzt ist sie wohl in dem Thale, dacht' ich, wo die lieblichen Gruppen von Ulmen und Pappeln stehn, wovon du ihr sagtest; da denkt sie vielleicht, du hättest nicht uneben ge-  
weisagt, und sagt den andern, sie möchte dir wohl gönnen, daß du auch da wärst, und deine Freude hät-

teft. — Aber entbehren kan ſie dich doch gar leicht! Du ſahſt es ja! Das dacht' ich auch, doch zürnt' ich mir dabei, und ſchlug mir's aus dem Sinne, weil es klein und eigennützig wäre, daß ich wüſchen könnte, ſie ſollte nicht fröhlich ſeyn, wann ich gerade mich nicht freuen könnte.

Mit meiner ganzen Liebe hieng ich an der Stunde, wo ich ſie wiederſehen ſollte. Es war ein fröhliches Gewebe von Hoffnungen, womit ich das Herz mir ſchwaigte, und war ich damit zu Ende, ſo löſt' ich's wieder auf, es lieblicher zu erneuern.

Mit füßem Zauber wehten mir, wie Boten der Holdin, die Lüfte des Himmels vom Thal entgegen, wo ich ihrer wartete. Blütenflokken umtanzten mich, und Nachtigallen ſchlugen unter den Roſen am Wege. Sonſt war es ſtille ringsumher; ich konnte jeden Laut vernehmen, der von ferne kam.

Izt wanderte mir ein freundlicher Pilger vorüber. Ob er nicht auf ſeinem Wege Reiſenden begegnet wäre, fragt' ich ihn. Er hätte Reiſende geſehn in einem Haine, erwiederte der Pilger, ſie hätten dort ſich vor dem Mittagsſtrale unter die Ulmen geflüchtet; ein holdes Mädchen hätte Nahmen in die Bäume geſchnitten. Ich wüſcht' ihm herzlich für ſeine frohen Worte frohe Wandertage und eilte fort. Jezt, wo das Thal ſich öffnete, ſah ich hinaus; da kamen ſie!

Diotima warf den Schleier zurück, und eilt' und lächelte mir entgegen, und ich flog hinan. Da bot ſie traulich mir die Hand; ich muß' ihr geſchwind erzählen, wie ich jeden Tag indeß gelebt; ich ſagt' ihr, daß ich früh am Tage, wo ſie abgereißt, den Hügel

bei San-nicolo besucht, und sie von da gesehen hätt' und gehört, daß ich indeß ihre Harfe gestimmt, und den Gesang gelernt, den sie am Abend, da ich sie zum erstenmale begrüßte, gesungen hätte, daß ich oft nach ihren liebsten Blumen in Notaras Garten gesehn, und ihrer gepflegt; auch hätt' ich aus dem seltenen Buche, das ein Fremder mir geliehn, die Blätter für sie abgeschrieben, die am meisten sie vergnügten — „so warst du ja recht fleißig,“ sagte Diotima, fuhr dann fort, wie sie meinen Sinn geahndet hätte in jeder Stelle der Insel, die ich ihr beschrieb, wie man so ganz zusammentreffen könne in einem Urteil, einer Freude, gerade da, wo die andern so selten einig wären; man hätt' auch einmal von Delos gesprochen, da hätte sie den Knaben Hyperion vor sich gesehn, wie er mit ihrem Vater so fromm umhergegangen wäre unter den heiligen Ruinen, wie er staunend oben auf dem Cynthus gestanden, und schweigend mit dem Auge nur gefragt; sie hätte dann so herzlich gewünscht, daß sie damals auch mit uns umhergewandert wäre; sie wäre zwar ein unverständlich Kind gewesen, doch hätte sie gewiß auch etwas geahndet, weil der Vater so ernst gewesen wäre, und der kleine Gespieler — so und anders dacht' ich mir Diotimas Empfang, und war selig in meinen kindischen Träumen.

### Sechstes Kapitel.

Es wäre gut, wenn die Hoffnung etwas feltner wäre im Gemüthe des Menschen. Er waffnete sich dann zu rechter Zeit gegen die Zukunft.

Der Abend war nun wirklich da, wo ich sie wie-

dersehen sollte. Ich war auch kaum hinausgegangen, so ward ich die Reisenden in einiger Entfernung gewahr. Diotima grüßte mich auch freundlich, aber die Diotima, von der ich geträumt hatte, war sie doch nicht. Ihr reiner immerthätiger Geist äußerte sich gegen mich, wie zuvor; aber es ward mir schwerer, als sonst, auf sie zu merken; ich war zerstreut, und hört' oft Augenblicke lang kein Wort von allem, was sie sprach, und wenn ich lauschte, so war es, weil das arme Wesen trachtete, für seine sterblichen Wünsche ein erfreulich Wörtchen zu erhaschen. Oft, wenn sie während ihrer Rede meinen Namen nannte, war ich plötzlich mit meiner ganzen Seele gegenwärtig; aber mit Schmerzen fühlt' ich bald, daß ihr Geist nur einen Augenblick mir nahe gewesen war.

Ich ahndete nun allmählig trübe Tage. Es war jetzt oft, als warnte mich etwas, als gieng' ich nicht auf rechtem Wege.

Sie war das einzige, woran mein Leben sich erhielt, mein Herz hatte sich nach und nach so gewöhnt, daß auch nicht der Schatte in mir war von einer Hoffnung, die ohne sie bestanden wäre, und sie schien sich doch mit jedem Tage mehr von mir zu entfernen. Ich fühlte den sterbenden Frühling meines Herzens. Der milde Himmel, der es umfassen hatte, und genährt, die stille Seeligkeit, die ich gefunden hatte im sorglosen Anschauen der Grazie und Hoheit dieses feltnen Wesens, verschwand mit jedem Tage merklicher. Mit Todesangst konnt' ich izt jede Miene und jeden Laut von ihr befragen, ob sie mich verlassen würde; ihr Auge mochte gen Himmel sich wenden,

oder zur Erde, ich folgt' ihm, als wollte mir mein Leben entfliehn. Ich muß es nur geradezu sagen, ich war oft ärgerlich über alles Gute und Wahre, wovon sie sprach, weil sie mich darüber zu vergessen schien. O es ist mir sehr begreiflich geworden, wie der Mensch dahin gerathen kann, daß er das Beste, was wir haben, das edle freie Leben des Geistes zu morden strebt in dem Wesen, woran sein Herz hängt. Es geht mir durch die Seele, wenn ich mir die guten Kinder denke, die sich das Mein! und Dein! so unbedingt, mit solcher Entzückung sagen. Der Misverstand ist so leicht. Und weh ihnen, wenn sie sich misverstehn!

Solang ich bei ihr war, und ihr begeisterndes Wesen mich emporhub über alle Armuth der Menschen, vergaß ich oft auch die Sorgen und Wünsche meines dürftigen Herzens. Aber das dauerte nicht lange. So wie ich zu mir selbst kam, begann auch wieder meine Noth, und je höher und heller ihr Geist über mir leuchtete, um so brennender fühlt' ich meinen Jammer. Aber tief in mein Innerstes begrub ich ihn. Es gieng mir, wie den Menschen, denen die Flamme ihre Kammern verzehrt, und die nicht um Hülfe rufen mögen, aus Schaam und Scheue vor andern. Keine Stelle war mir sicher genug, um mich der Klage meines Herzens zu entlasten. Ich erinnere mich nicht eines Worts, das ich über meinen Gram gesprochen hätte. Ich sah auch nicht, was es mir fruchten könnte, irgend ein Wesen um Hülfe anzusprechen; ich hatte ja schon einmal Trost in der Welt gesucht, und war ärmer zurückgekommen.

Ich verzehrte mich in verworrenem gewaltfammem



Ringen nach ihr, und mein Wesen mattete sich um so schrecklicher ab, je mehr ich meine glühenden Wünsche verbarg.

So kam ich eines Tags zu Diotima. Ich war nicht lange da, so fieng sie an: es hätte jemand einen Dank von ihr zu fordern, es wär' ihr gestern eingefallen, daß sie ihrer Harfe so ganz vergäße, sie hätte sie hervorgehohlt, ihren Misklang, so gut sie könnte, zu mildern, und sie ganz wohl lautend gefunden.

Der Himmel weis, wie viel ich mir unter dem versprochenen Danke dachte.

Ich hätte sie gestimmt, rief ich, und wußte mir kaum zu helfen in meiner Freude, ich hätte nichts besseres zu thun gewußt für meine Freundin, solange sie verreißt gewesen wäre. Auch fiel mir eben ein, daß ich damals einiges für sie abgeschrieben hätte; ich wußte nicht, wie es gekommen wäre, daß ich nicht eher daran gedacht hätte — ich lief sogleich fort, die Papiere zu hohlen; ich konnte kaum sie finden in meiner freudigen Eile; „o einen Dank von dir, herrliches Wesen!“ rief ich, und seegnete mit Thränen meine Schmerzenstage, um meiner neuen Hoffnung willen!

Sie bat mich, wie ich zurück war, ihr das geschriebne vorzulesen, freute sich innig über die goldnen Stellen, und sprach darüber ungewöhnlich heiter und lebendig. Anfangs, so lange noch die süße Erwartung sich in mir regte, stimmte ich mit allem Feuer des seligen Herzens in ihre frohen Töne ein, doch wie sie endlich so lange mit dem Danke zögerte, da verstummte ich freilich; es war etwas in meiner Betrübnis, wovon

bisher keine Spur in mir erschienen war; ich möchte fast sagen, es sei Bitterkeit gewesen.

Mit einer sonderbaren Gelassenheit schied ich, als ich endlich zu gehen genötigt war. Ich hörte kaum darauf, als sie mir noch nachrief: „Ich danke dir, Hyperion!“

Ich kam nun immer feltner hin; blieb endlich ganz weg. Eine Todtenstille, die ich kaum an mir begreife, war allmählig über mich gekommen. Ich lebte so hin, mit halbem Bewußtseyn, ich suchte nichts mehr, ich half mir fort von einem Tage zum andern, so gut ich konnte; ich achtete nichts, war mir selbst nichts mehr, trachtete auch nicht, andern etwas zu seyn.

Um diese Zeit begegnete mir, da ich so in meiner Finsterniß draußen herumirrte, Notara mit seiner Mutter und einigen andern. Er beschwerte sich über meine Eingezogenheit; ich sagt' ihm, daß ich sein Haus nicht hätte mit der bösen Laune plagen mögen, die mich seit einiger Zeit heimgesucht hätte, und wagt' es, zu fragen, wo denn Diotima wäre? — Sie sei zu Hauße, rief die Mutter, die fromme Tochter schreibe an ihren Vater.

Es war traurig, wie die unschuldigen Worte mich aus meiner Dumpfheit wekten. Jezt mußt du hin! rief es augenblicklich in mir, und Feuer und Schrecken wechselten in meinem verwilderten Herzen. Zitternd, gedankenlos gieng ich vorüber an ihrem Fenster — nein! nein! du gehest nicht hinauf, dacht' ich, und taumelte fort nach Hauße, und schloß die Thüre ab. Aber wo ich hinsah, war ihr Bild, und alle die freundlichen Worte, die ich einst gehört hatte von ihr, um-

tönten mich. — Was willst du von mir, rief ich vor mich hin? was störst du meine Ruhe? — Ich war, wie ein zürnender Geist, den die Stimme des Beschwörers aus seinem Grabe zwang. Verzeih es mir die Gute! ich fluchte der Stunde, wo ich sie fand, und raft' im Geiste gegen das himmlische Geschöpf, daß es mich nur darum in's Leben geweckt hätte, um mich wieder niederzudrücken mit seinem Stolze. Wie eine lange entsetzliche Wüste lag die Vergangenheit da vor mir, und wütend vertilgt' ich jeden Rest von dem, was einst mein Herz gelobt hatte und erhoben. Ich muß dir danken, dacht' ich, ich bettelte vor deiner Thüre, und du nährtest mich mit Brotsamen. Wer will es dir verargen, daß du das Beste für dich behieltest? Was solltest du auch dich an ein Geschöpf verschwenden, das kaum des Rettens werth war? Nein! du hast keine Schuld auf dir. Ich war ja zertrümmert, zertreten von den andern, eh' ich zu dir kam. Da war nichts mehr zu verderben, nichts mehr gut zu machen! Aber es ist doch wahrlich auch ein grausames Erbarmen, das Wesen, das der langen Ruhe schon nah ist, mit einer Balsamtropfe zu weken, daß es zwiefach stirbt! — Ich danke nun dafür; ich wollte, du hättest dich nie bemüht. Nein! sie hat nicht gut an mir gehandelt. Sie ist, wie alle. Die andern begannen, und sie hat's vollendet — meisterlich! — Ich erschrak endlich doch über meine Lästerungen. Die reinen Melodien ihres Herzens, die sie mir oft auf Augenblicke mitgetheilt hatte durch Red' und Miene, daß mir's ward, als wandelt' ich wieder im verlassenen Paradiese der Kindheit, ihre fromme Scheue, nichts zu entweihen durch übermüthigen

Scherz oder Ernst, wenn es nur ferne verwandt war mit Schönerm und Gutem, ihre absichtlose Güte, ihr Geist mit feinen hohen Idealen, woran ihre stille Liebe so einzig hieng, daß sie nichts suchte, und nichts fürchtete in der Welt, alle die lieben seelenvollen Abende, die ich zugebracht hatte mit ihr, jeder Reiz ihrer Bewegung, die, wo sie stand und gieng, nur sie — das edle, unbefangne, stille Gemüth — bezeichnete, das alles und mehr, ihr ganzes himmlisches Wesen, gieng wieder auf mir, wie der Boge des Friedens nach Gewittern. — Und dieser Einzigen zürnst du? sagt' ich mir; und warum? weil sie nicht verarmt ist, wie du, weil sie den Himmel noch im Herzen trägt, nicht eines andern Wesens, nicht fremden Reichtums bedarf, um die verödete Stelle auszufüllen, weil sie nicht unterzugehen fürchten kann, wie du, um sich mit dieser Todesangst an ein andres zu hängen; ach! gerade das göttlichste an ihr, diese Ruhe, diese himmlische Genügsamkeit hast du gelästert, die Unschuld hast du um ihr Paradies beneidet; und mit einem so zerrütteten Geschöpfe sollte sie sich befassen? muß sie dich nicht fliehen? o warnt, ihr guten Geister! warnt sie vor diesem Gefallenen! —

Ich hätte nun gerne alle Laft des Lebens über mich genommen, um mein Unrecht gut zu machen. Nun war es mir nicht mehr um mich zu thun. Ich hätte nun keinen Dank begehrt, für die Tugend eines Halbgotts! Ich wollte nun ganz werden, wie sie, um ihretwillen! um ihr mit tausendfacher Freude zu vergüten, was ich ihr zu Laide gethan!

Ich wollte mich überhaupt einmal herausarbeiten

aus meiner Nichtigkeit. Ich sah mit Begeisterung hinaus auf mein künftig Leben. Es war mir, als hätte schon izt ein heilig Feuer mich geläutert, und meine Schlaken weggetilgt auf ewig. „O Diotima! Diotima!“ rief ich, „wenn ich einst vor dir stehe, wie ein neuer Mensch, im Siegsgeföhle, wenn es da ist, was ich einst als Knabe träumte — und es muß kommen, es muß — so wahr ein göttlich Wesen des Menschen Brust bewegt! — wenn du dann in deiner reinen Freude mich begrüßest, und denkst, es hätte doch ein guter Funke geschlummert in dem ärmlichen Geschöpfe — dann will ich dir ganz bekennen, wie klein, wie arm ich war, und du wirst nicht zürnen, daß der Schmerz zum Manne mich schmiedete.

Ich glaubte, nun endlich auf dem rechten Wege zu seyn. Ich war es nicht. Indeß brachte mich doch dieser neue Stoß wieder in's Leben. Ich war doch aus der trägen Resignation heraus, wo man nichts mehr will, und nichts mehr achtet, aus der Todtenruhe, die bei allem Scheine von Weisheit, womit sie von den Faigen geprediget wird, gewis das nichtswürdigste ist, worein der Mensch gerathen kan. Entschuldige sich keiner, ihn habe die Welt gemordet! Er selbst ist, der sich mordete! in jedem Falle! —

Nun erst fiel mir Diotimas Vater wieder ein. Ich schrieb ihm: Du hast meiner gedacht, edler Geist! ich denke deiner, jetzt, . . . . .  
. . . . .



#### 4) [Die Lowell-Fassung]

. . . . .  
sich unter Zelten zum lieblichen Mahle und pries und freute sich hoch, daß keiner sich verirrt hätte in den Labyrinthen des Ronnecatanzes.

Ich konnte mich selbst nicht sehn, wie ich so da stand unter den lieblichen Spielen, als könnt' ich die Freude nicht leiden; mein Herz gönnte sie ihnen so gerne; nur theilen konnt' es sie nicht, ach! es mußte so viel finden, wenn ihm geholfen werden sollte.

Ich gieng; aber nach Hause konnt' ich noch nicht.

An den Hügeln, worauf wir wohnten, lag ein Wald von herrlichen Ulmen. Ich hatte sie den Morgen vom Fenster aus liebgewonnen, hatte mir manche Ruhestunde geweissagt, manchen friedlichen Traum in den stillen ficheren Schatten.

Mir war jezt, als wandelt' ich in einem Heiligtum unter den hohen freundlichen Bäumen. Ich sah zurück auf die vergangnen Tage, auf den heutigen, ich rief die abgeschiednen Stunden aus ihrem Grabe und befragte sie über die Zukunft. Es war, als antworteten sie; aber geheimnißvoll, und ich wußt es nicht zu deuten, wußte nicht, ob sie mich nach Elyfium wiesen oder sonst wohin.

Ach! rief ich, daß der Mensch um Mittag fragen muß, wie es mit ihm seyn wird um den Abend; und wie ich wieder aufblikte und mein Auge durch die dunkeln Zweige drang — o Himmel! was sah ich? wo war ich? —

Ich möchte sprechen können, mein Bellarmin!

möchte gerne mit Ruhe dir schreiben, aber es ist umsonst! —

Zwar konnt' ich doch lange genug davon schweigen, konnte oft mich halten, wenn unter den andern Erinnerungen diese mich ergriff; siehe nur hin! du wirst tobende Thränen finden auf mancher unbedeutenden Seite, sie gehören hieher; ich troknete sie und schrieb von andern Dingen — das konnt' ich; so sollt' ich auch sprechen können — sprechen? o ich bin ein Laie in der Freude! ich will sprechen! — Wohnt doch die Stille im Lande der Seeligen. Ja! über den Sternen vergißt das Herz seine Noth und seine Sprache. —

(Daß mir noch Einmal werden sollte, wie damals! O jezt, jezt war mir so! —

Es ist vorüber. Ich bin nun wieder ein Kind der Zeit. Ich weiß es und sage mit Weinen: es giebt eine Vergangenheit!)

Ach! noch jezt ist sie vor mir, wie damals, die Einzige, Herrliche; heilig und hold, wie eine Priesterin der Liebe schwebt sie vor mir noch jezt; sie saß; ein Buch lag vor ihr aufgeschlagen; über ihr bebten die Zweige, wiegten sich in der Luft, wo ihr Othem sich regte, berührten leise ihre Loken, und wie Wölkchen um's Morgenlicht, wallt' im Frühlingswinde der dunkle Schleier um ihre Stirne. Ruhig und selig lächelte sie herab, zu den Blumen, die um sie versammelt waren, aber über dem Lächeln thronete, mit eines Gottes Majestät, ein Auge — o ich bitte dich, denke, ich habe dir nichts von ihr gesagt! ich bitte dich, frage dich nicht, wie war sie? versuch es nicht, dir ein Bild von ihr zu machen! — — Doch giebt es ja Stunden, wo

dem trunkenen Geiste das Beste und Schönste, wie in Wolken, gegenwärtig ist, und die Liebe frolockend in dem Schoos der Vollendung sich begräbt; da da denke dieses Wesens, da beuge die Knie mit mir und denke meiner Seeligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte, was du ahndest, daß ich mit diesen Augen sah, was dir nur, wie in Wolken, erscheint.

Lieber! Theurer! Treuer! ich möchte dir's gerne gönnen, möchte so gerne dir mittheilen, was in mir ist, aber ich fühle, mir sind die Hände gebunden. Ich trage den Himmel in mir; aber er ist verschlossen für die andern.

Daß die Menschen so oft sich einbilden können, sie freuen sich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahndet, euch ist der Schatten ihres Schattens nicht erschienen! O geht und sprecht vom blauen Aether nicht, ihr Blinden! —

Ja! wenn euch der Othem süßer Blüten umfängt, und ihr selig und trunken hinschlummert unter den Sträuchen, wenn um euch ein himmlisch Saitenspiel rauscht, wie ein Regen, wenn ihm das Herz der Erde sich öffnet, wenn die goldne Fluth des Morgenroths euch überschwemmt und ihr euch verliert, untergehet in den Woogen des Himmels, da könnt' ihr sagen, daß ihr den Schatten habt, den Nachhall meiner Freude. —

Daß man werden kann, wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch Eine Freude ist, Eine Ruhestätte auf Erden! — Ist der Mensch nicht veraltet, verwelkt, ist er nicht, wie ein abgefallen Blatt, das seinen Stam nicht wieder findet und umher-

gefcheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt? Und dennoch kehrt sein Frühling wieder! — O weint nicht, wenn das Treflichfte verblüht! bald wird es auferftehen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verftummt! bald findet eine Hand fich wieder, es zu ftimmen.

. . . . .

. . . . .

Ich fcheide heute von Salamis. Ich will nach Kalaurea hinüber, will auch nach Tina. Es ift fonderbar, aber ich muß dahin. Wir können das nicht laffen, unfre Begegniffe uns vors Auge zu halten; der Gefangene tastet zur Kurzweil im Dunkel umher, und fieht, wie weit fein Kerker ift, das Kind spielt mit der Wunde, die es fich ftieß, der Kranke unterhält fich mit feiner Krankengefchichte, der Schiffbrüchige mit dem Sturme, worinn er gefcheitert, und ich bin kaum auf fefteren Füßen, fo muß ich fort, und fehen mit eignen Augen, was mir widerfahren ift, feitdem ich weg bin. Wofür? Ich werd' es nicht aushalten, ich werde meine gewonnene Ruhe muthwillig zerreißen; und thue es doch? O es ift ein Meer von Übermuth in uns! Übermuth? Verzeih' mir Gott den fchaalen Gedanken! Liebe ifts, mein Bellarmin! Wir find zu innig verknüpft mit allem, was um unfer Herz fich regt, wir trinken an den Brüften des Schikfaals, auch wenn fie Wermuth nimmt, um uns von ihnen zu entwöhnen.

Es kömmt mich fchwer an, diefe Infel zu verlassen. Ich habe fie fehr lieb gewonnen. Ich möcht' ihr einen Nahmen geben. Infel der Ruhe möcht' ich fie

nennen. Doch kann ich wenig dir von ihr erzählen. Ich gieng so, Tag für Tag, herum auf ihren grasigen Pfaden, und sah, ob diß und jenes Feld gedeihe, das ich in Schuz genommen, als wär' es mein, ob da und dort die kleinen sauren Pflaumen und Pflirsche milder würden und größer, zählte die Trauben am Stoke, und pflückte mir Beere an den Heken und wilde Pflanzen am Wege. Derlei Geschäfte trieb ich meist den Sommer über.

Aber meine Gedanken sind wunderbar unter diesen Spielen gereift, und meine Seele ist im Müßiggange größer geworden.

Es kommt mich schwer an, diese Insel zu verlassen, und ich sehe mit wehmütiger Freude das unschuldige Leben dieser Thale und Hügel. Es ist, als sollt' ich noch mein Abschiedsmahl genießen.

Reifer grünt die verbrannte Wiese noch Einmal auf im kühlen Reegen des Spätjahrs, und die Zeitlosen blühen im dunkeln und schönen Grafe, und auf den Stoppeläckern weiden die Schaaf, und die Zugvögel versammeln sich lärmend in dem abgeernteten Weinberg, schreyen und schiken zur Reise sich an. Lieblich mild sind izt die Spiele der Wolken; und die Sonne lächelt in ihrer ewigen Ruhe dazwischen, und die Menschen sitzen vergnügt in der (verschlossenen) Hütte und freuen sich der gefunden Früchte des Jahrs, wie die Bienen des gesammelten Honigs, (und nur der Jäger [durch]streift noch mit schönen Hunden den Wald.) Auch die Schiffe kommen nach Haus, und die Masten ruhen im Hafen.

Ich frage nicht, ob ich nicht anderswo diß all so



gut gefunden hätt', wie in Salamis. Es ist unverzeihlich altklug, wenn ein Freund uns Ruhe giebt mit feinem stillen Gespräche, dann noch hinterherzusagen, derlei könne man überall haben. Und ich weiß nicht, Salamis hat doch eigene Reize, und die Gefährten des Ajax hatten Recht, im Vaterlandsweh auf der fernen Küste zu rufen:

„Voll Ruhms, voll guten Geistes, o Salamis!  
Draußen schwimmst du von Meereswoogen umrauscht!“

. . . . .

. . . . .

gemacht; du weißt, ich konnte sie nirgends lernen, die süßen Bitten der Liebe, ihre freundlichen mächtigen Töne; aber sieh' in mein Herz! gewiß, Hyperion, du findest kein Falsch in ihm! und du verlässest es, du wirfst es in den Koth?“

„Komme mit mir!“

„Bleibe, bleibe! Ein Wort, ein einzig Wort hat dich von uns getrieben. Prüfe wenigstens! Was fürchtest du? will Einer dein Verderben? Ich wollt' ihn treffen! beim ewigen Gott! und wenn er mein Bruder wäre, wollt' ich ihn —“

„Laß das,“ fiel ich ein, „ich bleibe nun einmal nicht!“

„Du mußt!“

„Du wirfst mir doch nicht Gewalt anthun?“

„O ich habe ein Recht dazu!“ rief er wüthend, „ein herrlich Vorrecht hab' ich! Wer keine Hand hat, hilft sich mit den Zähnen. Ich bin ja nicht gemacht, geliebt zu werden, o ich seh' es nun! das ist meine Sache

nicht; ich bin verstoßen aus dem Reiche solcher Freuden  
— aber zwingen kann ich! Morden kann ich auch!“

„Wer weiß? du könntest sogar den Auftrag haben!“

„Das wüßt' ich nicht, mein Freund! aber sieh! das weiß ich —“ Er hielt inne; wir standen am Rande eines Felsen, und neben uns lag tief unten das Meer; einen schnellen fürchterlichen Blick warf er hinab und wieder auf mich — „das weiß ich,“ rief er, „eher wanderst du da hinunter als nach Tina!“ und schlug die Arme um mich.

„Rasender!“ schrie ich, und stieß ihn von mir.

In eben dem Augenblicke erhob sich hinter uns Geschrei und Getümmel. Es waren die Schiffer, mit denen mein Diener kam nebst andern, die ihr Tagwerk zum Hafen trieb.

„Geh!“ rief ich dem Adamas zu, „geh! meine Leute sind da! es wäre nicht gut, wenn ein Lärm aus der Sache entstände.“

„Du hast Recht!“ versetzt' er kalt, wandte mir den Rücken, und verschwand in die benachbarten Wälder.

So schied ich von Smyrna, von allen meinen Wünschen und Hoffnungen.

Meines Frühlings Ende war gekommen, ehe er noch da war. Es war ein traurig Ende. Ich beweint' es nicht einmal, ich sah der schwindenden Jugend nach, wie man der Leiche eines Kinderlosen nachsieht, und meine guten Sterne giengen unter, wie die Sterne des Himmels über verödeten Wüsten, wo kein Auge nach ihnen fragt.

Mit kaltem Herzen sagt' ich allem, was ich gekannt hatte, und geliebt, ein Lebewohl.

Adamas war mir nichts mehr. Ich konnte nicht einen Augenblick an ihn denken.

So gieng ich, sagte mir, ich hätte nichts verloren, und hatte doch alles verloren — meinen Glauben.

Vertraue dir, sagt' ich mir, erhalte dich dir! und laß das übrige seinen Gang gehen.

Das Schiff war segelfertig. Wir stiegen ein, und in zwei Tagen waren wir in Tina.

. . . . .

. . . . .

setzte sie gutmüthig hinzu, und wurde über und über roth.

Ich war sicher, daß das Kind keiner Seele wehe thun wollte, und doch gieng das Wort mir durch die Seele wie ein Schwert. Aber ich zwang mich wieder und gab dann auch ein Gleichniß, das zum Lachen war. —

Ich fühlte mich abgemattet, wie ich mich schlafen legte, schlief auch bald. Aber des andern Tages muß' ich büßen, was ich an mir gesündigtet hatte.

Lieber! bewahre dich dein guter Geist vor solchen Tagen! Haft du nie einen Unglücklichen geseh'n, dem die Flamme sein Haus verwüstete, wie er da stand vor seinem Aschenhauffen und hinsah, als betrachtete er etwas, wo er doch nichts betrachtete? So brütet' ich jetzt über mir selber, so sah' ich den Tod meines Herzens an.

Es giebt ein Vergessen alles Daseyns, ein Verstummen unfers Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden; es giebt aber auch ein Verstummen, ein Vergessen des Daseyns, wo uns ist, als hätten wir alles verloren,

eine Nacht unferer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Der Ajax des Sophokles lag vor mir aufgeschlagen. Zufällig fah' ich hinein, traf auf die Stelle, wo der Heroë Abschied nimmt von den Strömen und Grotten und Hainen am Meere — ihr habt mich lange behalten, sagt er, nun aber, nun athm' ich nimmer Lebensodem unter euch! Ihr nachbarlichen Waffer des Skamanders, die ihr so freundlich die Argiver empfiengt, ihr werdet nimmer mich sehen! — Hier lieg' ich ruhmlos!

Ich schauderte; eine Thräne fühlt' ich wohl auch im Auge; aber sie vertrocknete schnell, wie eine Tropfe auf glühendem Eifen.

Mein guter Diener trat herein; treuherzig fah' er eine Weile mich an; „ihr habt ein übel Gemüth in Smyrna gehohlt,“ rief er endlich bewegt.

„Meinst du, das komme von Smyrna?“ fragt' ich.

„Ja, das mein' ich. Weiß Gott, was euch alles widerfahren seyn mag! Freilich denk' ich auch manchmal, ihr könntet wohl die Sachen etwas leichter nehmen.“

Das „leicht nehmen“ war nun laider! meine Antipathie, besonders ließ ich mir's nicht gerne zumuthen und so suchte ich, so sanft, wie möglich, ihn von dieser Stelle wegzurücken.

„Wie geht denn dir's?“ fragt' ich. „Gut,“ rief er, „mir ist so wohl, wie einem Vogel in der Luft, seit ich wieder hier bin.“ „Hattest du unser Heimweh?“ fragt' ich. „Das könnt' ich eben nicht sagen. Ich grämte mich nicht, wie ich weg war, aber doch gefällt mir's besser, daß ich da bin. Ein dummes Leben war's doch immer da drüben. Die Leute thun, als gehörten sie

gar nicht zusammen. Hier hab' ich meinen Vater und meinen Bruder —“ „Wie lebten sie, seit du weg warst?“ „Wie es eben kömmt! Die Hungersnoth hat freilich auch den Tinioten wehe gethan.“

„Das glaub' ich!“ rief ich; „Und seht, lieber Herr!“ fuhr er fort, „das war's nicht allein, daß man wenig hatte, sondern das war's, daß kein Seegen in dem war, was man noch hatte.“ „Wie meinst du das?“ fragt' ich.

„Lieber Gott!“ rief er, „da ißt man eben mit Bekümmerniß und Sorge, und da hat man keinen Glauben mehr an Gottes Gaabe, und da fättigt nichts, gar nichts und wenn sonst alles genug dran hatte.“

Er sah, daß ich betroffen war.

„Drum ißt auch“, fuhr er fort, „mein einfältig Gebet: Lieber Gott, erhalt' mich gutes Muths! In der Kirche komm' ich selten dazu; denn da betet man andre Dinge und gelehrter; aber wenn's zuweilen herbe Tage giebt und es will mir werden, als gäb' es nicht auch gute, und wenn ich ein scheel Gesicht machen will zum Waizen, wie zum Unkraut, und den Brunnen gar einschlagen, weil er nicht immer Wasser giebt — seht! da bet' ich's, und da hab' ich schon oft erfahren, wie viel einem das Wenige werden kann, das man mit Wohlgefallen annimmt, wie es einen stärkt und einem das Herz dabei aufgeht — o lieber Herr! sagt, was ihr wollt! Das Leben ißt doch schön.“

„Geh, guter Stephani!“ rief ich, „geh! ich kann dir jetzt nicht antworten.“ Er gieng. Der Mensch hatte mich wehmüthig gemacht. Ach! es war so leicht, mich zu entwaffnen, mit der Welt mich auszuföhnen. Mein Herz hatte sich selbst genug gesträubt gegen



den gewaltsamen Zustand, den ich ihm aufgedrungen hatte. Wer warft du denn, sagt' ich mir, daß du so viel erwarten, wo siegest du denn, daß du so stolz nach Beute fragen durftest? Wer hat, dem wird gegeben, und wer nichts in sich ist, der helfe sich mit Wenigem. O mein Bellarmin! was thut der Mensch nicht, um lieben zu können? um lieben zu können, setzte mein Herz sich selbst herunter, um an den Brotsamen mich zu freu'n, sagt' ich mir, daß man den Kindern des Hauses nicht das Brod nehme und gebe es den Knechten! O laß mich weinen! Denn hier darf ich's. Dahin hatten mich die Menschen gebracht, das hatt' ich ihnen zu danken, daß ich mich endlich beredete, ich sey, wie sie, um vorlieb mit ihnen zu nehmen, daß ich mir nahm, was ich ihnen nicht zu setzen, daß ich mich niederdrückte, weil ich sie nicht erheben konnte! Sage mir nicht, ich spreche stolz! Ich sage wenig genug, wenn ich sage: ich war besser, wie sie!

Und so nahm ich denn einmal vorlieb, war nun wirklich gefellig, lau, ohne Sinn und Seele, wie sie, legte oft fast einen Werth darein, so zu seyn; wie sollt' ich nicht? es hatte mich ja Überwindung, Aufopferung gekostet!

Meine Plane gab ich allmählig auch auf. Du verkanntest deine Bestimmung, sagt' ich mir, die sonderbaren Zufälle deiner frühern Jahre trieben dich aus deinem Kreise heraus, und es ist Zeit, daß du in deine Gränzen zurücktrittst!

Wollt' ich zuweilen auffahren, als wär' es Mishandlung, die ich an mir verübte, so schlug ich mich gewöhn-

lich mit der Frage nieder, was bist du denn, um mehr zu fordern? Trauert' ich über das, was jezt mich beschäftigte, so sagt' ich mir, daß ich ja dazu kaum taugte, und wirklich benahm ich mich dabei sehr schwerfällig. Oft konnt' es freilich kommen, daß mich mitten unter den Fröhlichen ein Weh überfiel, daß ich forteilte und mich verbarg, wo ich doch nicht zu erröthen brauchte, ach! da, wo das Seufzen, wo die Thräne der entwürdigten Natur nur die friedlichen Bäume des Walds und die stillen Pflanzen zu Zeugen hatte; aber gerade darüber demüthigte ich mich nur um so mehr, daran schämte ich mich am meisten. Der Tod des Lebens, den ihr „gesezt seyn“ nennt, der war mein edles Ideal geworden; denn, sagt' ich äußerst weise, ein Wesen, das sich leicht bewegt, kann leicht zur Unzeit, leicht über die gemessne Gränze sich bewegen, und wo viele Kräfte sind, da giebt's leicht Anarchie, da ist die Ordnung wenigstens ein selten Beispiel; deswegen ist es besser, wenn der Mensch nur eine kleine Dose Willen, und noch weniger Empfänglichkeit besitzt, — ach! und daran dacht' ich nimmer, daß nur der Friede des Lebendigen, die Einigkeit der ungeschwächten Kräfte Ordnung, Gottes Ordnung, und daß die heilige Flamme des Altars kein fressend Feuer ist — o Bellarmin! Dein Freund war tief gesunken! — Freilich wacht' ich oft auf und schalt mich einen Mörder, einen Rasenden, der sich selbst verstümmle, aber das nahm ich dann für böse Laune, nannt' es oft ein fieberhaft, unzeitig Gähren und misstraute mir nur um so mehr.

Seit kurzem war der Sohn meines Pflegevaters aus Paros herübergekommen, wo er noch nicht lange eta-

blirt war. Er war einige Jahre älter, als ich, hatte die Welt gefehn und Erfahrungen gemacht; er war etwas vielseitig, behandelte alles mit Schonung, wußte jedem Dinge einen Werth zu geben, gegen mich besonders war er äußerst duldsam und gefällig, ich nahm auch etwas mehr, als gewöhnliches Interesse an ihm, und wir hießen uns bald Freunde. Ich hatte doch etwas an ihm, und wollt' ich mich ja ein wenig entfernen, in einem Anfall von Ungenugfamkeit, so zog er mich immer wieder an sich. Ich lebte wirklich halb wieder auf in der Gegenwart dieses Menschen, ich sagt' ihm auch oft, er verwöhne, verzärtle mich, man überhebe sich so gerne seiner Schwachheit. Nicht, daß er mich gerade gehalten hätte, wie die wunderlichen Kranken und zu allem ja! gesagt; dazu war seine Gefälligkeit nicht schülermäßig genug, dazu war ich ihm doch wohl auch zu gut; er tadelte mich, aber sein Tadel berührte die Saite kaum; er widersezte sich mir, aber nur, um mich gegen mich selbst zu vertheidigen; er war oft etwas karg mit sich, aber nur, um sich gewinnen, verschlossen, aber nur, um sich auffchließen zu lassen und wenn ich ihm das vorhielt, so konnt' er mir sagen; es könne niemand für sich selber, er sey eben so gemacht, und möchte nicht anders seyn, denn darinn bestehe der ganze Reiz des Lebens, daß man zusammen Verstekens spiele. — Er bestritt mich oft gerade in meinen entschiedensten Überzeugungen, aber mit Freundlichkeit und Bedacht, und wie es schien, mehr um das Gespräch zu beleben, mehr zum Versuche, was wohl aus dem Für und Wider sich ergeben möchte, als in strengem Ernste, und ich verglich uns

einmal in einer heitern Stunde mit den jungen Lämmern, die sich scherzend einander an die Stirne stießen, vielleicht um ineinander das Lebensgefühl zu weken. Er hingegen konnte mir darüber sagen, es wäre recht gut, wenn meinesgleichen zuweilen einen fänden, der ihnen ein wenig wehe thue, der sie im kleinen Kriege übe, denn wir möchten immer gerne nur großen Krieg, wo Himmel und Hölle aneinander, oder einen Frieden, der wie der Friede der Umarmung wäre, gänzliche Vereinigung oder gänzliche Scheidung, und das Hälftege sey doch eben einmal das, wofür wir Menschenkinder da wären. Setzt' ich ihm entgegen, daß er sich in mir irre, daß er für Charakter nehme, was doch nur ein Überrest zufälliger Verirrung wäre, so lacht' er herzlich und sagte: daran könn' ich gerade erkennen, daß ich einer von denen wäre, die den kleinen Krieg nicht leiden könnten, daß ich lieber mein Eigenstes verläugne, um mich andern gleich zu sezen, als daß ich etwas Widerwärtiges ertrage, an dem doch nicht die ganze Kraft sich messen könnte. „O ihr seyd sonderbare Geschöpfe!“ rief er, „verzärtelt, wie die kranken Kinder und heroisch, wie die Riesen; Nadelftiche könnten euch zur Desperation bringen und einer Megäre gegenüber wäre vielleicht euch wohl. Ihr habt Vernunft, aber keinen Verstand, Muth, aber keine Geduld; doch könnt' ihr lernen, was ihr nicht habt, aber ihr lernt sehr ungern, wenn ich nicht irre, und das kommt daher, weil euch zu wohl ist, bei dem, was sich nicht lernt.“

Im Allgemeinen verstand ich das, aber anwenden konnt' ich es nicht wohl.

Nach und nach wagt' ich mich wieder heraus aus der Gefangenschaft, der Unterdrückung, in der ich mich erhalten hatte, aber eine geheime Scheue, etwas Ängstiges, das mir zuvor ganz fremd gewesen war, konnt' ich mir nicht verbergen. Ach! einst hielt ich mein Herz so offen und unbesorgt der Welt entgegen! — Auch war es nie so leicht verwundbar gewesen, wie jetzt, aber auch nie so feelig!

O es war ein himmlisch Ahnden, womit ich jetzt den kommenden Frühling wieder grüßte! wie fernher in schweigender Luft, wenn alles schläft, das Saitenspiel der Geliebten, so umfiengen mir seine leisen Laute die Brust, wie von Elyfium herüber vernahm ich seine Grüße, seine Zukunft, wenn die todten Zweige sich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte! — O Himmel meines Joniens! so war ich nie an dir gehangen, aber so ähnlich war dir auch nie mein Herz gewesen, wie jetzt, in seinen heitern zärtlichen Spielen!

Aber auch diß gieng vorüber.

Einst saß ich mit dem Freunde von Paros und mit einigen andern zusammen. Es war ein alter Bekannter von einer langen Fahrt zurückgekommen, und wir feierten das fröhliche Wiedersehn. Alle waren inniger, wie sonst, auch ich wurde warm und sprach ungewöhnlich viel. Die Freude jugendlicher Verbrüderung füllte mich so ganz. „O man lebt doch nicht umsonst, ihr Lieben!“ rief ich in meines Herzens Trunkenheit und streckte die Hand aus über dem Tische und jeder bot die feinige dar. Wir erinnerten uns an manche liebe kindische Geschichte, und wie wir unsere frühern Jahre unter Streit und Freundschaft genossen hätten,



wie man sich ändern könne und doch immer noch die alte Anhänglichkeit aneinander behalte — die Freundschaft sei ein wunderbar Geschenk der Natur — man könne wohl ihr Leben in Begriffen aufbewahren und von ihren Pflichten sprechen, aber ihr Eigenstes lasse sich doch nicht machen, sondern müsse sich geben, sei ein Kind des guten Schikfaals, gediegen Gold und nicht erarbeitet — so sprachen wir lange fort; schwiegen endlich; es war ein erfreulich Schweigen; „öffne geschwinde die Fenster,“ rief ich einem, der gegen mir über saß, jetzt zu; „was hast du, Hyperion?“ fragt' ein anderer. „Dort gehn die Dioskuren am Meer' herauf!“ rief ich freudig. Zufällig sah' ich einen Augenblick drauf in den Spiegel; ich glaubte drinn ein zweideutig Lächeln an Notara zu bemerken. Betroffen blickt' ich um mich und es war mir, als fänden sich auch auf andern Gesichtern solche Spuren. Das war mir ein Dolch in's Herz. Ich glaubte mein Heiligstes verunehrt, meine beste Freude verlacht, von meinem letzten Freunde mein Innerstes verspottet. Ich sprang auf und eilte fort.

Wunderst du dich, mein Bellarmin! daß ich eine ungewisse Miene so tief empfand? Was wirst du denken, wenn ich dir sage, daß es nicht nur eine böse Stunde war, ein vorübergehender Unmuth, eine Erschütterung, die meinetwegen oft gesund seyn kann — wollte Gott! es wäre dabei geblieben! — Aber sieh! es war auch nicht diese Miene allein. All' die Täuschungen, die mir das Herz zerrissen, all' die Schlechtigkeiten, die mich empört, seit ich unter die Menschen getreten war mit meinen Hoffnungen, alle Beleidigungen meiner

Liebe, ach! jeder elende Scherz, womit man sich an meinen kleinen Unaufmerksamkeiten gerächt, jede gemeine Misodeutung, womit man meine unbefangenen innigen Äußerungen lächerlich gemacht, jede Falschheit, womit man mein Verlangen, mein Vertrauen nachgeäfft hatte, — alle die knechtische Tüke, womit man sich schadlos hält für seine Demuth, alle die bürgerlichen Anmaßungen, womit man der anspruchlosen friedlichen Seele sich aufdringt, aller Schmutz der Gesellschaft, alles, was ich verziehen hatte und nicht verziehen — sieh! das alles brach, wie eine Diebsbande, aus seinem Hinterhalt und wütete auf mich los! Freilich erschienen mir die Menschen, von denen ich eben herkam, auch nicht freundlich; ich dachte mir einen um den andern, wie er mir wohl seine bitteren Bemerkungen nachschicken werde; der rauhe Seemann stand lebendig vor mir mit seinem Ärger und Notara daneben mit seinen hämischen Entschuldigungen.

Jetzt kam ich an dem Hause vorüber, wo einst mein alter herrlicher Freund gelebt hatte, und das Andenken jener Tage brach mir vollends das Herz. Ach! er würde dich nicht mehr kennen, sagt' ich mir, keine Spur seiner Hoffnungen würd' er in dir finden. Er warnte dich; du solltest dich nicht befassen mit diesem Geschlechte, sagt' er dir; aber das achtetest du nicht! armer Mensch, das Wort war dir zu groß! — Sey nun zufrieden! du hast's an ihm verschuldet! — Du sollst zu Grunde gehn, du mußt! für dich ist keine Rettung! was du warst, das wirst du nie mehr.

Mein Zustand war wirklich trauriger, als je. Gerne hätt' ich mich zurückgeflüchtet in mich selbst, mich

umgeben, wie ich mich einst umgab, mit den Blüten und Früchten meines Herzens, hätte gelebt, wie die Glücklichen, die der Sturm von ihrem Markte hinweg auf eine freundliche Insel warf, aber ich hatte mich ja selbst nicht mehr, ach! ich hatte mich ja verloren, hatte mich um ein paar taube Nüsse verkauft — nun erst war ich arm! ganz arm! ich hatte vor den Thüren gebettelt und sie hatten mich weggewiesen, fortgestoßen, und nun kehrt' er heim, der Bettler, und sperrte sich ein und betrachtete sein Elend zwischen seinen finstern, ärmlichen Wänden. Je länger ich über mir brütete in meiner Einsamkeit, um so öder ward es in mir. — Es ist ein Schmerz ohne gleichen, ein fortdauerndes Gefühl der Zernichtung, wenn das Daseyn so ganz seine Bedeutung verloren hat. Eine unbeschreibliche Muthlosigkeit drückte mich. Ich wagte oft das Auge nicht aufzuschlagen vor den Leuten. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen der Menschen fürchtete, wie den Tod. Dabei war ich sehr still und geduldig, hatte oft auch einen recht wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; oft konnt' ich ingeheim von einem kleinen erkauften Besitztum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, Trost erwarten.

Mit dem Muthe schwanden auch sichtbar die Kräfte. Ich glaubte wirklich, unterzugehn.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zusammenzulesen; der rege Geist war entschlummert; ich fühlte, wie sein himmlisch Licht, das mir kaum erst aufgegangen war, sich mächtig verdunkelte. —

Freilich, wenn es einmal, wie ich dachte, den letzten Rest meiner verlorenen Existenz galt, wenn mein Stolz sich regte, dann war ich lauter Wirkfamkeit und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir, oder wenn sie von einem Tropfen Freude getränkt war, die welche dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menschen, sprach, wie ein Begeisterter, und fühlte wohl manchmal auch die Thräne der Seeligen im Auge, oder wenn einmal wieder ein Gedanke oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele strahlte, dann staunt' ich und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als sollte sich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger die schlummern-den Kräfte sich aufgeraft hatten, um so müder sanken sie hin; versuche nur nichts mehr, sagt' ich mir dann, es ist doch aus mit dir!

Oft saß ich stundenlang, versuchte zu schreiben, was in mir vorgieng — armes Wesen! als wäre der Jammer weg aus dir, wenn er einmal auf dem Papiere stände! — Ich trage sie noch bei mir, diese traurigen Blätter. Ein sonderbar Mitleiden hielt mich immer ab, sie zu zernichten.

Lieber! du hafts ja einmal über dich genommen, mit mir zu trauern, du magst auch diß lesen. Ich weiß, du ärgerst dich nicht daran. Auch sind's nur wenig abgeriffne Töne. — Ach! hätte doch mein Herz sich ausgeschüttet, sich verblutet, sich begraben in den armen vergänglichen Worten! —

Da ich ein Kind war, heißt es, da strekt' ich meine Arme aus nach Freude und Sättigung, und die Erde

bot ihre Blumen und Beere mir dar, und die mächtige Natur gab lächelnd sich dem Kinde zum Spiele.

Da das Meer mich austieß und ich hilflos unter den Trümmern lag, da hub ein Mensch mich auf, und wie ich erwachte, sah' ein erbarmend Auge mich an.

War das nicht Liebe? nicht sie, die die Pflanzen mit Regen und Thau erquikt, die das Licht des Himmels über die Blumen gießt, daß ihr Herz sich öffnet und sie hervorgehn zur Freude? Auch mein Herz öffnete sich, auch ich bin hervorgegangen zur Freude. — Warum bin ich denn nun verlassen? verlassen! —

Zwar hab' ich nichts mehr, was ein Herz zur Hülfe bewegen könnte; die Todten danken ja nicht.

Ja! laßt mich, laßt mich nur! —

Was wollt' ich dann? was ist mir fehlgeschlagen?

Was wird man antworten, wenn du dahin bist und die Leute fragen: was hat ihm gefehlt?

Ach! man wird nicht fragen und nicht antworten.

Aber was wollt ich dann? —

Daß ich sah, was ein sterblich Auge nicht sieht, daß einst die Liebe mir erschien in einem seligen Traume — sollte das tödten?

Die Fabel sagt von Menschen, sie hätte die gegenwärtige Gottheit getödtet. — Ja! nun versteh' ich's. Die Fabel ist Wahrheit.

Aber sag' es nicht aus! Sie glauben dir nicht und glauben sie dir, so ist's ihr Tod — ein stiller langsamer Tod!

O spottet, wenn ich hin bin, spottet und sagt: er starb, weil ihm ein Traum sich nicht erfüllte.



Also ein Traum war's, da mir die Liebe erschien?  
Und man fände beim Erwachen keine Spur von ihm?

Spuren mag man finden, wenn man eifrig genug  
herumsucht und lange genug hinsieht. O! davon kann  
ich reden. Hab' ich doch herumgefucht, bis ich hinfank,  
hab' ich mich doch blind gesehen an diesen Spuren, daß  
nun Nacht vor mir ist, Nacht, wie im Grabe! — Ach!  
beredete mich doch einer, . . . . .

. . . . .



# A u f f a t z - E n t w ü r f e



## 1) Zur Philosophie

---

### Hermokrates an Cephalus

Du glaubst also im Ernste, das Ideal des Wissens könnte wohl in irgend einer bestimmten Zeit in irgend einem Systeme dargestellt erscheinen? Du glaubst sogar, daß Ideal sei jetzt schon wirklich geworden, und es fehle zum Jupiter Olympius nichts mehr als das Piedestal?

Vielleicht! Besonders, nachdem man das letztere nimmt!

Aber wunderbar wär es dann doch, wenn gerade diese Art des sterblichen Strebens ein Vorrecht hätte, wenn gerade hier die Vollendung, die jedes sucht und keines findet, vorhanden wäre?

Ich glaubte sonst immer, der Mensch bedürfe für sein Wissen, wie für sein Handeln eines unendlichen Fortschritts, einer gränzenlosen Zeit, um [sich] dem gränzenlosen Ideale zu nähern; ich nannte die Meinung, als ob die Wissenschaft in einer bestimmten Zeit vollendet werden könnte, oder vollendet wäre, einen scientificen Quietismus, der Irrtum wäre, in jedem Falle, er mochte sich bei einer individuell bestimmten Gränze begnügen, oder die Gränze überhaupt verläugnen, wo sie doch war, aber nicht seyn sollte, (sehr unrichtig und so gefährlich wäre, als der Quietismus der alten Heiligen, die natürlicher weise nichts thun konnten und nichts denken, weil sie alles gethan hatten und gedacht, die auch ihren gläubigen Schülern schlechterdings nicht erlauben durften, mehr zu thun und zu denken, als sie,



denn sie waren ja die Vollkommenen, und außerhalb des Vollkommenen liegt nur das Böse und Falsche).

Das war aber freilich nur unter gewissen Voraussetzungen möglich, die du mir zu seiner [Zeit] mit aller Strenge in Anspruch nehmen sollst. Inzwischen laß mich nur fragen, ob denn wirklich die Hyperbel mit ihrer Asymptote vereinigt, ob der Übergang vom . . . . .  
. . . . .

### Über den Begriff der Straffe

Es scheint, als wäre die Nemesis der Alten nicht sowohl um ihrer Furchtbarkeit als um ihres geheimnisvollen Ursprungs willen als eine Tochter der Nacht dargestellt worden.

Es ist das nothwendige Schicksaal aller Feinde der Principien, daß sie mit allen ihren Behauptungen in einen Cirkel gerathen. (Beweis.) Im gegenwärtigen Falle würd' es bei ihnen lauten: Das Leiden rechtmäßigen Widerstands ist die Folge böser Handlungen. Böse Handlungen sind aber solche, worauf Straffe folgt. Und Straffe folgt da, wo böse Handlungen sind. Sie könnten unmöglich ein für sich bestehendes Kriterium der bösen Handlung angeben. Denn, wenn sie konsequent sind, muß nach ihnen die Folge den Werth der That bestimmen. Wollen sie diß vermeiden, so müssen sie vom Princip ausgehen. Thun sie diß nicht, und bestimmen sie den Werth der That nach ihren Folgen, so sind diese Folgen — moralisch betrachtet — in nichts Höherem begründet, und die Rechtmäßigkeit des

Widerstands ist nichts mehr, als ein Wort, Strafe ist eben Strafe, und wenn mir der Mechanismus oder der Zufall oder die Willkür, wie man will, etwas Unangenehmes zufügt, so weiß ich, daß ich böse gehandelt habe. Ich habe nun weiter nichts mehr zu fragen; was geschieht, geschieht von Rechts wegen, weil es geschieht.

Nun scheint es zwar, als ob wirklich so etwas der Fall wäre; da wo der ursprüngliche Begriff der Strafe stattfindet, in dem moralischen Bewußtsein, da kündigt sich uns nemlich das Sittengesetz negativ an, und kann, als unendlich, sich nicht anders uns ankündigen.<sup>1)</sup> Wir sollen etwas nicht wollen, das ist seine unmittelbare Stimme in uns. Wir müssen also etwas wollen, dem das Sittengesetz sich entgegensetzt. Was das Sittengesetz ist, wußten wir aber weder zuvor ehe es sich unserem Willen entgegensetzte, noch wissen wir es jetzt da es sich uns entgegensetzt, wir leiden nur seinen Widerstand, was die Folge von dem, daß wir etwas wollten, das dem Sittengesetz entgegen ist, wir bestimmen nach dieser Folge den Werth unseres Wollens; weil wir Widerstand litten, betrachten wir unsern Willen als böse, wir können die Rechtmäßigkeit jenes Widerstands, wie es scheint, nicht weiter untersuchen, und wenn diß der Fall ist, so kennen wir ihn nur daran, daß wir leiden; er unterscheidet sich nicht von jedem andern Leiden, und mit eben dem Rechte, womit ich vom Widerstande, den ich den Widerstand

---

<sup>1)</sup> Im Factum ist aber das Gesetz thätiger Wille. Denn ein Gesetz ist nicht thätig, es ist nur die vorgestellte Thätigkeit. Dieser thätige Wille muß gegen eine andre Thätigkeit des Willens gehen.

des Sittengesetzes nenne, auf einen bösen Willen schließe, schließe ich von jedem erlittenen Widerstande auf einen bösen Willen. Alles Leiden ist Strafe.

Es ist aber ein Unterschied zwischen dem Erkenntnisgrunde und Realgrunde.<sup>1)</sup> Es ist nichts weniger, als identisch, wenn ich sage, das Eine mal: ich erkenne das Gesetz an seinem Widerstande, und das andere mal: ich erkenne das Gesetz um seines Widerstandes willen an. Nur die sind den obigen Cirkel zu machen genötigt, für die der Widerstand des Gesetzes Realgrund des Gesetzes ist. Für sie findet das Gesetz gar nicht statt, wenn sie nicht seinen Widerstand erfahren, ihr Wille ist nur darum gesetzwidrig, weil sie diese Gesetzwidrigkeit bewußt empfinden; leiden sie keine Strafe, so sind sie auch nicht böse. Strafe ist, was auf das Böse folgt. Und böse ist, worauf Strafe folgt.

Es scheint dann aber doch mit der Unterscheidung zwischen dem Erkenntnisgrunde und Realgrunde wenig geholfen zu seyn. Wenn der Widerstand des Gesetzes gegen meinen Willen Strafe ist und ich also an der Strafe erst das Gesetz erkenne, so fragt sich, einmal: kann ich an der Strafe das Gesetz erkennen? und dann: kann ich bestraft werden für die Übertretung eines Gesetzes, das ich nicht kannte?

Hierauf kann geantwortet [werden,] daß man, in so fern man sich als bestraft betrachte, nothwendig die Übertretung des Gesetzes in sich voraussetze, daß man in der Strafe, insofern man sie als Strafe beurtheile, nothwendig das

. . . . .

---

<sup>1)</sup> Ideal ohne Strafe kein Gesetz, real ohne Gesetz keine Strafe.

### [Über das Gesetz der Freiheit]

Es giebt einen Naturzustand der Einbildungskraft, der mit jener Anarchie der Vorstellungen, die der Verstand organisirte, zwar die Gesetzlosigkeit gemein hat, aber in Rücksicht auf das Gesetz, durch das er geordnet werden soll, von jenem wol unterschieden werden muß.

Ich meine unter diesem Naturzustande der Einbildungskraft, unter dieser Gesetzlosigkeit die moralische, unter diesem Gesetze das Gesetz der Freiheit.

Dort wird die Einbildungskraft an und für sich, hier in Verbindung mit dem Begehrungsvermögen betrachtet.

In jener Anarchie der Vorstellungen, wo die Einbildungskraft theoretisch betrachtet wird, war zwar eine Einheit des Mannigfaltigen, Ordnung der Warnungen möglich, aber zufällig.

In diesem Naturzustande der Phantasie, wo sie in Verbindung mit dem Begehrungsvermögen betrachtet wird, ist zwar moralische Gesetzmäßigkeit möglich, aber zufällig.

Es giebt eine Seite des empirischen Begehrungsvermögens, die [als] Analogie dessen, was Natur heißt, am auffallendsten ist [und] ans Sittengesetz zu gränzen scheint, wo das Notwendige mit der Freiheit, das Bedingte mit dem Unbedingten, das Sinnliche mit dem Heiligen sich zu verbrüdern scheint, eine natürliche Unschuld, man möchte sagen eine Moralität des Instinkts, und die ihm gleichgestimmte Phantasie ist himmlisch.

Aber dieser Naturzustand hängt als ein solcher auch von Natururfachen ab.

Es ist ein bloßes Glück, so gestimmt zu sein.

Wäre das Gesetz der Freiheit nicht, unter welchem das Begehrungsvermögen zusamt der Phantasie stünde, so würde es niemals einen festen Zustand geben, der demjenigen gleiche, der so eben angedeutet worden ist, wenigstens würde es nicht von uns abhängen, ihn festzuhalten. Sein Gegenteil würde eben so stattfinden, ohne daß wir es hindern könnten.

Das Gesetz der Freiheit aber gebietet, ohne alle Rücksicht auf die Hülfe der Natur. Die Natur mag zu Ausübung desselben förderlich sein, oder nicht, es gebietet. Vielmer setzt es einen Widerstand in der Natur voraus, sonst würde es nicht gebieten. Das erstemal, daß das Gesetz der Freiheit sich an uns äußert, erscheint es strafend. Der Anfang all' unsrer Tugend geschieht vom Bösen. Die Moralität kann also niemals der Natur anvertraut werden. Denn wenn die Moralität auch nicht aufhörte Moralität zu sein, so bald die Bestimmungsgründe in der Natur und nicht in der Freiheit liegen, so wäre doch die Legalität, die durch bloße Natur hervorgebracht werden könnte, ein sehr unsicheres, nach Zeit und Umständen wandelbares Ding. So wie die Naturursachen anders bestimmt würden, würde diese Legalität . . . . .

. . . . .

[Über religiöse Vorstellungen]

Du fragst mich, wenn auch die Menschen, ihrer Natur nach, sich über die Noth erheben, und so in einer mannigfaltigeren und innigeren Beziehung mit ihrer Welt sich befinden, wenn sie auch, in wie weit sie sich



über die physische und moralische Nothdurft erheben, immer ein menschlich höheres Leben leben, und so in einem höheren mehr als mechanischen Zusammenhange leben, daß ein höheres Geschik zwischen [ihnen] und ihrer Welt sei, wenn auch wirklich dieser höhere Zusammenhang ihnen ihr Heiligstes sei, weil sie in ihm sich selbst und ihre Welt und alles, was sie haben und senen, vereinigt fühlen, warum sie sich den Zusammenhang zwischen [sich] und ihrer Welt gerade vorstellen, warum sie sich eine Idee oder ein Bild machen müssen, von ihrem Geschik, das sich genauer betrachtet weder recht denken ließe, noch auch vor den Sinnen liege?

So fragst du mich, und ich kann dir nur so viel darauf antworten, daß der Mensch auch in so fern sich über die Noth erhebt, als er sich seines Geschiks erinnert, daß er für sein Leben dankbar seyn kann und mag, daß er seinen durchgängigen Zusammenhang mit dem Elemente, in dem er sich regt, auch durchgängiger empfindet, daß er, indem [er] sich in seiner Wirksamkeit und den damit verbundenen Erfahrungen über die Noth erhebt, auch eine unendlichere, durchgängigere Befriedigung erfährt, als die Befriedigung der Nothdurft ist; wenn anders seine Thätigkeit rechter Art, nicht für ihn, für seine Kräfte und seine Geschiklichkeit zu weit aussehend, zu unruhig, zu unbestimmt, von der andern Seite nicht zu ängstlich, zu eingeschränkt, zu mäßig ist. Greift es aber der Mensch nur recht an, so giebt es für ihn in jeder ihm eigentümlichen Sphäre ein mehr als nothdürftiges, ein höheres Leben, also eine mehr als nothdürftige, eine unendlichere Befriedi-

gung. So wie eine jede Befriedigung ein momentaner Stillstand des wirklichen Lebens ist, so ist es auch eine solche unendlichere Befriedigung, nur mit einem großen Unterschiede, daß auf die Befriedigung der Nothdurft eine Negative erfolgt, wie z. B. die Thiere gewöhnlich schlafen, wenn sie satt sind, auf eine unendlichere Befriedigung aber zwar auch ein Stillstand des wirklichen Lebens, aber daß dieses ein Leben im Geiste erfolgt, und daß die Kraft des Menschen das wirkliche Leben, das ihm die Befriedigung gab, im Geiste wiederholt, (bis ihn die dieser geistigen Wiederholung eigentümliche Vollkommenheit und Unvollkommenheit wieder ins wirkliche Leben treibt.) Ich sage, jener unendlichere, mehr als nothdürftige Zusammenhang, jenes höhere Geschick, das der Mensch in seinem Elemente erfahre, werde auch unendlicher von ihm empfangen, befriedige ihn unendlicher, und aus dieser Befriedigung gehe das geistige Leben hervor, wo er gleichsam sein wirkliches Leben wiederhole. In so fern aber ein höherer, unendlicher Zusammenhang zwischen ihm und seinem Elemente ist, in seinem wirklichen Leben, kann dieser weder bloß in Gedanken, noch bloß im Gedächtniß wiederholt werden. Denn der bloße Gedanke, so edel er ist, kann doch nur den nothwendigen Zusammenhang, nur die unverbrüchlichen, allgültigen, unentbehrlichen Gesetze des Lebens wiederholen, und in eben dem Grade, in welchem [er] sich über dieses ihm eigentümliche Gebiet hinaus [bewegt] und den innigeren Zusammenhang des Lebens zu denken wagt, verläugnet er auch seinen eigentümlichen Charakter, der darin besteht, (daß er nicht bloß im

einzelnen Falle, sondern in jedem Falle, unter allen Umständen richtig ist,) daß er ohne besondere Beispiele eingesehen und bewiesen werden kann. Jene unendlicheren mehr als nothwendigen Beziehungen des Lebens können zwar auch gedacht, aber nur nicht bloß gedacht werden; der Gedanke erschöpft sie nicht, und wenn es höhere Gesetze giebt, die jenen unendlichen Zusammenhang des Lebens bestimmen, wenn es ungeschriebene göttliche Gesetze giebt, von denen Antigona spricht, als sie, trotz des öffentlichen strengen Verbots, ihren Bruder begraben hatte, — und es muß wohl solche geben, wenn jener höhere Zusammenhang keine Schwärmerei ist — ich sage, wenn es solche giebt, so sind sie, in so fern sie bloß für [sich] und nicht im Leben begriffen gedacht werden, vorgestellt werden, unzulänglich, einmal weil jede Abstraction in eben dem Grade, in welchem der Zusammenhang des Lebens unendlicher, die Thätigkeit und ihr Element, die Verfahrungsart und die Sphäre, in der sie beobachtet wird, also das Gesetz und die besondere Welt, in der es ausgeübt wird, unendlicher verbunden ist und schon deswegen das Gesetz, wenn es auch gleich ein für gefittete Menschen allgemeines wäre, doch niemals ohne einen besonderen Fall, niemals abstract gedacht werden könnte, wenn man ihm nicht seine Eigentümlichkeit, seine innige Verbundenheit mit der Sphäre, in der es ausgeübt wird, nehmen wollte. Und dann sind die Gesetze des unendlichen Zusammenhangs, in dem sich der Mensch mit seiner Sphäre befinden kann, doch immer nur die Bedingungen, um jenen Zusammenhang möglich zu machen, und nicht der Zusammenhang selbst.

Also kann dieser höhere Zusammenhang nicht bloß im Gedanken wiederholt werden. So kann man von den Pflichten der Liebe und Freundschaft und Verwandtschaft, von den Pflichten der Hospitalität, von der Pflicht, großmüthig gegen Feinde zu seyn, man kann von dem sprechen, was sich für die oder jene Lebensweise, für den oder jenen Stand, für diß oder jenes Alter oder Geschlecht schike, und nicht schike, und wir haben wirklich aus den feinern unendlichen Beziehungen des Lebens zum Theil eine arrogante Moral, zum Theil eine eckle Etiquette oder auch eine schaale Bestimmungsmaßregel gemacht und glauben uns mit unsern eisernen Begriffen aufgeklärter, als die Alten, die jene zarten Verhältniße als religiöse, das heißt, als solche Verhältniße betrachteten, die man nicht so wohl an und für sich als aus dem Geiste betrachten müsse, der in der Sphäre herrsche, in der jene Verhältniße stattfinden.<sup>1)</sup>

Und diß ist eben die höhere Aufklärung, die [. . . . .]. Jene zarteren und unendlichen Verhältniße müssen also aus dem Geiste betrachtet werden, der in der Sphäre herrscht, in dem sie stattfinden. Dieser Geist aber, dieser unendlichere Zusammenhang, selbst . . . . . halten muß, und diesen und nichts anderes meint

---

<sup>1)</sup> Weitere Ausführung: In wie fern hatten sie Recht? Und sie hatten darum Recht, weil, wie wir schon gesehen haben, in eben dem Grade, in welchem sich die Verhältniße über das physisch und moralisch Nothwendige erheben, die Verfahrensart und ihr Element auch unzulänglicher und störender sind, die in der Form und Art bestimmter Gründe absolut gedacht werden können.

und muß er meinen, wenn er von einer Gottheit redet, und von Herzen und nicht aus einem dienstbaren Gedächtniß oder aus Profession spricht. Der Beweis liegt in wenigen Worten. Weder aus sich selbst allein, noch einzig aus den Gegenständen, die ihn umgeben, kann der Mensch erfahren, daß mehr als Maschinengang, daß ein Geist, ein Gott ist in der Welt, aber wohl in einer lebendigeren, über die Nothdurft erhabnen Beziehung, in der [er] stehet mit dem, was ihn umgiebt.

Und jeder hätte demnach seinen eigenen Gott, in so fern jeder seine eigene Sphäre hat, in der er wirkt und die [er] erfährt, und nur in so fern mehrere Menschen eine gemeinschaftliche Sphäre haben, in der sie menschlich, d. h. über die Nothdurft erhaben wirken und leiden, nur in so fern haben sie eine gemeinschaftliche Gottheit; und wenn [es] eine Sphäre giebt, in der alle Menschen zugleich leben, und mit der sie in mehr als nothdürftiger Beziehung sich fühlen, dann, aber auch nur in so fern, haben sie alle eine gemeinschaftliche Gottheit.

Es muß aber hiebei nicht vergessen werden, daß der Mensch sich wohl auch in die Lage des andern versetzen, daß er die Sphäre des andern zu seiner eigenen Sphäre machen kann, daß es also dem einen natürlicher weise nicht so schwer fallen kann, die Empfindungsweise zu billigen von einem Göttlichen, die sich aus den besondern Beziehungen bildet, in denen jeder mit der Welt steht, wenn anders jene Vorstellung nicht aus einem leidenschaftlichen, übermüthigen oder knechtischen Leben hervorgegangen



ist, woraus dann immer auch eine gleich nothdürftige, leidenschaftliche Vorstellung von dem Geiste, der in diesem Leben herrsche, sich bildet, so daß dieser Geist immer die Gestalt des Tyrannen oder des Knechts trägt. Aber auch in einem beschränkten Leben kann der Mensch unendlich leben, und auch die beschränkte Vorstellung einer Gottheit, die aus diesem seinem Leben für ihn hervorgeht, kann eine unendliche seyn.<sup>1)</sup>

Also, wie einer die beschränkte aber reine Lebensweise des andern billigen kann, so kann er auch die beschränkte aber reine Vorstellungsweise billigen, die der andere von Göttlichem hat. Es ist im Gegentheil Bedürfniß der Menschen, so lange sie nicht gekränkt und geärgert, nicht gedrückt und nicht empört in gerechtem oder ungerechtem Kampfe begriffen sind, ihre verschiedenen Vorstellungsarten von Göttlichem eben wie die übrigen Interessen sich einander zuzufellen, und so der Beschränktheit, die jede einzelne Vorstellungsart hat und haben muß, ihre Freiheit zu geben, indem sie in einem harmonischen Ganzen von Vorstellungsarten begriffen ist, und zugleich, eben, weil in jeder besonderen Vorstellungsart auch die Bedeutung der besonderen Lebensweise liegt, die jeder hat, der nothwendigen Beschränktheit dieser Lebensweise ihre Freiheit zu geben, indem sie in einem harmonischen Ganzen von Lebensweisen begriffen ist.

. . . . .  
. . . . .

d. h. solche sind, wo die Menschen, die in ihnen stehen, insofern wohl ohne einander isolirt bestehen können,

---

<sup>1)</sup> Ausführung.

und daß diese Rechtsverhältnisse erst durch ihre Störung positiv werden, d. h. daß diese Störung kein Unterlassen, sondern eine Gewaltthat ist, und eben so wieder durch Gewalt und Zwang gehindert und beschränkt wird, daß also auch die Gesetze jener Verhältnisse an sich negativ, und nur unter Voraussetzung ihrer Übertretung positiv sind; da hingegen jene freieren Verhältnisse, so lange sie sind, was sie sind, ungestört bestehen.

#### Winke zur Fortsetzung.

Unterschied religiöser Verhältnisse von intellectualen, moralischen, rechtlichen Verhältnissen einestheils, und von physischen, mechanischen, historischen Verhältnissen andernteils, so daß die religiösen Verhältnisse einestheils in ihren Theilen die Selbstständigkeit, die gegenseitige Beschränkung, das negative gleiche Nebeneinandersezen der intellectualen Verhältnisse, andernteils den innigen Zusammenhang, das Gegebenfeyn des einen zum andern, die Unzertrennlichkeit in ihren Theilen haben, welche die Theile eines physischen Verhältnisses charakterisirt, so daß die religiösen Verhältnisse in ihrer Vorstellung weder intellectuell noch historisch, sondern intellectuell historisch, d. h. mythisch sind, sowohl was ihren Gehalt, als was ihren Vortrag betrifft. Sie werden also in Rücksicht des Gehalts weder bloß Ideen oder Begriffe oder Gewalten, noch auch bloße Begebenheiten, Thatfachen enthalten, auch nicht beedes getrennt, sondern beedes in Einem, (und zwar so, daß, wo die persönlichen Theile mehr Gewicht haben, Hauptparthie, der innere Gehalt sind, der äußere Gehalt geschicht-

licher sein wird (epische Mythe), und wo die Begebenheit Hauptparthie ist, innerer Gehalt, der äußere Gehalt persönlicher feyn wird (dramatische Mythe), nur muß nicht vergessen werden, daß so wohl die persönlichen Theile als die geschichtlichen immer nur Nebentheile sind, im Verhältniß zur eigentlichen Hauptparthie, zu dem Gott der Mythe. Das Lyrischmythische ist noch zu bestimmen.

So auch der Vortrag der Mythe. Ihre Theile werden einerseits so zusammengestellt, daß durch ihre durchgängig gegenseitige schikliche Beschränkung keiner zu sehr hervorspringt und jeder einen gewissen Grad von Selbstständigkeit eben dadurch erhält, und in so fern wird der Vortrag einen intellectualen Charakter tragen; anderseits werden sie, indem jeder Theil etwas weiter gehet, als nötig ist, eben dadurch jene Unzertrennlichkeit erhalten, die sonst nur den Theilen eines physischen, mechanischen Verhältnisses eigen ist.

So wäre alle Religion ihrem Wesen nach poetisch.

(Hier kann nun noch gesprochen werden über die Vereinigung mehrerer zu einer Religion, wo jeder seinen Gott und alle einen gemeinschaftlichen in dichterischen Vorstellungen ehren, wo jeder sein höheres Leben und alle ein gemeinschaftliches höheres Leben, die Feier des Lebens mythisch feiern.

Ferner könnte noch gesprochen werden von Religionsstiftern und von Priestern, was sie aus diesem Gesichtspuncte sind; jene die Religionsstifter (wenn es nicht die Väter einer Familie sind, die die Geschichte und Geschicke derselben forterbt), wenn sie einen . . .

. . . . .

## Der Gesichtspunct, aus dem wir das Altertum anzusehen haben

Wir träumen von Bildung, Frömmigkeit pp. und haben gar keine, sie ist angenommen — wir träumen von Originalität und Selbstständigkeit, wir glauben lauter Neues zu sagen, und alles diß ist doch Reaction, gleichsam eine milde Rache gegen die Knechtschaft, womit [wir] uns verhalten haben gegen das Altertum. Es scheint wirklich fast keine andere Wahl offen zu seyn, [als] erdrückt zu werden von Angenommenem und Positivem, oder mit gewaltsamer Anmaßung sich gegen alles Erlernte, Gegebene, Positive als lebendige Kraft entgegenzusetzen. Das Schwerste dabei scheint, daß das Altertum ganz unserem ursprünglichen Triebe entgegenzufeyn scheint, der darauf geht, das Ungebildete zu bilden, das Ursprüngliche, Natürliche zu vervollkommen, so daß der zur Kunst geborene Mensch natürlicher weise und überall sich lieber mehr das Rohe, Ungelehrte, Kindliche holt, als einen gebildeten Stoff, wo ihm, der bilden will, schon vorgearbeitet ist. Und was allgemeiner Grund vom Untergang aller Völker war, nemlich, daß ihre Originalität, ihre eigene lebendige Natur erlag unter den positiven Formen, unter dem Luxus, den ihre Väter hervorgebracht hatten,<sup>1)</sup> das scheint auch unser Schicksaal zu seyn, nur in größerem Maße, indem eine fast gränzenlose Vorwelt, die wir entweder durch Unterricht [oder] durch Erfahrung innwerden, auf uns wirkt und drückt.<sup>2)</sup> Von der andern Seite scheint nichts günstiger zu seyn, als gerade diese Umstände, in denen

---

<sup>1)</sup> Beispiele lebhaft dargestellt.    <sup>2)</sup> Ausführung.

wir uns befinden. Ich muß hier etwas weit aushohlen, und bitte die nächstliegenden Ideen . . . . .  
Es ist nemlich ein Unterschied, ob jener Bildungstrieb blind wirkt, oder mit Bewußtseyn, ob er weiß, woraus er hervorgieng und wohin er strebt. Denn diß ist der einzige Fehler der Menschen, daß ihr Bildungstrieb sich verirrt, eine falsche, überhaupt unwürdige Richtung nimmt, oder doch seine eigentümliche Stelle verfehlt, oder, wenn er diese gefunden hat, auf halbem Wege, bei den Mitteln, die ihn zu seinem Zwecke führen sollten, stehen bleibt.<sup>1)</sup> Daß dieses in hohem Grade weniger geschehe,<sup>2)</sup> wird dadurch gesichert, daß wir wissen, wovon und worauf jener Bildungstrieb überhaupt ausgehe, daß wir die wesentlichsten Richtungen kennen, in denen er seinem Ziele entgegengeht, daß uns auch die Umwege oder Abwege, die er nehmen kan, nicht unbekannt sind, daß wir alles, was vor und um uns aus jenem Triebe hervorgegangen ist, betrachten als aus dem gemeinschaftlichen ursprünglichen Grunde hervorgegangen, woraus er mit seinen Producten überall hervorgeht, daß wir die wesentlichsten Richtungen, die er vor und um uns nahm, auch seine Verirrungen um uns her erkennen, und nun, aus demselben Grunde, den wir, lebendig und überall gleich, als den Ursprung alles Bildungstrieb annehmen, unsere eigene Richtung uns vorsetzen, die bestimmt wird durch die vorhergegangenen reinen und unreinen Richtungen, die wir

---

<sup>1)</sup> Beispiele lebhaft.    <sup>2)</sup> Vorzüglich ins Auge zu fassen!



aus Einsicht nicht wiederhohlen,<sup>1)</sup> so daß wir im Urgrunde aller Werke und Thaten der Menschen uns gleich und einig fühlen mit allen, sie seien so groß oder so klein, aber in der besondern Richtung,<sup>2)</sup> die wir nehmen . . . . .  
. . . . .

[ Über das Werden im Vergehen ]

Das untergehende Vaterland, Natur und Menschen, in so fern sie in einer besondern Wechselwirkung stehen, eine besondere ideal gewordene Welt und Verbindung der Dinge ausmachen, und sich insofern auflösen, damit aus ihnen und aus dem überbleibenden Geschlechte und den überbleibenden Kräften der Natur, die das andere reale Prinzip sind, eine neue Welt, eine neue aber auch besondere Wechselwirkung sich bilde, so wie jener Untergang aus einer reinen aber besondern Welt hervorgieng. Denn die Welt aller Welten, das Alles in Allem, welches immer ist und aus dessen . . . . ., stellt sich nur in aller Zeit oder im Moment, oder genetischer im Werden des Moments und Anfang der Zeit und Welt dar, und dieser Untergang und Anfang ist wie die Sprache Ausdruck, Zeichen, Darstellung eines lebendigen aber besondern Ganzen, welches eben wieder in seinen Wirkungen dazu wird, und zwar so, daß in ihm, so wie in der Sprache, von einer Seite weniger oder nichts lebendig Bestehendes, von der anderen Seite alles zu liegen scheint. Im lebendig

---

<sup>1)</sup> Die reinen Richtungen wiederhohlen wir nicht, weil . . . <sup>2)</sup> Unsere besondere Richtung: Handeln. Reaction gegen positives Beleben des Todten durch reelle Wechselvereinigung desselben.

Bestehenden herrscht eine Beziehungsart und Stoffart vor, wiewohl alle übrigen darin zu ahnden sind, im Übergehenden [ist] die Möglichkeit aller Beziehungen vorherrschend, doch die besondere ist daraus abzunehmen, zu schöpfen, so daß durch sie Unendlichkeit, die endliche Wirkung hervorgeht.

Dieser Untergang oder Übergang des Vaterlandes (in diesem Sinne) fühlt sich in den Gliedern der bestehenden Welt so, daß in eben [dem] Momente und Grade, worinn sich das Bestehende auflöst, auch das Neueintretende, Jugendliche, Mögliche sich fühlt. Denn wie könnte die Auflösung empfunden werden ohne Vereinigung? Wenn also das Bestehende in seiner Auflösung empfunden werden soll und empfunden wird, so muß dabei das Unerföpfte und Unerföpfliche der Beziehungen und Kräfte, und jene, die Auflösung, mehr durch diese empfunden werden, als umgekehrt, denn aus nichts wird nichts, und diß gradweise genommen heißt so viel, als daß dasjenige, welches zur Negation gehet, und insofern es aus der Wirklichkeit gehet und noch nicht ein Mögliches ist, nicht wirken könne.

Aber das Mögliche, welches in die Wirklichkeit tritt, indem die Wirklichkeit sich auflöst, diß wirkt, und es bewirkt sowohl die Empfindung der Auflösung als die Erinnerung des Aufgelösten.

Deswegen das durchaus Originelle jeder ächttragischen Sprache, das immerwährend Schöpfrische, das Entstehen des Individuellen aus Unendlichem, und das Entstehen des Endlichunendlichen als Individuellewigen aus beeden, das Begreifen, Beleben, nicht des

unbegreifbar, unfeelig Gewordenen, sondern des Unbegreifbaren, des Unfeeligen der Auflösung, und des Streites, des Todes selbst, durch das Harmonische, Begreifliche, Lebendige. Es drückt sich hierinn nicht der erste, rohe, in seiner Tiefe dem Leidenden und Betrachtenden noch zu unbekannte Schmerz der Auflösung aus; in diesem ist das Neuentstehende, Idealische unbestimmt, mehr ein Gegenstand der Furcht, dahingegen die Auflösung an sich ein Bestehendes, realer scheint, und das sich Auflösende, ein Zustand zwischen Seyn und Nichtseyn, im Nothwendigen begriffen ist.

Das neue Leben ist jetzt wirklich, das [alte, das] sich auflösen sollte und aufgelöst hat, ideal möglich, die Auflösung nothwendig und trägt ihren eigentümlichen Charakter zwischen Seyn und Nichtseyn; [im] Zustande zwischen Seyn und Nichtseyn wird aber überall das Mögliche real, und das Wirkliche ideal, und diß ist in der freien Kunstnachahmung ein furchtbarer aber göttlicher Traum. Die Auflösung also als nothwendige, auf dem Gesichtspuncte der idealischen Erinnerung, wird als solche idealisches Object des neuentwickelten Lebens, ein Rückblick auf den Weg, der zurückgelegt werden mußte, vom Anfang der Auflösung bis dahin, wo aus dem neuen Leben eine Erinnerung des Aufgelösten und daraus, als Erklärung und Vereinigung der Lücke und des Contrasts, der zwischen dem Neuen und dem Vergangenen stattfindet, die Erinnerung der Auflösung erfolgen kann. Diese idealische Auflösung ist furchtlos. Anfangs- und Endpunkt ist schon gesetzt geworden, gesichert, deswegen ist diese Auflösung auch sicherer, unaufhaltbarer, kühner, und so stellt sie [sich]

hiemit als das, was sie eigentlich ist, als einen reproductiven Act dar, wodurch das Leben alle seine Punkte durchläuft und, um die ganze Summe zu gewinnen, auf keinem verweilt, auf jedem sich auflöst, um in dem nächsten sich herzustellen; nur daß in dem Grade die Auflösung idealer wird, in welchem sie sich von ihrem Anfangspunkte entfernt, hingegen in eben dem Grade die Herstellung realer, bis endlich aus der Summe dieser in einem Moment unendlich durchlaufenen Empfindungen des Vergehens und Entstehens ein ganzes Lebensgefühl, und hieraus das einzig ausgeschlossene, das anfänglich aufgelöste in der Erinnerung (durch die Nothwendigkeit eines Objects im vollendetsten Zustande) hervorgeht; und nachdem diese Erinnerung des Aufgelösten, Individuellen mit dem unendlichen Lebensgefühl durch die Erinnerung der Auflösung vereinigt und die Lücke zwischen denselben ausgefüllt ist, so geht aus dieser Vereinigung und Vergleichung des vergangenen Einzelnen und des unendlichen Gegenwärtigen der eigentlich neue Zustand, der nächste Schritt, der dem Vergangenen folgen soll, hervor.

Also in der Erinnerung der Auflösung wird diese, weil ihre beiden Enden fest stehen, ganz der sichere unaufhaltsame kühne Act, der sie eigentlich ist.

Aber diese idealische Auflösung unterscheidet sich auch dadurch von der wirklichen, auch wieder, weil sie aus dem Unendlichgegenwärtigen zum Endlichvergangenen geht, daß 1) auf jedem Punkte derselben Auflösung und Herstellung, 2) ein Punkt in seiner Auflösung und Herstellung mit jedem andern, 3) jeder

Punct in seiner Auflösung und Herstellung mit dem Totalgefühl der Auflösung und Herstellung unendlich verflochten ist und alles sich in Schmerz und Freude, in Streit und Frieden, in Bewegung und Ruhe, in Gestalt und Ungestalt unendlich durchdringt, berührt und angeht und so ein himmlisches Feuer statt irdischem wirkt.

Endlich, auch wieder, weil die idealische Auflösung umgekehrt vom Unendlichgegenwärtigen zum Endlichvergangenen geht, unterscheidet sich die idealische Auflösung von der wirklichen dadurch, daß sie durchgängiger bestimmt seyn kann, daß sie nicht mit ängstlicher Unruhe mehrere wesentliche Punkte der Auflösung und Herstellung in Eines zusammenzuraffen, auch nicht ängstlich auf Unwesentliches, die gefürchtete Auflösung, also auch die Herstellung Hinderliches, also eigentlich Tödliches abzuirren, auch nicht auf einem Punkte der Auflösung und Herstellung einseitig ängstlich sich bis aufs Äußerste zu beschränken [braucht] und so wieder zum eigentlich Todten veranlaßt ist, sondern daß sie ihren präcisen, geraden, freien Gang geht, auf jedem Punkte der Auflösung und Herstellung ganz das [ist], was [sie] auf ihm, aber auch nur auf ihm seyn kan, also wahrhaft individuell ist, natürlicher weise also auch auf diesem Punct nichts Ungehöriges, Zerstreundes, an sich und für sie Unbedeutendes herzwingt, aber frei und vollständig den einzelnen Punct durchgeht, in allen seinen Beziehungen mit den übrigen Puncten der Auflösung und Herstellung, welche [hinter] den zwei ersten der Auflösung und Herstellung fähigen Puncten, nemlich dem entgegengesetzten



Unendlichneuen und Endlichalten, dem Realtotalen und Idealparticularen liegen. Endlich unterscheidet sich die idealische Auflösung von der sogenannten wirklichen (weil jene umgekehrterweise vom Unendlichen zum Endlichen geht, nachdem sie vom Endlichen zum Unendlichen gegangen war) dadurch, daß die Auflösung aus Unkenntniß ihres End- und Anfangspunctes schlechterdings als reales Nichts erscheinen muß, so daß jedes Bestehende, also Besondere, als Alles erscheint, und ein sinnlicher Idealismus, ein Epikuräismus erscheint, wie ihn Horaz, der wohl diesen Gesichtspunct nur dramatisch brauchte, in seinem *Prudens futuri temporis exitum* pp. treffend darstellt, — also die idealische Auflösung unterscheidet sich von der sogenannten wirklichen endlich dadurch, daß diese ein reales Nichts zu seyn [scheint], jene, weil sie ein Werden des Idealindividuellen zum Unendlichrealen und des Unendlichrealen zum Individuellidealen ist, in eben dem Grade an Gehalt und Harmonie gewinnt, jemehr sie gedacht wird als Übergang aus Bestehendem ins Bestehende; so wie auch das Bestehende in eben dem Grade an Geist gewinnt, jemehr [es] als entstanden aus jenem Übergange oder entstehend zu jenem Übergange gedacht wird, so daß die Auflösung des Idealindividuellen nicht als Schwächung und Tod, sondern als Aufleben, als Wachstum, die Auflösung des Unendlichneuen nicht als vernichtende Gewalt, sondern [als] Liebe und beedes zusammen als ein (transcendentaler) schöpferischer Act erscheint, dessen Wesen es ist, Idealindividuelles und Realunendliches [zu] vereinen, das Product also das mit Idealindividuellem vereinigte

Realunendliche ist, wo dann das Unendlichreale die Gestalt des Individuellidealen und dieses [das] Leben des Unendlichrealen annimmt, und beide sich in einem mythischen Zustande vereinigen, wo mit dem Gegenfaze des Unendlichrealen und Endlichidealen auch der Übergang aufhört, so weit, daß dieser an Ruhe gewinnt, was jene [an] Leben gewannen, ein Zustand, welcher nicht zu verwechseln [ist] mit dem lyrischen Unendlichrealen, so wenig, als er in seiner Entstehung während [eines] Überganges zu verwechseln ist mit episch darstellbarem Individuellidealen; in beiden Fällen vereinigt [sich] der Geist des einen mit der Faßlichkeit, Sinnlichkeit des andern. Er ist in beiden Fällen tragisch, d. h. er vereinigt in beiden Fällen Unendlichreales mit Endlichidealem, und beide Fälle sind nur gradweise verschieden, denn auch während des Überganges sind Geist und Zeichen, mit andern Worten die Materie des Überganges mit diesem und dieser mit jener (transcendentes mit isolirtem), wie befeelte Organe mit organischer Seele, harmonisch entgegengesetzt Eines.

Aus dieser tragischen Vereinigung des Unendlichneuen und Endlichalten entwickelt sich dann ein neues Individuelles, indem das Unendlichneue vermittelt dessen, daß es die Gestalt des Endlichalten annahm, sich nun in eigener Gestalt individualisirt.

Das Neuindividuelle strebt nun in eben dem Grade sich zu isoliren, und aus der Unendlichkeit loszuwinden, als auf dem zweiten Gesichtspuncte das Isolierte, Individuellalte, sich zu verallgemeinern und ins unendliche Lebensgefühl aufzulösen strebt. Der Moment,

wo die Periode des Individuellneuen sich endet, ist da, wo das Unendlichneue als auflösende, als unbekannte Macht zum Individuellalten sich verhält, eben so wie in der vorigen Periode das Neue sich als unbekannte Macht zum Unendlichalten verhalten, und diese [die] zweite Periode sich entgegensezt, und zwar die erste als Herrschaft des Individuellen über das Unendliche, des Einzelnen über das Ganze, der zweiten als der Herrschaft des Unendlichen über das Individuelle, des Ganzen über das Einzelne. Das Ende dieser zweiten Periode und der Anfang der dritten liegt in dem Moment, wo das Unendlichneue als Lebensgefühl (als Ich) sich [zum] Individuellalten als Gegenstand (als Nichtich) verhält.<sup>1)</sup>

[Aphoristisches]

Muß denn der Mensch an Gewandtheit der Kraft und des Sinnes verlieren, was er an vielumfassendem Geiste gewinnt? Ist doch keines nichts ohne das andere!

Aus Freude mußt du das Reine überhaupt, die Menschen und andern Wesen verstehen, alles Wesentliche und Bezeichnende auffassen, und alle Verhältnisse nacheinander erkennen, und seine Bestandtheile in ihrem Zusammenhange so lange dir wiederhohlen, bis wieder die lebendige Anschauung objectiver aus dem Gedanken hervorgeht, aus Freude, ehe die Noth eintritt; der Verstand, der blos aus Noth kommt, ist immer einseitig schief.

---

<sup>1)</sup> Nach diesen Gegensäzen tragische Vereinigung der Charaktere, nach dieser Gegensäze der Charaktere zum Wechselseitigen [?] und umgekehrt. Nach diesen die tragische Ver[einigung] beeder.

Da hingegen die Liebe gerne zart entdeckt, (wenn nicht Gemüth und Sinne scheu und trüb geworden sind durch harte Schicksale und Mönchsmoral,) und nichts übersehen mag, und wo sie sogenannte Irren oder Fehler findet, (die in dem, was sie sind, oder durch ihre Stellung und Bewegung aus dem Tone des Ganzen augenblicklich abweichen,) das Ganze nur desto inniger fühlt und anschaut. Deswegen sollte alles Erkennen vom Studium des Schönen anfangen. Denn der hat viel gewonnen, der das Leben verstehen kann, ohne zu trauern. Übrigens ist auch Schwärmerei und Leidenschaft gut, Andacht, die das Leben nicht berühren, nicht erkennen mag, und dann Verzweiflung, wenn das Leben selber aus seiner Unendlichkeit hervorgeht. Das tiefe Gefühl der Sterblichkeit, des Veränderns, seiner zeitlichen Beschränkungen entflammt den Menschen, daß er viel versucht, übt alle seine Kräfte, und läßt ihn nicht in Müßiggang gerathen, und man ringt so lange um Chimären, bis sich endlich wieder etwas Wahres und Reelles findet zur Erkenntniß und Beschäftigung. In guten Zeiten giebt es selten Schwärmer. Aber wenns dem Menschen an großen reinen Gegenständen fehlt, dann schafft er irgend ein Phantom aus dem und jenem, und drückt die Augen zu, daß er dafür sich interessiren kann, und dafür leben.

Es kommt alles darauf an, daß die Vortreflichen das Inferieure, die Schönern das Barbarische nicht zu sehr von sich ausschließen, sich aber auch nicht zu sehr damit vermischen, daß sie die Distanz, die

zwischen ihnen und den andern ist, bestimmt und leidenschaftslos erkennen, und aus dieser Erkenntniß wirken, und dulden. Isoliren sie sich zu sehr, so ist die Wirksamkeit verloren, und sie gehen in ihrer Einsamkeit unter. Vermischen [sie] sich zu sehr, so ist auch wieder keine rechte Wirksamkeit möglich, denn entweder sprechen und handeln sie gegen die andern wie gegen ihresgleichen und übersehen den Punct, wo diesen es fehlt, und wo sie zunächst ergriffen werden müssen, oder sie richten sich zu sehr nach diesen, und wiederholen die Unart, die sie reinigen sollten; in beiden Fällen wirken sie nichts und müssen vergehen, weil sie entweder immer ohne Wiederklang sich in den Tag hinein äußern, und einsam bleiben mit allem Ringen und Bitten, oder auch, weil sie das Fremde, Gemeinere zu dienstbar in sich aufnehmen und sich damit ersticken.

Vortrefliche Menschen müssen auch wissen, daß sie es sind, und sich wohl unterscheiden von allen, die unter ihnen sind. Eine zu große Bescheidenheit hat oft die edelsten Naturen zu Grunde gerichtet, wenn sie ihrer größern oder feinern Gesinnungen sich schämten und meinten, sie müssen der ungezogenen Menge sich gleich stellen. Freilich wird man auf der andern Seite leicht zu stolz und hart, und hält zu viel von sich und von den andern zu wenig. Aber wir haben in uns ein Urbild alles Schönen, dem kein einzelner gleicht. Vor diesem wird der ächt vortrefliche Mensch sich beugen und die Demuth lernen, die er in der Welt verlernt.



## 2) Zur Aesthetik

[Über Achill]

Mich freut es, daß Du vom Achill sprachst. Er ist mein Liebling unter den Helden, so stark und zart, die gelungenste und vergänglichste Blüthe der Heroenwelt, so „für kurze Zeit geboren“ nach Homer, eben weil er so schön ist. Ich möchte auch fast denken, der alte Poet laß' ihn nur darum so wenig in Handlung erscheinen und lasse die andern lärmen, indeß sein Held im Zelte sitzt, um ihn so wenig wie möglich unter dem Getümmel vor Troja zu profaniren. Von Ulysses konnte er Sachen genug beschreiben. Dieser ist ein Sak voll Scheidemünze, wo man lange zu zählen hat, mit dem Golde ist man viel baldier fertig.

[Über Achill]

Am meisten aber lieb' ich und bewundere den Dichter aller Dichter um seines Achilles willen. Es ist einzig, mit welcher Liebe und welchem Geiste er diesen Charakter durchschaut und gehalten und gehoben hat. Nimm die alten Herrn Agamemnon und Ulysses und Nestor mit ihrer Weisheit und Thorheit, nimm den Lärmer Diomed, den blindtobenden Ajax, und halte sie gegen den genialischen, allgewaltigen, melancholischzärtlichen Göttersohn, den Achill, gegen dieses *enfant gaté* der Natur, und wie der Dichter den Jüngling voll Löwenkraft und Geist und Anmuth in die Mitte gestellt hat zwischen Altklugheit und Rohheit,

und du wirft ein Wunder der Kunst in Achilles Charakter finden. Im schönsten Kontraste stehet der Jüngling mit Hector, dem edeln treuen frommen Manne, der so ganz aus Pflicht und feinem Gewissen Held ist, da der andre alles aus reicher schöner Natur ist. Sie sind sich ebenso entgegengesetzt, als sie verwandt sind, und eben dadurch wird es um so tragischer, wenn Achill am Ende als Todtfeind des Hector auftritt. Der freundliche Patroklos gefellt sich lieblich zu Achill und schickt sich so recht zu dem Trozigen.

Man siehet auch wohl, wie hoch Homer den Helden seines Herzens achtete. Man [hat] sich oft gewundert, warum Homer, der doch den Zorn des Achill besingen wolle, ihn fast gar nicht erscheinen lasse pp. Er wollte den Götterjüngling nicht profaniren in dem Getümmel vor Troja. Der Idealische durfte nicht alltäglich erscheinen. Und er kont' ihn wirklich nicht herrlicher und zärtlicher besingen, als dadurch, daß er ihn zurüktreten läßt, (weil sich der Jüngling in seiner genialischen Natur vom rangstolzen Agamemnon, als ein Unendlicher unendlich belaidiget fühlt,) so daß jeder Verlust der Griechen von dem Tag an, wo man den Einzigen im Heere vermißt, an seine Überlegenheit über die ganze prächtige Menge der Herren und Diener mahnt, und die seltenen Momente, wo der Dichter ihn vor uns erscheinen läßt, durch seine Abwesenheit nur desto mehr ins Licht gesetzt werden. Diese sind dann auch mit wunderbarer Kraft gezeichnet und der Jüngling tritt wechselsweise klagend und rächend, unaussprechlich rührend und dann wieder furchtbar so lange nacheinander auf, bis am

Ende, nachdem sein Leiden und sein Grimm aufs höchste gestiegen sind, nach fürchterlichem Ausbruch das Gewitter austobt, und der Göttersohn kurz vor seinem Tode, den er vorausweiß, sich mit allem, so gar mit dem alten Vater Priamus ausöhnt.

Diese letzte Scene ist himmlisch nach allem, was vorhergegangen war. . . . .

. . . . .

### Ein Wort über die Iliade

Man ist manchmal bei sich selber uneins über die Vorzüge verschiedener Menschen; (und fast in einer Verlegenheit, wie die Kinder, wenn man sie fragt, wen sie am meisten lieben unter denen, die sie nahe angehn,) jeder hat seine eigene Vortreflichkeit und dabei seinen eigenen Mangel; dieser empfiehlt sich uns dadurch, daß er das, worinnen er lebt, vollkommen erfüllt, indem sich sein Gemüth und sein Verstand für eine beschränktere, aber der menschlichen Natur dennoch gemäße Lage gebildet haben; wir nennen ihn einen natürlichen Menschen, weil er und seine einfache Sphäre ein harmonisches Ganze sind, aber es scheint ihm dagegen, verglichen mit andern, an Energie und dann auch wieder an tiefem Gefühl und Geist zu mangeln; ein anderer interessirt uns mehr durch Größe und Stärke und Beharrlichkeit seiner Kräfte und Gefinnungen, durch Muth und Aufopferungsgaabe, aber er dünkt uns zu gespannt, zu ungenügsam, zu gewaltsam, zu einseitig in manchen Fällen, zu sehr im Widerspruche mit der Welt; wieder ein anderer ge-

winnt uns durch die größere Harmonie seiner inneren Kräfte, durch die Vollständigkeit und Integrität und Seele, womit er die Eindrücke aufnimmt, durch die Bedeutung, die ebendeswegen ein Gegenstand, der ihn umgiebt, im Einzelnen und Ganzen für ihn hat, für ihn haben kann, und die dann auch in seinen Äußerungen über den Gegenstand sich findet; und wie die Unbedeutenheit uns mehr als alles andere schmerzt, so wäre uns auch der vorzüglich willkommen, der uns und das, worinn wir leben, wahrhaft bedeutend nimmt, so bald er seine Art zu sehen und zu fühlen uns nur leicht genug umdichtend faßlich machen könnte, aber wir sind nicht selten versucht, zu denken, daß er, indem er den Geist des Ganzen fühle, das Einzelne zu wenig ins Auge fasse, daß er, wenn andere vor lauter Bäumen den Wald nicht sehn, über dem Walde die Bäume vergesse, daß er bei aller Seele, ziemlich unverständlich, und deßwegen auch für andere unverständlich sei.

Wir sagen uns dann auch wieder, daß kein Mensch in seinem äußern Leben alles zugleich seyn könne, daß man, um ein Daseyn und Bewußtseyn in der Welt zu haben, sich für irgend etwas determiniren müsse, daß Neigung und Umstände den einen zu dieser, den andern zu einer andern Eigentümlichkeit bestimme, daß diese Eigentümlichkeit dann freilich am meisten zum Vorschein komme, daß aber andere Vorzüge, die wir vermiffen, deßwegen nicht ganz fehlen bei einem ächten Charakter, und nur mehr im Hintergrunde liegen, daß diese vermiffen Vorzüge . . . . .  
 . . . . .

## Über die verschiedenen Arten zu dichten

Man ist manchmal bei sich selber uneins über die Vorzüge verschiedener Menschen. Jeder hat seine Vortreflichkeit und dabei seinen eigenen Mangel. Dieser gefällt uns durch die Einfachheit und Akkuratess und Unbefangenheit, womit er in einer bestimmten Richtung fortgeht, der er sich hingab; die Momente seines Lebens folgen sich ununterbrochen und leicht, alles hat bei ihm seine Stelle und seine Zeit; nichts schwankt, nichts stört sich, und weil er beim Gewöhnlichen bleibt, so ist [er] auch selten großer Mühe und großem Zweifel ausgesetzt. (Und wie er für sich selbst ist, so hält er es auch mit andern, so wirkt er auf sie. Bestimmt, klar, nicht sehr bekümmert,) immer gerade und moderat, und der Stelle und dem Augenblike angemessen und ganz in der Gegenwart, ist er uns, wenn wir nicht zu gespannt und hochgestimmt sind, auch niemals ungelegen; er läßt uns, wie wir sind, wir vertragen uns leicht mit [ihm], er bringt uns nicht gerade um Vieles weiter, interessirt uns eigentlich auch nicht tief; aber diß wünschen [wir] ja auch nicht immer und besonders unter gewaltsamen Erschütterungen haben wir vorerst kein ächteres Bedürfniß, als einen solchen Umgang, einen solchen Gegenstand, bei dem wir uns am leichtesten in einem Gleichgewichte, in Ruhe und Klarheit wiederfinden.

Wir nennen den beschriebenen Charakter vorzugsweise natürlich und haben mit dieser Huldigung wenigstens so sehr recht, als einer der sieben Weisen, welcher in seiner Sprache und Vorstellungsweise behaup-



tet, alles sei aus Wasser entstanden. Denn wenn in der sittlichen Welt die Natur, wie es wirklich scheint, in ihrem Fortschritt immer von den einfachsten Verhältnissen und Lebensarten ausgeht, so sind jene schlichten Charaktere nicht ohne Grund die ursprünglichen, die natürlichsten zu nennen. . . . .

. . . . .  
verständnis hat, so ist es für jeden, der seine Meinung darüber äußern möchte, nothwendig, sich vorerst in festen Begriffen und Worten zu erklären.

So auch hier.

Der natürliche Ton, der vorzüglich dem epischen Gedichte eigen, ist schon an seiner Außenseite leicht erkennbar.

Bei einer einzigen Stelle im Homer läßt sich eben das sagen, was sich von diesem Tone im Großen und Ganzen sagen läßt. (Wie überhaupt in einem guten Gedichte eine Redeperiode das ganze Werk repräsentieren kann, so finden wir es auch bei diesem Tone und diesem Gedichte.) Ich wähle hiezu die Rede des Phönix, wo er den zürnenden Achill bewegen will, sich mit Agamemnon auszuföhnen und den Achaiern wieder im Kampfe gegen die Trojer zu helfen.

Dich auch macht' ich zum Manne, du göttergleicher  
Achilles,  
Liebend mit herzlicher Treu; auch wolltest du nimmer  
mit andern  
Weder zum Gastmahl gehn, noch daheim in den Woh-  
nungen essen,  
Eh ich selber dich nahm, auf meine Knie dich setzend,

Und die zerfchnittene Speife dir reicht' und den Becher  
 dir vorhielt.  
 Oftmals haft du das Kleid mir vorn am Bufen be-  
 feuchtet,  
 Wein aus dem Munde verfchüttend in unbehülflicher  
 Kindheit.  
 Also hab' ich fo manches durchftrebt und fo manches  
 erduldet  
 Deinethalb, ich bedachte, wie eigene Kinder die Götter  
 Mir verfagt, und wählte, du göttergleicher Achilles,  
 Dich zum Sohn, daß du einft vor traurigem Schikfaal  
 mich fchirmteft.  
 Zähme dein großes Herz, o Achilleus! Nicht ja ge-  
 ziemt dir  
 Unerbarmender Sinn; oft wenden fich felber die Götter,  
 Die doch weit erhabner an Herrlichkeit, Ehr und Ge-  
 walt find.<sup>1)</sup>

Der ausführliche, ftetige, wirklich wahre Ton fällt in die Augen.

Und fo hält fich dann auch das epifche Gedicht im Größeren an das Wirkliche. Es ift, wenn man es in feiner Eigentümlichkeit betrachtet, ein Charaktergemählde, und aus diefem Ge[fightspunkt] durchaus angefehn, intereffirt und erklärt fich auch eben die Iliade erft recht, von allen Seiten.<sup>2)</sup> In einem Charakterge-

---

<sup>1)</sup> Ich brauche wohl wenigen zu fagen, daß dieß Voßifche Überfezung ift, und denen, die fie noch nicht kennen, geftehe ich, daß auch [ich] zu meinem [Bedauern] erft feit kurzem damit bekannter geworden bin. <sup>2)</sup> Und wenn die Begebenheiten und Umftände, worinn fich die Charaktere darftellen, fo ausführlich entwickelt werden, fo ift es vorzüglich darum, weil diefe gerade vor den Menfchen, die [in] ihnen leben, fo erfcheinen, ohne fehr alterirt, und aus der gewöhnlichen Stimmung und Weife herausgetrieben zu feyn.

mählde find dann auch alle übrigen Vorzüge des natürlichen Tons an ihrer wesentlichen Stelle. Diese sichtbare sinnliche Einheit, daß alles vorzüglich vom Helden aus und wieder auf ihn zurückgeht, daß Anfang und Katastrophe und Ende an ihn gebunden ist, daß alle Charaktere und Situationen in ganzer Mannigfaltigkeit mit allem, [was] geschiehet und gesagt wird, wie die Punkte in einer Linie gerichtet sind, auf den Moment, wo er in seiner höchsten Individualität auftritt, diese Einheit ist, wie man leicht einseht, nur in einem Werke möglich, das seinen eigentlichen Zweck in die Darstellung von Charakteren setzt, und wo im Hauptcharakter der Hauptquell liegt.

So folgt aus dieser Idee auch die ruhige Moderation, die dem natürlichen Tone so eigen ist, die uns die Charaktere so genau innerhalb ihrer Grenze zeigt, und sie so sanft abstuft.

Der Künstler ist in der Dichtart, wovon die Rede ist, nicht deswegen so moderat, weil er dieses Verfahren für das Einzigpoetische hält, er vermeidet z. B. die Extreme und Gegensätze nicht darum, weil er sie in keinem Falle brauchen mag, er weiß wohl, daß es am rechten Orte poetischwahre Extreme und Gegensätze der Personen, der Ereignisse, der Gedanken, der Leidenschaften, der Bilder, der Empfindungen giebt, er schließt sie nur aus, insofern sie zum jezigen Werke nicht passen; er mußte sich einen festen Standpunct wählen, und dieser ist jetzt das Individuum, der Charakter seines Helden, so wie er durch Natur und Bildung ein bestimmtes eignes Daseyn, eine Wirklichkeit gewonnen hat. Aber eben diese Individualität des Charakters gehet nothwen-

diger weise in Extremen verloren. Hätte Homer seinen entzündbaren Achill nicht so zärtlich sorgfältig dem Getümmel entrückt, wir würden den Göttersohn kaum noch von dem Elemente unterscheiden, das ihn umgiebt, und nur, wo wir ihn ruhig im Zelte finden, wie er mit der Leier sein Herz erfreut und Siegthaten der Männer singt, indeffen sein Patroklos gegenüber sitzt und schweigend harret, bis er den Gesang vollendet, hier nur haben wir den Jüngling recht vor Augen.

Also, um die Individualität des dargestellten Charakters zu erhalten, um die es ihm jetzt gerade am meisten zu thun ist, ist der epische Dichter so durchaus moderat, (und was hieraus von selbst folgt.)

Und wenn die Umstände, in denen sich die epischen Charaktere befinden, so genau und ausführlich dargestellt werden, so ist es wieder nicht, weil der Dichter in diese Umständlichkeit allen poetischen Werth setzt. In einem andern Falle würde er sie bis auf einen gewissen Grad vermeiden; aber hier, wo sein Standpunkt Individualität, Wirklichkeit, bestimmtes Dasein der Charaktere ist, muß auch die umgebende Welt aus diesem Standpunkte erscheinen. Und [daß] die umgebenden Gegenstände aus diesem Standpunkte eben in jener Genauigkeit erscheinen, erfahren wir an uns selbst, so oft wir in unserer eigenen gewöhnlichsten Stimmung ungestört bei den Umständen gegenwärtig sind, in denen wir selber leben.

Ich wünschte noch manches hinzuzusetzen, wenn ich nicht auszuscheiden fürchtete. Ich setze nur noch hinzu, daß diese Ausführlichkeit in den dargestellten Umständen bloß Widerschein der Charaktere ist, info-

fern sie Individuen überhaupt und noch nicht näher bestimmt sind. Das Umgebende kann noch auf eine andere Art den Charakteren angepaßt werden. In der Iliade theilt sich zuletzt die Individualität des Achill, die freilich auch dafür geschaffen ist, mehr oder weniger allem und jedem mit, was ihn umgiebt, und nicht blos den Umständen, auch den Charakteren. Bei den Kampfspielen, die dem toten Patroklos zu Ehren angestellt [werden], tragen merklicher und unmerklicher die übrigen Helden des griechischen Heeres fast alle seine Farbe, und endlich scheint sich der alte Priamus in allem seinem Laide noch vor dem Heroen, der doch sein Feind war, zu verjüngen.

Aber man siehet leicht, daß diß letztere schon über den natürlichen Ton hinausgeht, so wie er bis jezt beschrieben worden ist, in seiner bloßen Eigentümlichkeit.

In dieser wirkt [er] dann allerdings schon günstig auf uns durch seine Ausführlichkeit, seinen stetigen Wechsel, seine Wirklichkeit . . . . .  
 . . . . .

[Über den Unterschied zwischen lyrischer, epischer und tragischer Dichtung]

Das lyrische, dem Schein nach idealische Gedicht ist in seiner Bedeutung naiv. Es ist eine fortgehende Metapher eines Gefühls.

Das epische, dem Schein nach naive Gedicht ist in seiner Bedeutung heroisch. Es ist die Metapher großer Bestrebungen.

Das tragische, dem Schein nach heroische Gedicht



ist in seiner Bedeutung idealisch. Es ist die Metapher einer intellectuellen Anschauung.

Das lyrische Gedicht ist [in] seiner Grundstimmung das sinnlichere, indem diese eine Einigkeit enthält, die am leichtesten sich giebt, eben darum strebt der äußere Schein nicht so wohl nach Wirklichkeit und Heiterkeit und Anmuth, er gehet der sinnlichen Verknüpfung und Darstellung so sehr aus dem Wege, (weil der reine Grundton eben dahin sich neigen möchte,) daß sie in ihren Bildungen und der Zusammenstellung derselben gerne wunderbar und überfinnlich ist; und die heroischen energischen Dissonanzen, wo sie weder ihre Wirklichkeit, ihr Lebendiges, wie im idealischen Bilde, noch ihre Tendenz zur Erhebung, wie [im] unmittelbaren Ausdruck verliert, diese energischen heroischen Dissonanzen, die Erhebung und Leben vereinigen, sind die Auflösung des Widerspruchs, in den sie geräth, indem sie von einer Seite nicht ins Sinnliche fallen, von der andern ihren Grundton, das innige Leben nicht verläugnen kann und will. Ist ihr Grundton jedoch heroischer, gehaltreicher, wie z. B. [in] der einen Pindarischen Hymne an den Fechter Diagoras, hat er also an Innigkeit weniger zu verlieren, so fängt [sie] naiv an, ist er idealischer, dem kunstvollen, dem uneigentlichen Tone verwandter, hat [er] also an Leben weniger zu verlieren, so fängt sie heroisch an, ist er am innigsten, hat er an Gehalt, noch mehr aber an Erhebung, Reinheit des Gehalts zu verlieren, so fängt sie idealisch an.

Im lyrischen Gedichte fällt der Nachdruck auf die unmittelbarere Empfindungssprache, auf das Innigste,

das Verweilen, die Haltung auf das Heroische, die Richtung auf das Idealische zu.

Das epische, dem äußern Scheine nach naive Gedicht ist in feiner Grundstimmung das pathetischere, das energischerer (?), aorgischerer; es strebt deswegen in feiner Ausführung, seinem Kunstcharakter nicht so wohl nach Energie und Bewegung und Leben, als nach Präcision und Ruhe und Bildlichkeit. Der Gegensatz feiner Grundstimmung mit seinem Kunstcharakter, seines eigentlichen Tons mit seinem uneigentlichen, metaphorischen löst sich im Idealischen auf, wo es von einer Seite nicht so viel an Leben verliert, wie in seinem abgegränzten (?) Kunstcharakter, noch an Moderation so viel, wie bei der unmittelbareren Äußerung seines Grundtones. Ist sein Grundton, der wohl auch verschiedener Stimmung seyn kann, idealischer, hat er weniger an Leben zu verlieren und hingegen mehr Anlage zur Organisation, Ganzheit, so kann das Gedicht mit seinem Grundtone, dem heroischen, anfangen — *μηρην ἀειδε θεα* — und heroischepisch seyn. Hat der unepische Grundton weniger idealische Anlage, hingegen mehr Verwandtschaft mit [dem] Kunstcharakter, welcher der naive ist, so fängt er idealisch an; hat der Grundton seinen eigentlichen Charakter so sehr, daß er darüber an Anlage zum Idealen, noch mehr aber zur Naivetät verlieren muß, so fängt er naiv an. (Wenn das, was den Grundton und den Kunstcharakter eines Gedichts vereinigt und vermittelt, der Geist des Gedichts ist, und dieser am meisten gehalten werden muß, und dieser Geist im epischen Gedichte das Idealische ist, so muß [das] epische Gedicht bei diesem am meisten

verweilen, da hingegen auf den Grundton, der hier der naivepische ist, am meisten Nachdruck, und auf das Naive, als den Charakter, die Richtung fallen, und alles darinn sich concentriren, und darinn sich auszeichnen und individualisiren muß.)

Das tragische, in seinem äußeren Scheine heroische Gedicht ist, seinem Grundtone nach, idealisch, und allen Werken dieser Art muß Eine intellectuale Anschauung zum Grunde liegen, welche keine andere seyn kann, als jene Einigkeit mit allem, was lebt, die zwar von dem beschränkteren Gemüthe nicht gefühlt, die in seinen höchsten Bestrebungen nur geahndet, aber vom Geiste erkannt werden kann, und aus der Unmöglichkeit einer absoluten Trennung und Vereinzelung hervorgeht, und am leichtesten sich ausspricht dadurch, daß man sagt, die wirkliche Trennung und mit ihr alles wirklich Materielle, Vergängliche, so auch die Verbindung und mit ihr alles wirklich Geistige, Bleibende, das Objective als solches, so auch das Subjective als solches, seien nur ein Zustand des Ursprünglicheinigen, in dem es sich befinde, weil es aus sich herausgehen müsse, des Stillstands wegen, der darum in ihm nicht stattfinden könne, weil die Art der Vereinigung in ihm nicht immer dieselbe bleiben dürfe, der Materie nach, weil die Theile des Einigen nicht immer in derselben näheren und entfernteren Beziehung bleiben dürfen, damit alles allem begegnet, und jeden ihr ganzes Recht, ihr ganzes Maas von Leben werde, und jeder Theil im Fortgang dem Ganzen gleich sei an Vollständigkeit, das Ganze hingegen im Fortgang den Theilen gleich werde [an] Bestimm-

heit, jene an Inhalt gewinnen, dieses an Innigkeit, jene an Leben, dieses an Lebhaftigkeit, jenes im Fortgange mehr sich fühle, diese im Fortgang sich mehr erfüllen; denn es ist ewiges Gesezes, daß das gehaltreiche Ganze in seiner Einigkeit nicht mit der Bestimmtheit und Lebhaftigkeit sich fühlt, nicht in dieser sinnlichen Einheit, in welcher seine Theile, die auch ein Ganzes, nur leichter verbunden sind, sich fühlen, so daß man sagen kann, wenn die Lebhaftigkeit, Bestimmtheit, Einheit der Theile, wo sich ihre Ganzheit fühlt, die Grenze für diese übersteige, und zum Leiden, und möglichst absoluter Entschiedenheit und Vereinzelung werde, dann fühle das Ganze in diesen Theilen sich erst so lebhaft und bestimmt, wie jene sich in einem ruhigen aber auch bewegten Zustande, in ihrer beschränkteren Ganzheit fühlen, (wie z. B. die lyrische (individuellere) Stimmung ist, wo die individuelle Welt in ihrem vollendetsten Leben und reinsten Einigkeit sich aufzulösen strebt, und in dem Punkte, wo sie sich individualisirt, in dem Theile, worinn ihre Theile zusammenlaufen, zu vergehen scheint, im innigsten Gefühle, wie da erst die individuelle Welt in ihrer Ganzheit sich fühlt, wie da erst, wo sich Fühlender und Gefühltes scheiden wollen, die individuellere Einigkeit am lebhaftesten und bestimmtesten gegenwärtig ist, und wiedertönt.) Die Fühlbarkeit des Ganzen schreitet also in eben dem Grade und Verhältnisse fort, in welchem die Trennung in den Theilen und in ihrem Centrum, worinn die Theile und das Ganze am fühlbarsten sind, fortschreitet. Die in der intellectualen

Anschauung vorhandene Einigkeit verfinnlichet sich in eben dem Maasse, in welchem [sie] aus sich herausgehet, in welchem die Trennung ihrer Theile stattfindet, die denn auch nur darum sich trennen, weil sie sich zu einig fühlen, wenn sie im Ganzen dem Mittelpuncte näher sind, oder weil sie sich nicht einig genug fühlen der Vollständigkeit nach, wenn sie Nebentheile sind, vom Mittelpuncte entfernter liegen, oder der Lebhaftigkeit nach, wenn sie weder Nebentheile im genannten Sinne, noch wesentliche Theile im genannten Sinne sind, sondern weil [sie] noch nicht gewordene, weil sie erst theilbare Theile sind. — Und hier, im Übermaße des Geistes in der Einigkeit und feinem Streben nach Materialität, im Streben destheilbaren Unendlichen, Aorgischern, in welchem alles Organischere enthalten seyn muß, weil alles bestimmter und nothwendiger Vorhandene ein Unbestimmteres, unnothwendiger Vorhandenes nothwendig macht, in diesem Streben des theilbaren Unendlichen nach Trennung, welches sich im Zustande der höchsten Einigkeit alles Organischen [den] in dieser enthaltenen Theilen mittheilt, in dieser nothwendigen Willkür des Zeus liegt eigentlich der ideale Anfang der wirklichen Trennung. Von diesem gehet sie fort bis dahin, wo die Theile in ihrer äußersten Spannung sind, wo diese sich am stärksten widerstreben. Von diesem Widerstreit gehet sie wieder in sich selbst zurück, nemlich dahin, wo die Theile, wenigstens die ursprünglich innigsten, in ihrer Besonderheit, als diese Theile in dieser Stelle des Ganzen sich aufheben, und eine neue Einigkeit entsteht. Der Übergang von der ersten zur



zweiten ist wohl eben jene höchste Spannung des Widerstreits. Und der Ausgang bis zu ihm unterscheidet sich vom Rückgang [dadurch], daß der erste idealer, der zweite realer ist, daß im ersten das Motiv ideal bestimmend, reflectirt pp., mehr aus dem Ganzen, als individuell ist, im zweiten aus Leidenschaft und den Individuen hervorgegangen ist.

Dieser Grundton ist weniger lebhaft als der lyrische, individuellere. Deswegen ist er auch, weil er univerrer und der univerrste ist . . . . .

Ist im Grundton des tragischen Gedichts mehr Anlage zur Reflexion und Empfindung zu seinem mittleren Charakter, hingegen weniger Anlage zur Darstellung, weniger irrdisches Element, so fängt es füglich vom idealischen Grundton an, wie es denn natürlich, daß ein Gedicht, dessen Bedeutung tiefer, und dessen Haltung und Spannung und Bewegkraft stärker und zarter, sich in seiner sprechendsten Äußerung so schnell und leicht nicht zeigt, wie wenn die Bedeutung und die Motive der Äußerung näher liegen, sinnlicher sind.

Ist die intellectuelle Anschauung subjectiver, und gehet die Trennung vorzüglich von den concentrirten Theilen aus, wie bei der Antigonä, so ist der Styl lyrisch, gehet sie mehr von den Nebentheilen aus und ist objectiv, so ist sie episch, geht sie von dem höchsten Trennbaren, von Zeus aus, wie bei Oedipus, so ist sie tragisch.

Die Empfindung spricht im Gedichte idealisch, die Leidenschaft naiv, die Phantasie energisch.

So wirkt auch wieder das Idealische im Gedichte auf die Empfindung (vermittelt der Leidenschaft), das

Naive auf die Leidenschaft (vermittelt der Phantasie),  
das Energische auf die Phantasie (vermittelt der Emp-  
findung).

Naives Gedicht.

Grundton: Leidenschaft pp. vermittelt der Phantasie  
Sprache: Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft  
Phantasie Empfindung

vermittelt der Phantasie

Wirkung: Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie  
Empfindung Leidenschaft

Energisches Gedicht.

Grundton: Phantasie pp. vermittelt der Empfindung  
Sprache: Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft  
Phantasie Empfindung Leidenschaft

vorz. vermittelt der Empfindung

Wirkung: Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie  
Empfindung Leidenschaft Phantasie

Idealisches Gedicht.

Grundton: Empfindung pp. vermittelt der Leidenschaft  
Sprache: Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie  
Empfindung Leidenschaft Phantasie

vorz. vermittelt der Leidenschaft

[Wirkung:] Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung  
Leidenschaft Phantasie Empfindung

Phantasie Leidenschaft Empfindung Phantasie Leiden-  
schaft Empfindung Phantasie

vermittelt der Empfindung

Empfindung Phantasie Leidenschaft Empfindung  
Phantasie Leidenschaft Empfindung

Styl des Lieds Diotima.

In jeder Dichtart, der epischen, tragischen und ly-  
rischen, wird ein stoffreicherer Grundton im naiven,  
ein intensiverer, empfindungsvollerer im ideali-  
schen, ein geistreicherer im energischen Style sich  
äußern; denn wenn im geistreicheren Grundton die  
Trennung vom Unendlichen aus geschieht, so muß sie  
zuerst auf die concentrirenden Theile oder auf das Cen-  
trum wirken, sie muß diesen mittheilen, und insofern  
die Trennung eine empfangene ist, so kann sie sich nicht

bildend, nicht ihr eigenes Ganze reproduzirend äußern, sie kan nur reagiren, und diß ist der energische Anfang; durch sie erst reagirt der entgegengesetzte Haupttheil, den die ursprüngliche Trennung auch traf, der aber als der empfänglichere sie so schnell nicht wiedergab, und nun erst reagirte; durch die Wirkung und Gegenwirkung der Haupttheile werden die Nebentheile, die auch durch die ursprüngliche Trennung ergriffen waren, aber nur bis zum Streben nach Veränderung, nie bis zur wirklichen Äußerung ergriffen, durch diese Äußerung der Haupttheile pp., bis das ursprünglich Trennende zu seiner völligen Äußerung gekommen ist.

Gehet die Trennung vom Centrum aus, so geschieht es entweder durch den empfänglicheren Haupttheil; denn dann reproducirt sich dieser im idealischen Bilde, die Trennung theilt . . . . .  
 . . . . .

[Über die Grundlage des tragischen dramatischen Gedichts im allgemeinen und der Empedokles-Tragödie im besondern]

Die tragische Ode fängt im höchsten Feuer an, der reine Geist, die reine Innigkeit hat ihre Grenze überschritten, sie hat diejenigen Verbindungen des Lebens, die nothwendig, also gleichsam ohne diß zum Contact geneigt sind, und durch die ganze innige Stimmung dazu übermäßig geneigt werden (phyfische oder moralische Sinnlichkeit), das Bewußtseyn, das Nachdenken, oder die phyfische Sinnlichkeit nicht mäßig genug gehalten, und so ist durch Übermaas der Innigkeit der Zwist entstanden, den die tragische Ode gleich

zu Anfang fingirt, um das Reine darzustellen. Sie gehet dann weiter durch einen natürlichen Act aus dem Extrem des Unterscheidens und der Noth in das Extrem des Nichtunterscheidens des Reinen, des Überfinnlichen, das gar keine Noth anzuerkennen scheint, von da fällt sie in eine reine Sinnlichkeit, in eine bescheidenere Innigkeit, denn die ursprünglich höhere, göttlichere, kühnere Innigkeit ist ihr als Extrem erschienen, auch kann sie nicht mehr in jenen Grad von übermäßiger Innigkeit fallen, mit [dem] sie auf ihren Anfangston ausgieng, denn sie hat gleichsam erfahren, wohin diß führte, sie muß aus den Extremen des Unterscheidens und Nichtunterscheidens in jene stille Besonnenheit und Empfindung übergehen, wo sie freilich den Kampf der einen angestrongteren Besonnenheit nothwendig als ihren Anfangston und [ihren] eigenen Charakter als Gegensatz empfindet, und in ihn übergehen muß, wenn sie nicht in dieser Bescheidenheit tragisch enden soll, aber weil sie ihn als Gegensatz empfindet, gehet dann das Idealische, das diese beiden Gegensätze vereinigt, reiner hervor, der Urton ist wieder und mit Besonnenheit gefunden und so gehet sie wieder von da aus durch eine mäßige freiere Reflexion oder Empfindung sicherer, freier, gründlicher (d. h. aus der Erfahrung und Erkenntniß des Heterogenen) in den Anfangston zurück.

#### Allgemeiner Grund

Es ist die tiefste Innigkeit, die sich im tragischen dramatischen Gedichte ausdrückt. Die tragische Ode stellt das Innige auch in den positivsten Unterschei-

dungen dar, in wirklichen Gegenfäzen, aber diese Gegenfäze find doch mehr blos in der Form und als unmittelbare Sprache der Empfindung vorhanden. Das tragische Gedicht verhüllt die Innigkeit in der Darstellung noch mehr, drückt sie in stärkeren Unterscheidungen aus, weil es eine tiefere Innigkeit, ein unendlicheres Göttliche ausdrückt. Die Empfindung drückt sich nicht mehr unmittelbar aus, es ist nicht mehr der Dichter und seine eigene Erfahrung, was erscheint, wenn schon jedes Gedicht, so auch das tragische aus poetischem Leben und Wirklichkeit, aus des Dichters eigener Welt und Seele hervorgegangen seyn muß, weil sonst überall die rechte Wahrheit fehlt, und überhaupt nichts verstanden und belebt werden kann, wenn wir nicht das eigene Gemüth und die eigene Erfahrung in einen fremden analogischen Stoff übertragen können. Auch im tragischen dramatischen Gedichte spricht sich also das Göttliche aus, das der Dichter in seiner Welt empfindet und erfährt, auch das tragische dramatische Gedicht ist ihm ein Bild des Lebendigen, das ihm in seinem Leben gegenwärtig ist und war; aber wie dieses Bild der Innigkeit überall seinen letzten Grund in eben dem Grade mehr verläugnet und verläugnen muß, wie es überall mehr dem Symbol sich nähern muß, je unendlicher, je unaussprechlicher, je näher so dem *nefas* die Innigkeit ist, je strenger und kälter das Bild den Menschen und sein empfundenes Element unterscheiden muß, um die Empfindung in ihrer Gränze festzuhalten, um so weniger kann das Bild die Empfindung unmittelbar aussprechen, es muß sie so wohl der



Form als dem Stoff nach verläugnen, der Stoff muß ein kühneres, fremderes Gleichniß und Beispiel von ihr feyn, die Form muß mehr den Charakter der Entgegensetzung und Trennung tragen. Eine andere Welt, fremde Begebenheiten, fremde Charaktere, doch wie jedes kühneres Gleichniß, [sich] dem Grundstoff um so innigeranpassend, blos in der äußeren Gestalt abweichender [?], denn wäre diese innige Verwandtschaft des Gleichnisses mit dem Stoffe, die charakteristische Innigkeit, die dem Bilde zum Grunde [liegt], nicht sichtbar, so wäre seine Entlegenheit, seine fremde Gestalt, nicht erklärlich. Die fremden Formen müssen um so lebendiger feyn, je fremder sie sind, und je weniger der sichtbare Stoff des Gedichts, [der] dem Gedichte zum Grunde liegt, dem Gemüth und der Welt des Dichters gleicht, um so weniger darf sich der Geist, das Göttliche, wie es [der] Dichter in seiner Welt empfand, in dem künstlichen fremden Stoffe verläugnen. Aber auch in diesem fremden künstlichen Stoffe darf und kann sich das Innige, Göttliche nicht anders aussprechen, als durch einen um so größern Grad des Unterscheidens, je inniger die zum Grunde liegende Empfindung ist. Daher darf 1) das Trauerspiel seinem Stoff und seiner Form nach dramatisch [sein], d. h. a) es enthält einen dritten von des Dichters eigenem Gemüth und eigener Welt verschiedenen fremden Stoff, den er wählte, weil er ihn analog genug fand, um seine Totalempfindung in ihn hineinzutragen, und in ihm, wie in einem Gefäße, zu bewahren, und zwar um so sicherer, je fremder bei der Analogie dieser Stoff ist, denn die innigste Empfindung ist der Vergänglichkeit in eben

[dem] Grade ausgefetzt, in welchem fie die wahren wirklichen und finnlichen Beziehungen nicht verläugnet, (und es ift deswegen ja auch lyriſches Geſez, wenn das Innige dort an ſich weniger tut, alſo leichter zu haben iſt, den phyſiſchen und intellectualen Zusammenhang zu verläugnen.) Eben darum verläugnet der tragifche Dichter, weil er die tieffte Innigkeit ausdrückt, ſeine Perſon, ſeine Subjectivität ganz, ſo auch das ihm gegenwärtige Object, er trägt ſie in fremde Perſonalität, in fremde Objectivität über, (und ſelbſt, wo die zum Grunde liegende Totalempfindung am meiſten ſich verräth, in der Hauptperſon, die den Ton des Dramas angiebt, und in der Hauptſituation, wo das Object des Dramas, das Schikſaal ſein Geheimniß am deutlichſten ausſpricht, wo es die Geſtalt der Homogenität gegen ſeinen Helden am meiſten annimmt, (eben die ihn am ſtärkſten angreift,) ſelbſt da

. . . . .  
. . . . .

und ſchlimme Erfolg, den die falſchen Verſuche zu einer hergeſtellten reinen Innigkeit im Gemüthe haben, nicht wieder durch das Leidende ſelbſtthätig durch einen neuen angemefſen unangemefſenen Verſuch behandelt, ſondern von einem Andern zuvorkommenderweiſe gemacht wird, das auf eben dem Wege geht, nur eine Stufe höher oder niedriger ſteht, ſo daß das durch falſche Verbeſſerungsverſuche angefochtene Gemüth nicht bloß durch ſich die eigene Selbſtthätigkeit geſtört [ſieht], ſondern auch [durch] das Zuvorkommen einer fremden gleich falſchen noch mehr alteriert und zu einer heftigeren Reaction geſtimmt wird.

### Grund zum Empedokles

Natur und Kunst find sich im reinen Leben nur harmonisch entgegengesetzt, die Kunst ist die Blüthe, die Vollendung der Natur, Natur wird erst göttlich durch die Verbindung mit der verschiedenartigen, aber harmonischen Kunst; wenn jedes ganz ist, was es seyn kann, und eines verbindet sich mit dem andern, ersetzt den Mangel des andern, den es nothwendig haben muß, um ganz das zu seyn, was es als Besonderes seyn kann, dann ist die Vollendung da, und das Göttliche ist in der Mitte von beiden. Der organischere, künstlichere Mensch ist die Blüthe der Natur; die aorgischere Natur, wenn sie rein gefühlt wird, von rein organisirten, rein in seiner Art gebildeten Menschen, giebt ihm das Gefühl der Vollendung. Aber dieses Leben ist nur im Gefühle und nicht für die Erkenntniß vorhanden. Soll es erkennbar seyn, so muß es [sich] dadurch darstellen, daß es im Übermaße der Innigkeit, wo sich die Entgegengesetzten verwechseln, sich trennt, daß das Organische, das sich zu sehr der Natur überließ und sein Wesen, Bewußtseyn vergaß, in das Extrem der Selbstthätigkeit und Kunst und Reflexion, die Natur hingegen wenigstens in ihren Wirkungen auf den reflectirenden Menschen in das Extrem des Aorgischen, des Unbegreiflichen, des Unfühlbaren, des Unbegrenzten übergeht, bis durch den Fortgang der entgegengesetzten Wechselwirkungen die beiden ursprünglich einigen sich wie anfangs begegnen, nur daß die Natur organischer durch den bildenden cultivirenden Menschen, überhaupt [durch] die Bildungstriebe und Bildungskräfte, hingegen der Mensch aorgischer, allgemeiner, unendlicher geworden

ist. Diß Gefühl gehört vielleicht zum Höchsten, was gefühlt werden kann, wenn beide entgegengesetzte, der verallgemeinerte und geistig lebendige, künstlich rein aorgische Mensch und die Wohlgestalt der Natur sich begegnen. Diß Gefühl gehört vielleicht zum Höchsten, was der Mensch erfahren kann, denn die jezige Harmonie mahnt ihn an das vormalige umgekehrte reine Verhältnis, er fühlt sich und die Natur zweifach, und [die] Verbindung ist unendlicher.

In der Mitte liegt der Tod des Einzelnen, nemlich derjenige Moment, wo das Organische seine Ichheit, sein besonderes Daseyn, das zum Extreme geworden war, das Aorgische seine Allgemeinheit, nicht wie zu Anfang in idealer Vermischung, sondern in realem höchstem Kampfablegt, indem das Besondere auf seinem Extrem gegen das Extrem des Aorgischen sich thätig immer mehr verallgemeinern, immer [mehr] von seinem Mittelpuncte sich reißen muß, das Aorgische gegen das Extrem des Besonderen sich immer mehr concentriren, und immer mehr einen Mittelpunct gewinnen und zum Besondersten werden muß; (wo dann das aorgisch gewordene Organische gegen die Besonderheit des Objects sich wenden muß,) wo dann das aorgisch gewordene Organische sich selber wiederzufinden und zu sich selber zurückzukehren scheint, indem es an die Individualität des Aorgischen sich hält, und das Object, das Aorgische, sich selbst zu finden scheint, indem es in demselben Moment, wo es Individualität annimmt, auch zugleich das Organische auf dem höchsten Extreme des Aorgischen findet, so daß in diesem

Moment, in dieser Geburt der höchsten Feindfeeligkeit die höchste Verföhnung wirklich zu sein scheint. Aber die Individualität dieses Moments ist nur ein Erzeugniß des höchsten Streits; so wie also die Verföhnung da zu seyn scheint, und das Organische nun wieder auf seine Art, das Aorgische auf die seinige auf diesen Moment hin wirkt, so wird auf die Eindrücke des Organischen die in dem Moment enthaltene aorgisch entsprungene Individualität wieder aorgischer, auf die Eindrücke des Aorgischen wird die in dem Moment enthaltene organisch entsprungene Allgemeinheit wieder besonderer, so daß der vereinende Moment, wie ein Trugbild, sich immer mehr auflöst, sich dadurch, daß er aorgisch gegen das Organische reagirt, immer mehr von diesem sich entfernt, dadurch aber und durch seinen Tod die kämpfenden Extreme, aus denen er hervorgieng, schöner verföhnt und vereinigt, als in seinem Leben, indem [die] Vereinigung nun nicht in einem Einzelnen und deßwegen zu innig ist, indem das Göttliche nicht mehr sinnlich erscheint, indem der glückliche Betrug der Vereinigung in eben dem Grade aufhört, als er zu innig und einzig war, so daß die beiden Extreme, wovon das eine, das organische, durch den vergehenden Moment zurückgeschreckt und dadurch in eine reinere Allgemeinheit erhoben, das aorgische, indem [es] zu diesem übergeht, für das organische ein Gegenstand der ruhigern Betrachtung werden muß, und die Innigkeit des vergangenen Moments nun allgemeiner, haltner, unterscheidender, klarer hervorgeht.

So ist Empedokles ein Sohn seines Himmels und seiner



Periode, seines Vaterlandes, ein Sohn der gewaltigen Entgegensetzungen von Natur und Kunst, in denen die Welt vor seinen Augen erschien. Ein Mensch, in dem sich jene Gegensätze so innig vereinigen, daß sie zu Einem in ihm werden, daß sie ihre ursprüngliche unterscheidende Form ablegen und umkehren, daß das, was in seiner Welt für subjectiver gilt und mehr in Besonderheit vorhanden ist, das Unterscheiden, das Denken, das Vergleichen, das Bilden, das Organifiren und Organifirtseyn, in ihm selber objectiver ist, so daß er, um es so stark wie möglich zu benennen, unterscheidender, denkender, vergleichender, bildender, organifirender und organifirter ist, wenn er weniger bei sich selber ist und in so fern er sich weniger bewußt ist, daß bei ihm und für ihn das Sprachlose Sprache und bei ihm und für ihn das Allgemeine, das Unbewußtere, die Form des Bewußtseyns und der Besonderheit gewinnt, daß hingegen dasjenige, was bei andern in seiner Welt für objectiver gilt, und in allgemeinerer Form vorhanden ist, das weniger Unterscheidende und Unterscheidbare, das Gedankenlosere, Unvergleichbarere, Unbildlichere, Unorganifirtere und Desorganifirende bei ihm und für ihn subjectiver ist, so daß er ununterschiedener und ununterscheidender, gedankenloser in der Wirkung, unvergleichbarer, unbildlicher, aorgischer und desorganischer ist, wenn er mehr bei sich selber ist und nur in so fern er sich mehr bewußt, daß bei ihm und für ihn das Sprechende unausprechlich oder unauszusprechend, daß bei ihm und für ihn das Besondere und Bewußte die Form des Unbewußten und Allgemeinen annimmt, daß also jene

beiden Gegenfätze in ihm zu einem werden, weil sie in ihm ihre unterscheidende Form umkehren und sich auch in so weit vereinigen, als sie im ursprünglichen Gefühle verschieden sind —

ein solcher Mensch kann nur aus der höchsten Entgegensetzung von Natur und Kunst erwachsen, und so wie (ideal) das Übermaas der Innigkeit aus Innigkeit hervorgeht, so geht dieses reale Übermaas der Innigkeit aus Feindseligkeit und höchstem Zwist hervor, wo das Aorgische nur deswegen die bescheidene Gestalt des Besondern annimmt, und sich so zu verfühnen scheint mit dem Überorganischen, das Organische nur deswegen die bescheidene Gestalt des Allgemeinen annimmt, und sich zu verfühnen scheint mit dem Überaorgischen, Überlebendigen, weil beide sich auf den höchsten Extremen am tiefsten durchdringen und berühren und hiemit in ihrer äußern Form die Gestalt, den Schein des Entgegengesetzten annehmen müssen.

So ist Empedokles, wie gesagt, das Resultat seiner Periode, und sein Charakter weist auf diese zurück, sowie er aus dieser hervorgieng. Sein Schicksaal stellt sich in ihm dar, als in einer augenblicklichen Vereinigung, die aber sich auflösen muß, um mehr zu werden. (Sein Gemüth, das Objective in ihm, wurde früh durch die hyperpolitischen immer rechtenden und berechnenden Agrigentiner aus seiner Unbefangenheit, stillen Gefelligkeit und Liebe in Einsamkeit getrieben, so wie hingegen sein Kunstfinn, die Kraft zu ordnen und zu organisiren, in einer eigentümlichen und angemessenen Sphäre zu schaffen und zu bilden, zum Reformators-

geiste verallgemeinert und aorgischer wurde, durch die anarchische Wildheit, die sich um ihn bewegte.)

Er scheint nach allem zum Dichter geboren, scheint also in seiner subjectiven thätigen Natur schon jene ungewöhnliche Tendenz zur Allgemeinheit zu haben, die unter andern Umständen, oder durch Einsicht und Vermeidung ihres zu starken Einflusses, zu jener ruhigen Betrachtung, zu jener Vollständigkeit durchgängiger Bestimmtheit des Bewußtseyns wird, womit der Dichter auf ein Ganzes blickt, ebenso scheint in seiner objectiven Natur, in seiner Passivität jene glückliche Gabe zu liegen, die auch ohne gefflentliches und wissentliches Ordnen und Denken [und] Bilden zum Ordnen und Denken und Bilden geneigt ist, jene Bildsamkeit der Sinne und des Gemüths, die alles solche leicht und schnell in seiner Ganzheit lebendig aufnimmt, und die der künstlichen Thätigkeit mehr zu sprechen, als zu thun giebt. Aber diese Anlage sollte nicht in ihrer eigentümlichen Sphäre wirken und bleiben, er sollte nicht in seiner Art und feinem Maas, in seiner eigentümlichen Beschränktheit und Reinheit wirken und diese Stimmung durch den freien Ausdruck derselben zur allgemeineren Stimmung, die zugleich die Bestimmung seines Volks war, werden lassen; das Schikfaal seiner Zeit, die gewaltigen Extreme, in [denen] er erwuchs, forderten nicht Gefang, wo das Reine in einer idealischen Darstellung, die zwischen der Gestalt des Schikfaals und des Ursprünglichen liegt, noch leicht wieder aufgefaßt wird, wenn sich die Zeit noch nicht zu sehr davon entfernt hat; das Schikfaal seiner Zeit erforderte auch nicht eigentliche That, die zwar unmittel-

bar wirkt und hilft, aber auch einseitiger, und um so mehr, je weniger sie den ganzen Menschen exponirt; es erforderte ein Opfer, wo der ganze Mensch das wirklich und sichtbar wird, worinn das Schicksaal seiner Zeit sich aufzulösen scheint, wo die Extreme sich in Einem wirklich und sichtbar zu vereinigen scheinen, aber eben deswegen zu innig vereinigt sind, und in einer idealischen That das Individuum deswegen untergeht und untergehen muß, weil an ihm sich die vorzeitige, aus Noth und Zwist hervorgegangene, sinnliche Vereinigung zeigte, welche das Problem des Schicksaals auflöste, das sich aber niemals sichtbar und individuell auflösen kann, weil sonst das Allgemeine im Individuum sich verlöre und (was noch immer schlimmer, als alle großen Bewegungen des Schicksaals, und allein unmöglich ist) das Leben einer Welt in einer Einzelheit abstürbe; da hingegen, wenn diese Einzelheit, als vorzeitiges Resultat des Schicksaals sich auflöst, weil es zu innig und wirklich und sichtbar war, das Problem des Schicksaals zwar *materialiter* sich auf dieselbe Art auflöst, aber *formaliter* anders, indem eben das Übermaas [von] Innigkeit, das aus Glück, ursprünglich aber nur ideal und als Versuch hervorgegangen war, nun durch den höchsten Zwist wirklich geworden, sich insofern, eben darum, und in den Graden, Kräften, und Werkzeugen wirklich aufhebt, in welchen das ursprüngliche Übermaas der Innigkeit, die Ursache alles Zwistes sich aufhob, so daß die Kraft des innigen Übermaßes sich wirklich verliert, und eine reifere wahrhafte reine allgemeine Innigkeit übrig bleibt.

So sollte also Empedokles ein Opfer seiner Zeit

werden, die Probleme des Schikfaals, in dem er erwuchs, sollten in ihm sich scheinbar lösen, und diese Lösung sollte sich als eine scheinbare, temporäre zeigen, wie mehr oder weniger bei allen tragischen Personen, die alle in ihren Charakteren und Äußerungen mehr oder weniger Versuche sind, die Probleme des Schikfaals zu lösen, und alle sich insofern und in dem Grade aufheben, in welchem sie nicht allgemein gültig sind, wenn nicht anders ihre Rolle, ihr Charakter und seine Äußerungen sich von selbst als etwas Vorübergehendes und Augenblickliches darstellen, so daß also derjenige, der scheinbar das Schikfaal am vollständigsten löst, auch sich am meisten in seiner Vergänglichkeit, und im Fortschritte seiner Versuche am auffallendsten als Opfer darstellt.

Wie ist nun diß bei Empedokles der Fall?

Je mächtiger das Schikfaal, die Gegensätze von Kunst und Natur waren, um so mehr lag es in ihnen, sich immer mehr zu individualisiren, einen festen Punct, einen Halt zu gewinnen, und eine solche Zeit ergreift alle Individuen so lange, fodert sie zur Lösung auf, bis sie eines findet, in dem sich ihr unbekanntes Bedürfniß und ihre geheime Tendenz sichtbar und erreicht darstellt, von dem aus dann erst die gefundene Auflösung ins Allgemeine übergehen muß.

So individualisirt sich seine Zeit in Empedokles, und je mehr sie sich in ihm individualisirt, je glänzender und wirklicher und sichtbar in ihm das Räthsel aufgelöst erscheint, um so nothwendiger wird sein Untergang.

1) Schon der lebhafteste, allesversuchende Kunstgeist



feines Volks überhaupt mußte in ihm sich aorgischer, kühner, unbegrenzter, erfinderischer wiederholen, so wie von der andern Seite der glühende Himmelsstrich und die üppige sicilianische Natur gefühlter, sprechender für ihn und in ihm sich darstellen mußte, und wenn er einmal von beiden Seiten ergriffen war, so mußte immer die eine Seite, die tätigere Kraft seines Wesens, die andere als Gegenwirkung verstärken, so wie sich von dem empfindenden Theile seines Gemüths der Kunstgeist nähren und weiter treiben mußte.

2) Unter seinen hyperpolitischen, immer rechtenden und berechnenden Agrigentinern, unter den fortstrebenden und immer sich erneuernden gesellschaftlichen Formen seiner Stadt mußte ein Geist, wie der seinige war, der immer nach Erfindung eines vollständigen Ganzen strebte, nur zu sehr zum Reformatorsgeiste werden, so wie die anarchische Ungebundenheit, wo jeder seiner Originalität folgte, ohne sich um [die] Eigentümlichkeit der andern zu kümmern, auch ihn mehr als andere bei seiner reichen selbstgenügsamen Natur und Lebensfülle ungeselliger, einsamer, stolzer und eigener machen mußte, und auch diese beiden Seiten seines Charakters mußten sich wechselseitig erheben und übertreiben.

3) Eine freigeisterische Kühnheit, die sich dem Unbekannten, außerhalb des menschlichen Bewußtseyns und Handels liegenden, immer mehr entgegengesetzt, je inniger ursprünglich die Menschen sich im Gefühle mit jenem vereinigt fanden und durch einen natürlichen Instinkt getrieben wurden, sich gegen den zu mächtigen, zu tiefen, freundlichen Einfluß des

Elements vor Selbstvergeffenheit und gänzlicher Entäußerung zu verwahren, die freigeisterische Kühnheit, dieses negative Rāsoniren, Nichtdenken des Unbekannten, das bei einem übermüthigen Volke so natürlich ist, mußte bei Empedokles, der in keinem Falle zur Negation gemacht war, um einen Schritt weiter gehen, es mußte sich seiner versichern wollen, sein Geist mußte der Dienstbarkeit so sehr entgegenstreben, daß er die überwältigende Natur zu umfassen, durch und durch zu verstehen und ihrer bewußt zu werden suchen mußte, wie er seiner selbst bewußt und gewiß seyn konnte, er mußte nach Identität mit ihr ringen, so mußte also sein Geist im höchsten Sinne aorgische Gestalt annehmen, von sich selbst und seinem Mittelpuncte sich reißen, immer sein Object so übermäßig penetriren, daß er in ihm, wie in einem Abgrund, sich verlor, wo dann hingegen das ganze Leben des Gegenstands das verlassne, durch die grānzenlose Thätigkeit des Geistes nur unendlicher empfänglich gewordene Gemüth ergreifen, und bei ihm zur Individualität werden mußte, ihm seine Besonderheit geben, und diese in eben dem Grade durchgängiger nach sich stimmen mußte, als er sich geistig thätig dem Objecte hingegeben hatte; und so erschien das Object in ihm in subjectiver Gestalt, wie er die objective Gestalt des Objects angenommen hatte. Er war das Allgemeine, das Unbekannte, das Object das Besondere. Und so schien der Widerstreit der Kunst, des Denkens, des Ordners des bildenden Menschencharakters und der bewußtloferen Natur gelöst, in den höchsten Extremen zu Einem und bis zum Tauschen der gegenseitigen unter-

scheidenden Form vereinigt. Diß war der Zauber, womit Empedokles in seiner Welt erschien. Die Natur, welche seine freigeisterischen Zeitgenossen mit ihrer Macht und ihrem Reize nur um so gewaltiger beherrschte, je unkenntlicher sie von ihr abstrahirten, sie erschien mit allen ihren Melodien im Geiste und Munde dieses Mannes und so innig und warm und persönlich, wie wenn sein Herz das ihre wäre und der Geist des Elements in menschlicher Gestalt unter den Sterblichen wohnte. Diß gab ihm seine Anmuth, seine Furchtbarkeit, seine Göttlichkeit, und alle Herzen, die der Sturm des Schicksals bewegte, und Geister, die in der räthselhaften Nacht der Zeit unstät und ohne Leiter hin und wieder irrten, flogen ihm zu, und je menschlicher, näher ihrem eigenen Wesen er sich ihnen zugesellte, je mehr er, mit dieser Seele, ihre Sache zu seiner machte, und, nachdem sie einmal in seiner Göttergestalt erschienen war, nun wieder in ihrer eignen Weise ihnen wiedergegeben wurde, um so mehr war er der Angebetete. Dieser Grundton seines Charakters zeigte sich also in allen seinen Verhältnissen. Sie nahmen ihn alle an. So lebte er in seiner höchsten Unabhängigkeit, in dem Verhältnisse, das ihm, auch ohne die objectiveren und geschichtlichen, seinen Gang vorzeichnete, so daß die äußeren Umstände, die ihn denselben Weg führten, so wesentlich und unentbehrlich sie sind, um das zum Vorschein und zur Handlung [zu] bringen, was vielleicht nur Gedanke bei ihm geblieben wäre, dennoch, trotz alles Widerstreits, in dem er in der Folge mit ihnen zu stehen scheint, doch seiner freiesten Stimmung und

Seele begegnen, was denn auch kein Wunder ist, da eben diese Stimmung auch der innerste Geist der Umstände ist, da alle Extreme in diesen Umständen von eben diesem Geiste aus und wieder auf ihn zurückgingen. In seinem unabhängigsten Verhältniß löst sich das Schicksaal seiner Zeit in ihrem ersten und letzten Problem auf. So wie diese scheinbare Lösung von hier aus wieder sich aufzuheben anfängt, und damit endet.

In diesem unabhängigen Verhältnisse lebt er, in jener höchsten Innigkeit, die den Grundton seines Charakters macht, mit den Elementen, indeß die Welt um ihn hierin gerade im höchsten Gegensatz lebt, in jenem freigeistlichen Nichtdenken, Nichtanerkennen des Lebendigen von einer Seite, von der andern in der höchsten Dienstbarkeit gegen die Einflüsse der Natur. In diesem Verhältnisse lebt [er] 1) überhaupt als fühlender Mensch, 2) als Philosoph und Dichter, 3) als ein Einsamer, der seine Gärten pflegt. Aber so wäre [er] noch keine dramatische Person, also muß er das Schicksaal nicht bloß in allgemeinen Verhältnissen, und durch seinen unabhängigen Charakter, er muß es in besonderen Verhältnissen und in der besondern Veranlassung und Aufgabe lösen. Aber in so innigem Verhältnisse, wie er mit dem Lebendigen der Elemente steht, steht er auch mit seinem Volke. Er war des negativen gewaltfamen Neuerungsgeistes, der gegen das trozige, anarchische Leben, das keinen Einfluß, keine Kunst dulden will, nur durch Gegensatz anstrebt, nicht fähig, er mußte um einen Schritt weiter gehen, er mußte, um das Lebendige zu ordnen, es mit seinem Wesen im Innersten zu ergreifen streben, er mußte mit seinem

Geiste des menschlichen Elements und aller Neigungen und Triebe, er mußte ihrer Seele, er mußte des Unbegreiflichen, des Unbewußten, des Unwillkürlichen in ihnen mächtig zu werden suchen, eben dadurch mußte sein Wille, sein Bewußtseyn, sein Geist, indem er über die gewöhnliche und menschliche Grenze des Wissens und Wirkens gieng, sich selber verlieren und objectiv werden, und was er geben wollte, das mußte er finden, da hingegen des Objective desto reiner, tiefer in ihm wiederklang, je offener sein Gemüth eben dadurch stand, daß der geistig thätige Mensch sich hingeeben hatte, und diß im Besonderen wie im Allgemeinen.

So verhielt er sich als religiöser Reformator, als politischer Mensch, und in allen Handlungen, die [er] um ihrer willen that, gegen sie, mit dieser stolzen, schwärmerischen Ergebenheit, und löste sich dem Scheine nach, schon durch den Ausdruck dieser Vertauschung des Objects und Subjects, alles Schicksaal auf. Aber worinn soll dieser Ausdruck bestehen? welches ist derjenige, der in einem solchen Verhältnisse demjenigen Theile genügt, der zuerst der ungläubige ist? und an diesem Ausdruck liegt alles, denn darum muß das Einigende untergehen, weil [es] zu sichtbar und sinnlich erschien, und diß kann es nur dadurch, daß [es] in irgend einem bestimmtesten Punkte und Falle sich ausdrückt. Sie müssen das Einige, das zwischen ihnen und dem Manne ist, sehen, wie können sie das? dadurch, daß er ihnen bis ins Äußerste gehorcht? aber worinn? In einem Punkte, wo sie über die Vereinigung der Extreme, in denen sie leben, am zweifelhaftesten sind. Bestehen



nun diese Extreme aber im Zwiste von Kunst und Natur, so muß er die Natur gerade darinn, wo sie der Kunst am unerreichbarsten ist, vor ihren Augen mit der Kunst verfühnen. — Von hier aus entspinnt sich die Fabel. Er thut mit Liebe und Widerwillen,<sup>1)</sup> legt seine Probe ab, nun glauben sie alles vollendet. Er erkennt sie daran; die Täuschung, in der er lebte, als wäre [er] Eines mit ihnen, hört nun auf. Er zieht sich zurück, und sie erkalten gegen ihn. Sein Gegner benutzt dieß, bewirkt die Verbannung. Sein Gegner, groß in natürlichen Anlagen, wie Empedokles, sucht die Probleme der Zeit auf andere, auf negativere Art zu lösen. Zum Helden geboren, ist er nicht sowohl geneigt, die Extreme zu vereinigen, als sie zu bändigen, und ihre Wechselwirkung an ein Bleibendes und Festes zu knüpfen, das zwischen sie gestellt ist, und jedes in seiner Gränze hält, indem es jedes sich zu eigen macht. Seine Tugend ist der Verstand, seine Göttin die Nothwendigkeit. Er ist das Schicksal selber, nur mit dem Unterschiede, daß die streitenden Kräfte in ihm an ein Bewußtsein, an einen Scheidepunct fest geknüpft sind, der sie klar und sicher gegenüberhält, der sie an eine (negative) Idealität befestigt und ihnen eine Richtung giebt. Wie sich Kunst und Natur bei Empedokles im Extreme des Widerstreits dadurch vereinigen, daß das Thätige im Übermaas objectiv wird, und die verlorene Subjectivität durch die tiefe Einwirkung des Objects ersetzt wird, so vereinigen sich Kunst und Natur in

---

<sup>1)</sup> Denn die Furcht, positiv zu werden, muß seine größte, natürlicher Weise, sein, aus dem Gefühle, daß Er, je wirklicher [er] das Innige ausdrückt, desto sicherer untergeht.

feinem Gegner dadurch, daß ein Übermaas von Objectivität und Außerfichfeyn und Realität, (in folchem Klima, in folchem Getümmel von Leidenschaften und Wechsel der Originalität, in folcher herrifcher Furcht des Unbekannten,) bei einem muthig offenen Gemüthe die Stelle des Thätigen und Bildenden vertreten muß, da hingegen das Subjective mehr die paffive Gestalt des Duldens, des Ausdauerns, der Vestigkeit, der Sicherheit gewinnt; und wenn die Extreme entweder durch die Fertigkeit im Ausdauern derselben, oder auch von außen die Gestalt der Ruhe und des Organifchen annehmen, fo muß das Subjectivthätige nun das Organifirende, es muß zum Elemente werden; fo auch hierinn das Subjective und Objective ihre Gestalt verwechfeln und Eines werden in einem . . .  
 . . . . .

[Über die Verfahrungsweise  
 des poëtischen Geistes]

Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig ist, wenn er die gemeinschaftliche Seele, die allem gemein und jedem eigen ist, gefühlt und sich zugeeignet, sie vestgehalten, sich ihrer versichert hat, wenn er ferner der freien Bewegung, des harmonischen Wechsels und Fortstrebens, worinn der Geist sich in sich selber und in andern zu reproduciren geneigt ist, wenn er des schönen im Ideale des Geistes vorgezeichneten Progresses und seiner poëtischen Folgerungsweise gewiß ist, wenn er eingesehen hat, daß ein nothwendiger Widerstreit entstehe zwischen der ursprünglichsten

Forderung des Geistes, die auf Gemeinschaft und einiges Zugleichfeyn aller Theile geht, und zwischen der anderen Forderung, welche ihm gebietet, aus sich heraus zu gehen, und in einem schönen Fortschritt und Wechsel sich in sich selbst und in anderen zu reproduciren, wenn dieser Widerstreit ihn immer versthält und fortzieht auf dem Wege zur Ausführung; wenn er ferner eingesehen hat, daß einmal jene Gemeinschaft und Verwandtschaft aller Theile, jener geistige Gehalt gar nicht fühlbar wäre, wenn diese nicht [von] dem sinnlichen Gehalte dem Grade nach, auch den harmonischen Wechsel abgerechnet, auch bei der Gleichheit der geistigen Form (des Zugleich- und Beisammenseyns) verschieden wäre, daß ferner jener harmonische Wechsel, jenes Fortstreben wieder nicht fühlbar und ein leeres leichtes Schattenspiel wäre, wenn die wechselnden Theile nicht auch bei der Verschiedenheit des sinnlichen Gehalts nicht in der sinnlichen Form sich unter dem Wechsel und Fortstreben gleich bleiben; wenn er eingesehen hat, daß jener Widerstreit zwischen geistigem Gehalt (zwischen der Verwandtschaft aller Theile) und geistiger Form (dem Wechsel aller Theile), zwischen dem Verweilen und Fortstreben des Geistes, sich dadurch löse, daß eben beim Fortstreben des Geistes, beim Wechsel der geistigen Form die Form des Stoffes in allen Theilen identisch bleibe, und daß sie eben so viel erseze, als von ursprünglicher Verwandtschaft und Einigkeit der Theile verloren werden muß im harmonischen Wechsel, daß sie den objectiven Gehalt ausmache im Gegensatze gegen die geistige Form, und

dieser ihre völlige Bedeutung gebe, daß auf der anderen Seite der materielle Wechsel des Stoffes, der das Ewige des geistigen Gehalts begleitet, die Mannigfaltigkeit desselben die Forderungen des Geistes, die er in seinem Fortschritt macht, und die durch die Forderung der Einigkeit und Ewigkeit in jedem Momente aufgehalten sind, befriedige, daß eben dieser materielle Wechsel die objective Form, die Gestalt ausmacht im Gegensatze gegen den geistigen Gehalt; wenn er eingesehen hat, daß andererseits der Widerstreit zwischen dem materiellen Wechsel und der materiellen Identität<sup>1)</sup>

---

1) Materielle Identität? sie muß ursprünglich das im Stoffe seyn, von dem materiellen Wechsel, was im Geiste die Einigkeit von dem idealischen Wechsel ist, sie muß der sinnliche Berührungspunkt aller Theile seyn. Der Stoff muß nemlich auch, wie der Geist, vom Dichter zu eigen gemacht, und festgehalten werden mit freiem Interesse, wenn er einmal in seiner ganzen Anlage gegenwärtig ist, wenn der Eindruck, den er auf den Dichter gemacht, das erste Wohlgefallen, das auch zufällig seyn könnte, untersucht, und als receptiv für die Behandlung des Geistes und wirksam, angemessen gefunden worden ist, für den Zweck, daß der Geist sich in sich selber und in anderen reproducire, wenn er nach dieser Untersuchung wieder empfunden, und in allen seinen Theilen wieder hervorgerufen, und in einer noch unausgesprochenen, gefühlten Wirkung begriffen ist. Und diese Wirkung ist eigentlich die Identität des Stoffs, weil in ihr sich alle Theile concentriren. Aber sie ist unbestimmt gelassen, der Stoff ist noch unentwickelt. Er muß in allen seinen Theilen deutlich ausgesprochen, und eben hiedurch in der Lebhaftigkeit seines Totaleindrucks geweckt werden. Er muß diß, denn in der unausgesprochenen Wirkung ist er wohl dem Dichter, aber nicht anderen gegenwärtig, überdiß hat diß in der unausgesprochenen Wirkung der Geist auch nicht wirklich reproducirt, sie giebt ihm nur die Fähigkeit, die im Stoffe dazu liegt, zu erkennen, und ein Streben, die Reproduction zu realisiren. Der Stoff muß also vertheilt, der Totaleindruck muß aufgehalten, und die Identität ein Fortstreben von einem Punct zum andern werden, wo dann der Totaleindruck sich wohl also findet, daß der Anfangspunct und Mittelpunct und Endpunct in der innigsten Beziehung stehen, so daß beim Beschlusse der Endpunct auf den Anfangspunct und dieser auf den Mittelpunct zurückkehrt.

dadurch gelöst werde, daß der Verlust an materieller Identität (des geahndeten Totaleindrucks) vom Leidenschaftlichen, die Unterbrechung fliehender Fortschritte ersetzt wird durch den immer forttönenden alles ausgleichenden geistigen Gehalt, und der Verlust an materieller Mannigfaltigkeit, der durch das schnellere Fortstreben zum Hauptpunct und Eindruck durch diese materielle Identität entsteht, ersetzt wird durch die immer wechselnde idealische geistige Form; wenn er eingesehen hat, wie umgekehrter weise eben der Widerstreit zwischen geistigem ruhigem Gehalt und geistiger wechselnder Form, so viel sie unvereinbar sind, so auch der Widerstreit zwischen materiellem Wechsel und materiellem identischem Fortstreben zum Hauptmoment, so viel sie unvereinbar sind, das eine wie das andere fühlbar macht; wenn er endlich eingesehen hat, wie der Widerstreit des geistigen Gehalts und der idealischen Form einerseits, und des materiellen Wechsels und identischen Fortstrebens andererseits sich vereinigen in den Ruhepuncten und Hauptmomenten, und so viel sie in diesen nicht vereinbar sind, eben in diesen auch und ebendeßwegen fühlbar und gefühlt werden; wenn er diese eingesehen hat, so kommt ihm alles an auf die Receptivität des Stoffs zum idealischen Gehalt und zur idealischen Form. Ist er des einen gewiß und mächtig wie des andern, der Receptivität des Stoffs, wie des Geistes, so kann es im Hauptmomente nicht fehlen.

Wie muß nun der Stoff beschaffen seyn, der für das Idealische, für seinen Gehalt, für die Metapher, und seine Form, den Übergang, vorzüglich receptiv ist?



Der Stoff ist entweder eine Reihe von Begebenheiten, oder Anschauungen, Wirklichkeiten, subjectiv oder objectiv zu beschreiben, zu mahlen, oder er ist eine Reihe von Bestrebungen, Vorstellungen, Gedanken, oder Leidenschaften, Nothwendigkeiten, subjectiv oder objectiv zu bezeichnen, oder eine Reihe von Phantasien, Möglichkeiten, subjectiver oder objectiver zu bilden. In allen drei Fällen muß er der idealischen Behandlung<sup>1)</sup> fähig seyn, wenn nemlich ein ächter Grund zu den Begebenheiten, zu den Anschauungen, die erzählt, beschrieben, oder zu den Gedanken und Leidenschaften, welche gezeichnet, oder zu den Phantasien, welche gebildet werden sollen, vorhanden ist, wenn die Begebenheiten oder Anschauungen hervorgehn aus rechten Bestrebungen, die Gedanken und Leidenschaften aus einer rechten Sache, die Phantasien aus schöner Empfindung.— Dieser Grund des Gedichts, seine Bedeutung, soll den Übergang bilden zwischen dem Ausdruck, dem Dargestellten, dem sinnlichen Stoffe, dem eigentlich Ausgesprochenen am Gedichte, und zwischen dem Geiste, der idealischen Behandlung. Die Bedeutung des Gedichts kann zweierlei heißen, so wie auch der Geist, das Idealische, wie auch der Stoff, die Darstellung, zweierlei heißen, nemlich in so fern es angewandt oder unangewandt verstanden wird. Unangewandt sagen diese Worte nichts aus, als die poetische

---

<sup>1)</sup> Ist die Empfindung Bedeutung, so ist [die] Darstellung bildlich, und [die] geistige Behandlung ist episodisch, wie es der idealische Moment ist.

Ist die intellektuelle Anschauung Bedeutung, so ist der Ausdruck, das Materielle leidenschaftlich, die geistige Darstellung zeigt sich mehr im Styl.

Ist die Bedeutung ein eigentlicherer Zweck, so ist der Ausdruck sinnlich, die freie Behandlung metaphorisch.

Verfahrungsweise, wie sie genialisch und vom Urtheile geleitet in jedem ächtpoëtischen Geschäfte bemerkbar ist; angewandt bezeichnen jene Worte die Angemessenheit des jedesmaligen poëtischen Wirkungskreises zu jener Verfahrungsweise, die Möglichkeit, die im Elemente liegt, jene Verfahrungsweise zu realisiren, so daß man sagen kann, im jedesmaligen Elemente liege objectiv und reell Idealisches dem Idealischen, Lebendiges dem Lebendigen, Individuelles dem Individuellen gegenüber, und es fragt sich nur, was unter diesem Wirkungskreise zu verstehen sei. Er ist das, worinn und woran das jedesmalige poëtische Geschäfte und Verfahren sich realisirt, das Vehikel des Geistes, wodurch er sich in sich selbst und in andern reproducirt. An sich ist der Wirkungskreis größer als der poëtische Geist, aber nicht für sich selber. Insofern [er] im Zusammenhange der Welt betrachtet wird, ist er größer; insofern er vom Dichter festgehalten und zugeeignet ist, ist er subordinirt. Er ist der Tendenz nach, dem Gehalte seines Strebens nach dem poëtischen Geschäfte entgegen, und der Dichter wird nur zu leicht durch seinen Stoff irreführt, indem dieser aus dem Zusammenhange der lebendigen Welt genommen der poëtischen Beschränkung widerstrebt, indem er dem Geiste nicht blos als Vehikel dienen will, indem, wenn [er] auch recht gewählt ist, sein nächster Schritt und erster Fortschritt in Rücksicht auf ihn Gegensatz, und Sporn ist in Rücksicht auf die dichterische Erfüllung, so daß sein zweiter Fortschritt zum Theil unerfüllt, zum Theil erfüllt werden muß pp.

Es muß sich aber zeigen, wie dieses Widerstreits

ungeachtet, in dem der poëtische Geist bei feinem Geschäfte mit dem jedesmaligen Elemente und Wirkungskreise steht, dieser dennoch jenen begünstige, und wie sich jener Widerstreit auflöse, wie in dem Elemente, das sich der Dichter zum Vehikel wählt, dennoch eine Receptivität für das poëtische Geschäft liege, und wie [er] alle Forderungen, die ganze poëtische Verfahrungsweise in ihrem metaphorischen, ihrem hyperbolischen und ihrem . . . Charakter in sich realisire in Wechselwirkung mit dem Elemente, das zwar in seiner anfänglichen Tendenz widerstrebt und gerade entgegengesetzt ist, aber im Mittelpuncte sich mit jenen vereinigt.

Zwischen dem Ausdruke (der Darstellung) und der freien idealischen Behandlung liegt die Begründung und Bedeutung des Gedichts. Sie ist, die dem Gedichte seinen Ernst, seine Festigkeit, seine Wahrheit giebt, sie sichert das Gedicht davor, daß die freie idealische Behandlung nicht zur leeren Manier, und die Darstellung nicht zur Eitelkeit werde. Sie ist das Geistig-finnliche, das Formalmaterielle des Gedichts; und wenn die idealische Behandlung in ihrer Metapher, ihrem Übergang, ihrer Episode mehr vereinigend ist, hingegen der Ausdruck, die Darstellung in ihren Charakteren, ihrer Leidenschaft, ihren Individualitäten mehr trennend, so stehet die Bedeutung mitten inne zwischen beiden, sie zeichnet sich aus dadurch, daß sie sich selber überall Entgegengesetzt ist: daß sie, statt daß der Geist alles der Form nach Entgegengesetzte vergleicht, alles Einige trennt, alles Freie festsetzt, alles Besondere verallgemeinert, weil nach ihr das Behandelte nicht

blos ein individuelles Ganze, noch ein mit seinem Harmoniscentgegengesetzten zum Ganzen verbundenes Ganze, sondern ein Ganzes überhaupt ist, und die Verbindung mit dem Harmoniscentgegengesetzten auch möglich durch ein der individuellen Tendenz, dem Gehalte nach, aber nicht der Form nach Entgegengesetztes; daß sie durch Entgegensetzung, durch das Berühren der Extreme vereinigt, indem diese sich nicht dem Gehalte nach, aber in der Richtung und [dem] Grade der Entgegensetzung vergleichbar sind, so daß sie auch das Widersprechendste vergleicht, und durchaus hyperbolisch ist, daß sie nicht fortschreitet durch Entgegensetzung in der Form, wo aber das erste dem zweiten dem Gehalte nach verwandt ist, sondern durch Entgegensetzung im Gehalt, wo aber das erste dem zweiten der Form nach gleich ist, so daß naive und heroische und idealische Tendenz im Object ihrer Tendenz sich widersprechen, aber in der Form des Widerstreits und Strebens vergleichbar sind, und einig nach [dem] Gesetze der Thätigkeit, also einig im Allgemeinsten, im Leben.

Eben durch dieses hyperbolische Verfahren, nach welchem das Idealische, Harmoniscentgegengesetzte und Verbundene, nicht blos als dieses, als schönes Leben, sondern auch als Leben überhaupt betrachtet, also auch [als] eines andern Zustandes fähig betrachtet wird, und zwar nicht eines andern harmoniscentgegengesetzten, sondern eines geradentgegengesetzten, eines Äußersten, so daß dieser neue Zustand mit dem vorigen nur vergleichbar ist durch die Idee des Lebens überhaupt, — eben dadurch giebt der Dichter dem Idealischen einen

Anfang, eine Richtung, eine Bedeutung; das Idealische in dieser Gestalt ist der subjective Grund des Gedichts, von dem aus, auf den zurückgegangen wird, und da das innere idealische Leben in verschiedenen Stimmungen aufgefaßt, und als Leben überhaupt als ein allgemeineres, als ein festsetzbares, als ein trennbares betrachtet werden kann, so giebt es auch verschiedene Arten des subjectiven Begründens; entweder wird die idealische Stimmung als Empfindung aufgefaßt, dann ist sie der subjective Grund des Gedichts, die Hauptstimmung des Dichters beim ganzen Geschäfte, und eben weil sie als Empfindung festgehalten ist, wird sie durch dies Begründen als ein Verallgemeinbares [aufgefaßt], — oder sie wird als Streben festgesetzt, dann wird sie die Hauptstimmung des Dichters beim ganzen Geschäfte, und daß sie als Streben festgesetzt ist, macht, daß sie als Erfüllbares durch das Begründen betrachtet wird; aber wird sie als intellectuale Anschauung festgehalten, dann ist diese die Grundstimmung des Dichters beim ganzen Geschäfte, und eben daß sie als diese festgehalten worden ist, macht, daß sie als Realisierbares betrachtet wird. Und so fordert und bestimmt die subjective Begründung eine objective, und bereitet sie vor. Im ersten Fall wird also der Stoff als Allgemeines zuerst, im zweiten als Erfüllendes, im dritten als Geschehendes aufgefaßt werden.

Ist das freie idealische poetische Leben einmal so fixirt, und ist ihm, je nachdem es fixirt war, seine Bedeutung gegeben, als verallgemeinbares, als erfüllbares, als realisierbares, ist es, auf diese Art, durch die Idee des Lebens überhaupt mit seinem direct entgegen-



gefezten verbunden, und hyperbolifch genommen, fo fehlt in der Verfahrungsweife des poëtifchen Geiftes noch ein wichtiger Punct, wodurch er feinem Gefchäfte nicht die Stimmung, den Ton, auch nicht die Bedeutung und Richtung, aber die Wirklichkeit giebt.

Als reines poëtifches Leben betrachtet, bleibt nemlich feinem Gehalte nach, als vermöge des Harmonifchen überhaupt und des zeitlichen Rangs ein mit dem Harmonifchentgegengefezten verbundenenes, das poëtifche Leben fich durchaus einig, und nur im Wechsel der Formen ift es entgegengefezt, nur in der Art, nicht im Grunde feines Fortftrebens, es ift nur gefchwungner oder zielender oder geworfner, nur zufällig mehr oder weniger unterbrochen; als durch die poëtifche Reflexion vermöge der Idee des Lebens überhaupt und des Mangels in der Einigkeit beftimmtes und begründetes Leben betrachtet, fängt es mit einer idealifch charakteriftifchen Stimmung an, es ift nun nicht mehr ein mit Harmonifchentgegengefeztem verbundenenes überhaupt, es ift als folches in beftimmter Form vorhanden, und fchreitet fort im Wechsel der Stimmungen, wo jedesmal die nachfolgende durch die vorhergehende beftimmt und ihr dem Gehalt nach, das heißt, den Organen nach, in denen fie begriffen, entgegengefezt und infofern individueller, voller ift, fo daß die verfchiedenen Stimmungen nur in dem, worinn das Reine feine Entgegensezung findet, nemlich in der Art des Fortftrebens, verbunden find, als Leben überhaupt, fo daß das rein poëtifche Leben nicht mehr zu finden ift, denn in jeder der wechfelnden Stimmungen ift es in befonderer Form,

also mit seinem geradentgegengesetzten verbunden, also nicht mehr rein, im Ganzen ist es nur als Fortstrebendes und nach dem Gesetze des Fortstrebens nur als Leben überhaupt vorhanden, und es herrscht auf diesem Gesichtspuncte durchaus ein Widerstreit von Materielem, Formalem und Reinem.

Das Reine, in jeder besonderen Stimmung begriffen, widerstreitet dem Organ, in dem es begriffen, es widerstreitet dem Reinen des andern Organs, es widerstreitet dem Wechsel.

Das Allgemeine widerstreitet als besondere Form, als charakteristische Stimmung dem Reinen, welches es in dieser Stimmung begreift, es widerstreitet als Fortstreben im Ganzen dem Reinen, welches in ihm begriffen ist, es widerstreitet als charakteristische Stimmung der zunächst liegenden.

Das Individuelle widerstreitet dem Reinen, welches es begreift, es widerstreitet der zunächstliegenden Form, es widerstreitet als Individuelles dem Allgemeinen des Wechsels.

Die Verfahrungsweise des poetischen Geistes bei seinem Geschäfte kann also unmöglich hiemit enden. Wenn sie die wahre ist, so muß noch etwas anders in ihr aufzufinden seyn, und es muß sich zeigen, daß die Verfahrungsart, welche dem Gedichte seine Bedeutung giebt, nur der Übergang vom Reinen zu diesem Aufzufindenden, so wie rückwärts von diesem zum Reinen ist. (Verbindungsmittel zwischen Geist und Zeichen.)

Wenn nun das dem Geiste direct Entgegengesetzte, das Organ, worinn er enthalten und wodurch alle Entgegensetzung möglich ist, könnte betrachtet und be-

griffen werden, nicht nur als das, wodurch das Harmonischverbundene formal entgegengesetzt, sondern, wodurch es auch formal verbunden ist, wenn es könnte betrachtet und begriffen werden, nicht nur als das, wodurch die verschiedenen unharmonischen Stimmungen materiell entgegengesetzt und formal verbunden, sondern wodurch sie auch materiell verbunden und formal entgegengesetzt sind, wenn es könnte betrachtet und begriffen werden nicht nur als das, was [es] als verbindendes bloß formales Leben überhaupt, und als besonderes und materielles nicht verbindend, nur entgegensezend und trennend ist, wenn es als materielles als verbindend, wenn das Organ des Geistes könnte betrachtet werden als dasjenige, welches, um das Harmonischentgegengesetzte möglich zu machen, receptiv seyn muß, so wohl für das eine, wie für das andre Harmonischentgegengesetzte, daß es also, in so fern es für das rein poëtische Leben formale Entgegensezung ist, auch formale Verbindung seyn muß, daß es, in so fern es für das bestimmte poëtische Leben und seine Stimmungen material entgegensezend ist, auch material verbindend seyn muß, daß das Begränzende und Bestimmende nicht negativ, daß es auch positiv ist, daß es zwar bei Harmonischverbundenem abgefordert betrachtet dem einen wie dem andern entgegengesetzt ist, aber beide zusammengedacht die Vereinigung von beiden ist, dann wird derjenige Act des Geistes, welcher in Rücksicht auf die Bedeutung nur einen durchgängigen Widerstreit zur Folge hatte, ein ebenso vereinigender seyn, als er entgegensezend war.

Wie [wird] er aber in dieser Qualität begriffen? als möglich und als nothwendig? Nicht bloß durch das Leben überhaupt, denn so ist er es, in so fern [er] bloß als material entgegensehend und formal verbindend, das Leben direkt bestimmend betrachtet wird. Auch nicht bloß durch die Einigkeit überhaupt, denn so ist er es, insofern er bloß [als] formal entgegensehend betrachtet [wird], aber im Begriffe der Einheit des Einigen, so daß von Harmonischverbundenem eines wie das andere im Punkte der Entgegensehung und Vereinigung vorhanden ist, und daß in diesem Punkte der Geist in seiner Unendlichkeit fühlbar ist, der durch die Entgegensehung als Endliches erschien, [nur] daß das Reine, das dem Organ an sich widertritt, in eben diesem Organ sich selber gegenwärtig und so erst ein Lebendiges ist, daß, wo es in verschiedenen Stimmungen vorhanden ist, die unmittelbar auf die Grundstimmung folgende nur der verlängerte Punkt ist, der dahin, nemlich zum Mittelpunkte führt, wo sich die harmonischentgegengesetzten Stimmungen begegnen, daß also gerade im stärksten Gegensatz, im Gegensatz der ersten idealischen und zweiten künstlich reflectirten Stimmung, in der materiellsten Entgegensehung, (die zwischen [dem] harmonisch verbundenen, im Mittelpunkte zusammentreffenden, und im Mittelpunkte gegenwärtigen Geist und Leben liegt), daß gerade in dieser materiellsten Entgegensehung, welche sich selbst entgegenseht ist, (in Beziehung auf den Vereinigungspunkt, wohin er strebt,) in den widerstrebenden fortstrebenden Acten des Geistes, wenn sie nur

aus dem wechselfeitigen Charakter der harmoniscentgegensetzten Stimmungen entstehen, daß gerade da das Unendlichste sich am fühlbarsten, am negativ-positivsten und hyperbolisch darstellt, daß durch diesen Gegensatz der Darstellung des Unendlichen im widerstreitenden Fortstreben zum Punct, und seines Zusammentreffens im Punct die simultane Innigkeit und Unterscheidung der harmoniscentgegensetzten lebendigen zum Grunde liegenden Empfindung ersetzt und zugleich klarer wird, wo [sie] dem freien Bewußtseyn gebildeter als eigene Welt der Form nach, allgemeiner als Welt in der Welt, und so als Stimme des Ewigen zum Ewigen dargestellt wird.

Der poetische Geist kann also in der Verfahrungsweise, die er bei seinem Geschäfte beobachtet, sich nicht begnügen in einem harmoniscentgegensetzten Leben, auch nicht bei dem Auffassen und Verthalten desselben durch hyperbolische Entgegensetzung; wenn er so weit ist, wenn es seinem Geschäfte weder an harmonischer Einigkeit, noch an Bedeutung und Energie gebricht, weder an harmonischem Geiste überhaupt, noch an harmonischem Wechsel gebricht, so ist nothwendig, wenn das Einige nicht entweder (sofern es an sich selbst betrachtet werden kan) sich selbst aufheben, als ein Ununterscheidbares, und zur leeren Unendlichkeit werden soll, oder wenn es nicht in einem Wechsel von Gegensätzen, seien diese auch noch so harmonisch, seine Identität verlieren, also nichts Ganzes und Einiges mehr seyn, sondern in eine Unendlichkeit isolirter Momente (gleichsam eine Atomenreihe) zerfallen soll,



— ich sage, so ist notwendig, daß der poetische Geist bei seiner Einigkeit und [seinem] harmonischem Progreß auch einen unendlichen Gesichtspunct sich gebe beim Geschäfte, eine Einheit, wo im harmonischen Progreß und Wechsel alles vor- und rückwärts gehe, und durch seine durchgängige charakteristische Beziehung auf diese Einheit nicht bloß objectiven Zusammenhang, für den Betrachter, auch gefühlten und fühlbaren Zusammenhang und Identität im Wechsel der Gegensätze gewinne, und es ist seine letzte Aufgabe, beim harmonischen Wechsel einen Faden, eine Erinnerung zu haben, damit der Geist nie im einzelnen Momente, und wieder einem einzelnen Momente, sondern in einem Momente wie im andern fortdauernd, und in den verschiedenen Stimmungen sich gegenwärtig bleibe, so wie er sich ganz gegenwärtig ist, in der unendlichen Einheit, welche einmal Scheidepunct des Einigen als Einigen, dann aber auch Vereinigungspunct des Einigen als Entgegengesetzten, endlich auch beedes zugleich ist, so daß in ihr das Harmonischentgegengesetzte weder als Einiges entgegengesetzt, noch als Entgegengesetztes vereinigt, sondern als beedes in Einem, als Einigentgegengesetztes unzertrennlich gefühlt, und als Gefühltes erfunden wird. Dieser Sinn ist eigentlich poetischer Charakter, weder Genie noch Kunst, poetische Individualität; nur [in] dieser allein ist die Identität der Begeisterung und die Vollendung des Genies und der Kunst, die Vergegenwärtigung des Unendlichen, der göttliche Moment gegeben.

Sie ist also nie bloß Entgegensetzung des Einigen, auch nie bloß Beziehung, Vereinigung des Entgegengesetzten

und Wechselnden, Entgegengesetztes und Einiges ist in ihr unzertrennlich. Wenn diß ist, so kann sie in ihrer Reinheit und subjectiven Ganzheit, als ursprünglicher Sinn, zwar in den Acten des Entgegensezens und Vereinigens, womit sie in harmoniscentgegengesetztem Leben wirksam ist, passiv sein; aber in ihrem letzten Act, wo das Harmoniscentgegengesetzte als Harmonisches, Entgegengesetztes, das Einige als Wechselwirkung in ihr als Eines begriffen ist, in diesem Acte kann und darf sie schlechterdings nicht durch sich selbst begriffen, sich selber zum Objecte werden, wenn sie nicht statt einer unendlich einigen und lebendigen Einheit eine todte und tödtende Einheit, ein unendlich positives Gewordenes seyn soll; denn wenn Einigkeit und Entgegensezung in ihr unzertrennlich verbunden und Eines ist, so kann sie der Reflexion weder als entgegensezbares Einiges, noch als vereinbares Entgegengesetztes erscheinen, sie kann also gar nicht erscheinen, oder nur im Charakter eines positiven Nichts, eines unendlichen Stillstands, und es ist die Hyperbel aller Hyperbeln, der kühnste und letzte Versuch des poëtischen Geistes, wenn er in seiner Verfahrungsweise ihn je macht, die ursprüngliche poëtische Individualität, das poëtische Ich aufzufassen, ein Versuch, wodurch er diese Individualität und ihr reines Object, das einige und lebendige, harmonische, wechselseitig wirksame Leben aufhöbe, und doch muß er es, denn da er alles, was er in seinem Geschäfte ist, mit Freiheit seyn soll, und muß, indem er eine eigene Welt schafft, und der Instinkt natürlicher weise zur eigentlichen Welt, in der er da ist, gehört, da er also alles mit Freiheit seyn soll, so muß er

[sich] auch dieser seiner Individualität versichern. Da er sie aber nicht durch sich selbst und an sich selbst erkennen kann, so ist ein äußeres Object nothwendig, und zwar ein solches, wodurch die reine Individualität unter mehreren besonderen, weder blos entgegensehenden, noch blos beziehenden, sondern poetischen Charakteren, die sie annehmen kann, irgend Einen anzunehmen bestimmt werde, so daß also sowohl an der reinen Individualität, als an den andern Charakteren die jetzt gewählte Individualität durch den jetzt gewählten Stoff [als] bestimmter Charakter erkennbar und mit Freiheit festzuhalten ist.

(Innerhalb der subjectiven Natur kann das Ich [sich] als Entgegensezendes, oder als Beziehendes, innerhalb der subjectiven Natur kann es sich aber nicht als poetisches Ich in dreifacher Eigenschaft erkennen, denn so wie es innerhalb der subjectiven Natur erscheint, und von sich selber unterschieden wird, und an und durch sich selber unterschieden, so muß das Erkannte immer nur mit dem Erkennenden und der Erkenntniß beeder zusammengenommen jene dreifache Natur des poetischen Ich ausmachen, und weder als Erkanntes aufgefaßt vom Erkennenden, noch als Erkennendes aufgefaßt vom Erkennenden, noch als Erkanntes und Erkennendes aufgefaßt von der Erkenntniß, noch als Erkenntniß aufgefaßt vom Erkennenden; in keiner dieser drei abgefondert gedachten Qualitäten wird es als reines poetisches Ich in seiner dreifachen Natur, als entgegensezend das Harmoniscentgegensezte, als (formal) vereinigend das Harmoniscentgegensezte, als in Einem begreifend das Harmoniscent-

gegengesetzte, die Entgegensezung und Vereinigung, erfunden; im Gegentheile bleibt es mit und für sich selbst in realem Widerspruch.<sup>1)</sup> — Also nur in so fern

<sup>1)</sup> Es ist als material Entgegengesetztes hiemit für ein drittes, aber nicht für sich selbst [als] formal Vereinendes, (als Erkanntes,) als Entgegengesetztes damit für ein drittes formal Vereinigtes, als Erkennendes, schlechterdings nicht begreiflich in seinem realen Widerstreit; als Entgegengesetztes, formal Vereinendes, als Entgegengesetztes, formal Vereinigtes in der Erkenntniß, im material Vereinigten und Entgegengesetzten entgegengesetzt, also . . .

Indem nemlich das Ich in seiner subjectiven Natur sich von sich selber unterscheidet und sich setzt als entgegensezende Einheit im Harmoniscentgegensezten, insofern dieses harmonisch ist, oder als vereinende Einheit im Harmoniscentgegensezten, info[fern] dieses entgegensezt ist, so muß [es] entweder die Realität des Gegenfazes, des Unterschiedes, in dem es sich selbst erkennt, läugnen, und das Unterscheiden innerhalb der subjectiven Natur entweder für eine Täuschung oder Willkür erklären, die es sich selbst als Einheit macht, um seine Identität zu erkennen, dann ist auch die Identität als [. . .] erkannt, eine Täuschung, es erkennt sich nicht, ist nicht Einheit; oder es nimmt die Unterscheidung von sich selber (dogmatisch) für real an, daß nemlich das Ich als unterscheidendes oder vereinendes sich verhalte, je nachdem es in seiner subjectiven Natur ein zu Unterscheidendes oder ein zu Vereinendes vorfinde; es setzt sich also als unterscheidendes und als vereinendes abhängig, und weil diß in seiner subjectiven Natur stattfinden soll, von der es nicht abstrahiren kann, ohne sich aufzuheben, absolut abhängig in seinen Acten, so kann es weder als entgegensezendes noch als vereinendes sich selbst, seinen Act erkennen. In diesem Falle kann es sich wieder nicht als identisch erkennen, weil die verschiedenen Acte, in denen es vorhanden ist, nicht seine Acte sind, es kann sich nicht einmal setzen als in diesen Acten begriffen, denn diese Acte hängen nicht von ihm ab, nicht das Ich ist das von sich selber Unterschiedene, sondern seine Natur ist es, in der es sich als Getriebenes so verhält.

Aber wenn nun auch das Ich sich setzen wollte als identisch mit dem Harmoniscentgegensezten seiner Natur, (den Widerspruch zwischen Kunst und Genie, Freiheit und organischer Nothwendigkeit, diesen ewigen Knoten mit dem Schwerdt zerhauen,) so hilft es nichts; denn ist der Unterschied des Entgegensezens und Vereinens nicht reell, so ist weder das Ich in seinem harmoniscentgegensezten Leben, noch das harmoniscentgegensezte Leben im Ich als Einheit erkennbar; ist er reell, so ist wiederum weder das Ich im Harmoniscentgegensezten als Einheit durch sich erkennbar, denn es ist ein getriebnes, noch ist das Harmoniscentgegensezte als Einheit erkennbar in seinem Ich, denn diß ist als getriebenes nicht als Einheit erkennbar.

Alles kommt also darauf an, daß das Ich nicht blos mit seiner subjectiven Natur, von der es nicht abstrahiren kann, ohne sich aufzuheben, in



es nicht von sich selber und an und durch sich selber unterschieden wird, wenn es durch ein drittes bestimmt unterscheidbar gemacht wird, und wenn dieses dritte, in so fern es mit Freiheit erwählt war, in so fern auch in seinen Einflüssen und Bestimmungen die reine Individualität nicht aufhebt, sondern von dieser betrachtet werden kann, wo sie dann zugleich sich selbst als ein durch eine Wahl bestimmtes empirisch Individualisiertes und Charakterisiertes betrachtet, nur dann ist es möglich, daß das Ich in harmoniscentgegengesetztem Leben als Einheit und umgekehrt das Harmoniscentgegengesetzte als Einheit im Ich erscheine und in schöner Individualität zum Objecte werde.)

a) Wie ist es aber möglich? im Allgemeinen?

b) Wenn es auf solche Art möglich wird, daß das Ich sich in poetischer Individualität erkenne und verhalte, welches Resultat entspringt daraus für die poetische Darstellung?

a) Wenn der Mensch<sup>2)</sup> in diesem Alleinfeyn, in diesem Leben mit sich selbst, diesem widersprechenden Mittelzustande zwischen natürlichem Zusammenhange mit einer natürlich vorhandenen Welt, und zwischen dem höhern Zusammenhange mit einer auch natürlich vor-

---

Wechselwirkung bleibe, sondern daß es sich mit Freiheit ein Object wähle, von dem es, wenn es will, abstrahiren kann, um von diesem durchaus angemessen bestimmt zu werden und es zu bestimmen.

Hierin liegt die Möglichkeit, daß das Ich im harmoniscentgegengesetzten Leben als Einheit, und das Harmoniscentgegengesetzte als Einheit erkennbar werde im Ich, in einer (poetischen) Individualität. Zur freien Individualität, zur Einheit und Identität in sich selbst gemacht wird das reine subjective Leben erst durch die Wahl seines Gegenstands.

<sup>2)</sup> Er erkennt in den dreierlei subjectiven und objectiven Versuchen das Streben zu reiner Einheit.



handenen, aber mit freier Wahl zur Sphäre erkoren, voraus erkannten und in allen ihren Einflüssen nicht ohne feinen Willen ihn bestimmenden Welt, wenn er in jenem Mittelzustande zwischen Kindheit und reiner Humanität, zwischen mechanisch schönem und menschlich schönem, mit Freiheit schönem Leben gelebt hat, und diesen Mittelzustand erkannt, und erfahren, wie er schlechterdings im Widerspruche mit sich selber, im nothwendigen Widerstreite 1) des Strebens zur reinen Selbstheit und Identität, 2) des Strebens zur Bedeutendheit und Unterscheidung, 3) des Strebens zur Harmonie verbleiben, und wie in diesem Widerstreite jede dieser Bestrebungen sich aufheben und als unrealisirbar sich zeigen muß, wie er also resigniren, in Kindheit zurückfallen oder in fruchtlosen Widersprüchen mit sich selber sich aufreiben muß, wenn er in diesem Zustande verharrt, so ist Eines, was ihn aus dieser traurigen Alternative zieht, und das Problem, frey zu sein, wie ein Jüngling, und in der Welt zu leben, wie ein Kind, die Unabhängigkeit eines kultivirten Menschen, und die Accomodation eines gewöhnlichen Menschen löst sich auf in Befolgung der Regel:

Seze dich mit freier Wahl in harmonische Entgegensetzung mit einer äußeren Sphäre, so wie du in dir selber in harmonischer Entgegensetzung bist, von Natur, aber unerkennbarer weise, so lange du in dir selbst bleibst.

Denn hier, in Befolgung dieser Regel ist ein wichtiger Unterschied von dem Verhalten im ewigen Zustande.

Im ewigen Zustande, in dem des Alleinseyns nem-

lich, konnte darum die harmoniscentgegengesetzte Natur nicht zur erkennbaren Einheit werden, weil das Ich, ohne sich aufzuheben, sich weder als thätige Einheit setzen und erkennen [konnte], ohne die Realität der Unterscheidung, also die Realität des Erkennens aufzuheben, noch als leidende Einheit, ohne die Realität der Einheit, ihr Kriterium der Identität, nemlich die Thätigkeit aufzuheben; und daß das Ich, indem es seine Einheit im Harmoniscentgegengesetzten, und das Harmoniscentgegengesetzte in seiner Einheit zu erkennen strebt, sich so absolut und dogmatisch als thätige Einheit, oder als leidende Einheit setzen muß, entsteht daher, weil es, um sich selber durch sich selber zu erkennen, die natürliche innige Verbindung, in der es mit sich selber steht, und wodurch das Unterscheiden ihm erschwert wird, nur [durch] eine unnatürliche (sich selber aufhehende) Unterscheidung ersetzen kann, weil es so von Natur Eines in seiner Verschiedenheit mit sich selber ist, daß die zur Erkenntniß nothwendige Verschiedenheit, die es sich durch Freiheit giebt, nur in Extremen möglich ist, also nur in Streben, in Denkversuchen, die auf diese Art realisirt, sich selber aufheben würden, weil [es], um seine Einheit im (subjectiven) Harmoniscentgegengesetzten und das (subjective) Harmoniscentgegengesetzte in seiner Einheit zu erkennen, nothwendiger weise von sich selber abstrahiren muß, in so fern es im (subjectiven) Harmoniscentgegengesetzten gesetzt ist, und auf sich reflectiren, insofern es nicht im subjectiven Harmoniscentgegengesetzten gesetzt ist, und umgekehrt; da es aber diese Abstraction von seinem Seyn im subjectiven Harmoniscentgegen-

gesetzten, und diese Reflexion aufs Nichtseyn in ihm nicht machen kan, ohne sich und das Harmoniscentgegengesetzte, ohne das subjective Harmonische und Entgegengesetzte und die Einheit aufzuheben, so müssen auch die Versuche, die es auf diese Art dennoch macht, solche Versuche seyn, die, wenn sie auf diese Art realisirt würden, sich selbst aufhoben.

Diß ist also der Unterschied zwischen dem Zustande des Alleinseyns (der Ahndung seines Wesens) und dem neuen Zustande, wo sich der Mensch mit einer äußern Sphäre, durch freie Wahl, in harmonische Entgegensetzung setzt, daß er, eben weil er mit dieser nicht so innig verbunden ist, von dieser abstrahiren und von sich, in so fern er in ihr gesetzt ist, und auf sich reflectiren kann, in so fern er nicht in ihr gesetzt ist, diß ist der Grund, warum er aus sich herausgeht, diß die Regel für seine Verfahrensart in der äußern Welt. Auf diese Art erreicht er seine Bestimmung, welche ist — Erkenntniß des Harmoniscentgegengesetzten in ihm, in seiner Einheit und Individualität, und hinwiederum Erkenntniß, Identität seiner Einheit und Individualität im Harmoniscentgegengesetzten. Diß ist die wahre Freiheit seines Wesens; und wenn er an dieser äußerlichen harmoniscentgegengesetzten Sphäre nicht zu sehr hängt, nicht identisch mit ihr wird, wie mit sich selbst, so daß er nimmer von ihr abstrahiren kann, noch auch zu sehr an sich hängt, und von sich als Unabhängigem zu wenig abstrahiren kan, wenn er weder auf sich zu sehr reflectirt, noch auf seine Sphäre und Zeit zu sehr reflectirt, dann ist er auf dem rechten Wege

seiner Bestimmung. Die Kindheit des gewöhnlichen Lebens, wo er identisch mit der Welt war, und gar nicht von ihr abstrahiren konnte, ohne Freiheit war, deswegen ohne Erkenntniß seiner selbst im Harmoniscentgegengesetzten, noch des Harmoniscentgegengesetzten in ihm selbst, an sich betrachtet, ohne Festigkeit, Selbstständigkeit, eigen Wesen, Identität im reinen Leben, diese Zeit wird von ihm als die Zeit der Wünsche betrachtet werden, wo der Mensch sich im Harmoniscentgegengesetzten und jenes in ihm selber als Einheit zu erkennen strebt, dadurch, daß er sich dem objectiven Leben ganz hingiebt, wo aber sich die Unmöglichkeit einer erkennbaren Identität im Harmoniscentgegengesetzten objectiv zeigt, wie sie subjectiv schon gezeigt worden ist. Denn da er in diesem Zustande sich gar nicht in seiner subjectiven Natur kennt, bloß objectives Leben im Objectiven ist, so kann er die Einheit im Harmoniscentgegengesetzten nur dadurch zu erkennen streben, daß [er] in seiner Sphäre, von der er so wenig abstrahiren kann, als der subjective Mensch von seiner subjectiven Sphäre, eben so verfährt, wie dieser in der seinen. Er ist in ihr gesetzt als in Harmoniscentgegengesetztem. Er muß sich zu erkennen streben, sich von sich selber in ihr zu unterscheiden suchen, indem [er] sich zum Entgegensetzenden macht, in so ferne sie harmonisch ist, und zum Vereinenden, in [so fern] sie entgegengesetzt ist. Aber wenn er sich in dieser Verschiedenheit zu erkennen strebt, so muß er entweder die Realität des Widerstreits, indem er sich mit sich selber findet, vor sich selber läugnen, und diß widerstreitende Verfahren für eine Täu-

schung und Willkür halten, die blos dahin sich äußert, damit er seine Identität im Harmoniscentgegensetzten erkenne, aber dann ist auch diese seine Identität als Erkanntes eine Täuschung, oder er hält jene Unterscheidung für reell, daß er nemlich als Vereinendes und als Unterscheidendes sich verhalte, je nachdem er in seiner objectiven Sphäre ein zu Unterscheidendes oder zu Vereinendes vorfinde, setzt sich also als Vereinendes und als Unterscheidendes abhängig, und weil diß in seiner objectiven Sphäre stattfinden soll, von der [er] nicht abstrahiren kan, ohne sich selber aufzugeben, absolut abhängig, so daß er weder als Vereinendes, noch als Entgegensetzendes sich selber, seinen Act erkennt. In diesem Falle kann er sich wieder nicht erkennen, als identisch, weil die verschiedenen Acte, in denen er sich findet, nicht seine Acte sind. Er kann sich gar nicht erkennen, er ist kein Unterschiedenes, seine Sphäre ist es, in der er sich mechanisch so verhält. Aber wenn er nun auch als identisch mit dieser sich setzen wollte, den Widerstreit des Lebens und der Personalität, den er immer zu vereinigen und in Einem zu erkennen strebt und streben muß, in höchster Innigkeit auflösen [wollte], so hilft es nichts, insofern er sich so in seiner Sphäre verhält, daß er nicht von ihr abstrahiren kann, denn er kann sich ebendeshwegen nur in Extremen von Gegenfäzen des Unterscheidens und Vereinens erkennen, weil er zu innig in seiner Sphäre lebt.

Der Mensch sucht also in einem zu subjectiven Zustande, wie in einem zu objectiven vergebens seine Bestimmung zu erreichen, welche darin besteht, daß er sich als Einheit in Göttlichem, Harmoniscentgegen-



gesetztem enthalten, so wie umgekehrt das Göttliche, Einige, Harmoniscentgegensetzte in sich als Einheit enthalten erkenne. Denn diß ist allein in schöner, heiliger, göttlicher Empfindung möglich, in einer Empfindung, welche darum schön ist, weil [sie] weder bloß angenehm und glücklich, noch bloß erhaben und stark, noch bloß einig und ruhig, sondern alles zugleich ist, und allein seyn kann, in einer Empfindung, welche darum heilig ist, weil sie weder uneigennützig ihrem Objecte hingegeben, noch bloß uneigennützig auf ihrem innern Grunde ruhend, noch bloß uneigennützig zwischen ihrem innern Grunde und ihrem Object schwebend, sondern alles zugleich ist und allein seyn kann, in einer Empfindung, welche darum göttlich ist, weil sie weder bloßes Bewußseyn, bloße Reflexion (subjective oder objective) mit Verlust des innern und äußern Lebens, noch bloßes Streben (subjectives oder objectives) mit Verlust der innern und äußern Harmonie, noch bloße Harmonie, wie die intellectuale Anschauung und ihr mythisches bildliches Subject-Object, mit Verlust des Bewußtseyns und der Einheit, sondern weil sie alles diß zugleich ist und allein seyn kan, in einer Empfindung, welche darum transcendental ist und diß allein seyn kann, weil sie in Vereinigung und Wechselwirkung der genannten Eigenschaften weder zu angenehm und sinnlich, noch zu energisch und mild, noch zu innig und schwärmerisch, weder zu uneigennützig, d. h. zu selbstvergeffen ihrem Objecte hingegeben, noch zu uneigennützig, d. h. zu eigenmächtig auf ihrem innern Grunde ruhend, noch zu uneigennützig, d. h. zu unentschieden und leer und un-

bestimmt zwischen ihrem innern Grunde und ihrem Objecte schwebend, weder zu reflectirt, sich ihrer zu bewußt, zu scharf und eben deswegen ihres innern und äußern Grundes unbewußt, noch zu bewegt, zu sehr in ihrem innern und äußern Grunde begriffen, eben deswegen der Harmonie des Innern und Äußern unbewußt, noch zu harmonisch, eben deswegen sich ihrer selbst und des innern und äußern Grundes zu wenig bewußt, eben deswegen zu unbestimmt und des eigentlich Unendlichen, welches durch sie als eine bestimmte, wirkliche Unendlichkeit, als außerhalb liegend bestimmt wird, weniger empfänglich und geringerer Dauer fähig [ist]. Kurz, sie ist, weil sie in dreifacher Eigenschaft vorhanden ist, und diß allein seyn kann, weniger einer Einseitigkeit ausgesetzt, in irgendeiner der drei Eigenschaften. Im Gegentheile erwachsen aus ihr ursprünglich alle die Kräfte, welche jene Eigenschaften zwar bestimmter und erkennbarer, aber auch isolirter besitzen, so wie sich jene Kräfte, und ihre Eigenschaften und Äußerungen auch wieder in ihr concentriren, und in ihr und durch gegenseitigen Zusammenhang lebendige, für sich selbst bestehende Bestimmtheit, als Organ von ihr, und Freiheit, als zu ihr gehörig und nicht in ihrer Beschränktheit auf sich selber eingeschränkt, und Vollständigkeit, als [in] ihrer Ganzheit begriffen, gewinnen. Jene drei Eigenschaften mögen als Bestrebungen, das Harmonischentgegengesetzte in der lebendigen Einheit oder diese in jenem zu erkennen, im subjectiveren oder objectiveren Zustande sich äußern. Denn eben diese verschiedenen Zustände gehen auch aus ihr als der Vereinigung derselben hervor.

### Wink für die Darstellung und Sprache

Ist die Sprache nicht, wie die Erkenntniß, von der die Rede war, und von der gesagt wurde, daß in ihr als Einheit das Einige enthalten sei, und umgekehrt? und daß sie dreifacher Art sei pp.

Muß nicht für das eine wie für das [andere] der schönste Moment da liegen, wo der eigentliche Ausdruck, die geistigste Sprache, das lebendigste Bewußtseyn, wo der Übergang von einer bestimmten Unendlichkeit zur allgemeineren liegt?

Liegt nicht eben hierin der feste Punct, wodurch der Folge der Zeichnung ihre Verhältnißart und der Totalkarakter, wie der Beleuchtung ihr Charakter und Grad bestimmt wird?

Wird nicht alle Beurtheilung der Sprache sich darauf reduciren, daß man nach den sichersten und möglich untrüglichsten Kennzeichen sie prüft, ob sie die Sprache einer ächten schön beschriebenen Empfindung sei?

So wie die Erkenntniß die Sprache ahndet, so erinnert sich die Sprache der Erkenntniß.

Die Erkenntniß ahndet die Sprache, nachdem sie 1) noch unreflectirte reine Empfindung des Lebens war, der bestimmten Unendlichkeit, worinn sie enthalten ist, 2) sich in den Dissonanzen des innerlichen Reflectirens und Strebens und Dichtens wiederholt hatte, und nun, nach diesen vergeblichen Versuchen, sich innerlich wiederzufinden und zu reproduciren, nach diesen verschwiegenen Ahndungen, die auch ihre Zeit haben müssen, über sich selbst hinausgeht, und in der ganzen Unendlichkeit sich wiederfindet, d. h.

durch die stofflose reine Stimmung, gleichsam durch den Wiederklang der ursprünglichen lebendigen Empfindung, den es gewann und gewinnen konnte durch die gesammte Wirkung aller innerlichen Versuche, durch diese höhere göttliche Empfänglichkeit, die seines ganzen innern und äußern Lebens mächtig und inne wird. In eben diesem Augenblicke, wo sich die ursprüngliche lebendige, nun zur reinen, eines Unendlichen empfänglichen Stimmung geläuterte Empfindung, als Unendliches im Unendlichen, als geistiges Ganze im lebendigen Ganzen befindet, in diesem Augenblicke ist es, wo man sagen kann, daß die Sprache geahndet wird; und wenn nun wie in der ursprünglichen Empfindung eine Reflexion erfolgt, so ist sie nicht mehr auflösend und verallgemeinernd, vertheilend und abbildend [?] bis zur bloßen Stimmung, sie giebt dem Herzen alles wieder, was sie ihm nahm, sie ist belebende Kunst, wie sie zuvor vergeistigende Kunst war, und mit einem Zauberschlage um den andern ruft sie das verlorene Leben schöner hervor, bis es wieder so ganz sich fühlt, wie [es] sich ursprünglich fühlte. Und wenn es der Gang und die Bestimmung des Lebens überhaupt ist, aus der ursprünglichen Einfalt sich [zur] höchsten Form zu bilden, wo dem Menschen ebendeswegen das unendliche Leben gegenwärtig ist, und wo er als das Abstrakteste alles nur um so inniger aufnimmt, dann aus dieser höchsten Entgegensetzung und Vereinigung des Lebendigen und Geistigen, des formalen und des materialen Subjects-Objects, dem Geistigen sein Leben, dem Lebendigen seine Gestalt, dem Menschen seine Liebe und sein Herz, und seiner Welt den Dank wieder-

zubringen, und endlich nach erfüllter Ahndung und Hoffnung, wenn nemlich in der Äußerung jener höchste Punct der Bildung, die höchste Form im höchsten Leben vorhanden war, und nicht bloß an sich selbst, wie im Anfang der eigentlichen Äußerung, noch im Streben, wie im Fortgang derselben, wo die Äußerung das Leben aus dem Geiste und aus dem Leben den Geist hervorruft, sondern, wo sie das ursprüngliche Leben in der höchsten Form gefunden hat (wo Geist und Leben auf beiden Seiten gleich ist) und ihren Fund, das Unendliche im Unendlichen erkennt, nach dieser letzten und dritten Vollendung, die nicht bloß ursprüngliche Einfalt des Herzens und Lebens, wo sich der Mensch unbefangen als in einer beschränkten Unendlichkeit fühlt, auch nicht bloß erlangene Einfalt des Geistes, wo eben jene Empfindung, zur reinen formalen Stimmung geläutert, die ganze Unendlichkeit des Lebens aufnimmt, (und Ideal ist,) sondern der aus dem unendlichen Leben wiederbelebte Geist, nicht Glück, nicht Ideal, sondern gelungenes Werk und Schöpfung ist, und nie in der Äußerung gefunden werden und außerhalb der Äußerung nur in dem aus ihrer bestimmten ursprünglichen Empfindung hervorgegangenen Ideale gehofft werden kann, . . . wie endlich nach dieser dritten Vollendung, wo die bestimmte Unendlichkeit so weit in's Leben gerufen, die unendliche so weit vergeistigt ist, daß eines an Geist und Leben dem andern gleich ist, wie auch [nach] dieser dritten Vollendung das Bestimmte immer mehr belebt, das Unendliche immer [mehr] vergeistigt wird, bis die ursprüngliche Empfindung eben so als Leben endigt, wie



ſie in der Äußerung als Geiſt anſieht, und ſich die höhere Unendlichkeit, aus der ſie ihr Leben nahm, eben ſo vergeiſtigt, wie ſie in der Äußerung als Lebendiges vorhanden war, — alſo wenn dieſer Gang und die Beſtimmung der Menſchen überhaupt zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ebendaſelbe der Gang und die Beſtimmung aller und jeder Poëſie, und wie auf jener Stufe der Bildung, wo der Menſch aus urſprünglicher Kindheit hervorgegangen in entgegengeſetzten Verſuchen [ſich] zur höchſten Form, zum reinen Wiederklang der erſten Leben emporgerungen hat, und ſo als unendlicher Geiſt im unendlichen Leben ſich fühlt, wie der Menſch auf der Stufe [der] Bildung erſt eigentlich das Leben antritt und ſein Wirken und ſeine Beſtimmung ahndet, ſo ahndet der Dichter auf jener Stufe, wo er auch aus einer urſprünglichen Empfindung durch entgegengeſetzte Verſuche ſich zum Ton, zur höchſten reinen Form derſelben Empfindung emporgerungen hat und ganz in ſeinem ganzen inneren und äußeren Leben mit jenem Tone ſich begriffen ſieht, auf dieſer Stufe ahndet [er] ſeine Sprache, und mit ihr die eigentliche Vollendung für die jezige und zugleich für alle Poëſie.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß auf jener Stufe eine neue Reflexion eintrete, welche dem Herzen alles wieder gebe, was ſie ihm genommen habe, welche für den Geiſt des Dichters und ſeines zukünftigen Gedichts belebende Kunſt ſei, wie ſie für die urſprüngliche Empfindung des Dichters und ſeines Gedichts ſeine vergeiſtigende Kunſt geweſen. Das Product dieſer ſchöpferiſchen Reflexion iſt die Sprache. Indem ſich nemlich der

Dichter mit dem reinen Ton seiner ursprünglichen Empfindung in seinem ganzen innern und äußern Leben begriffen fühlt und sich umsieht in seiner Welt, ist ihm diese eben so neu und unbekannt, die Summe aller seiner Erfahrungen, seines Wissens, seines Anschauens, seines Gedenkens; Kunst und Natur, wie sie in ihm und außer ihm sich darstellt, alles ist wie zum erstenmale, eben deswegen unbegriffen, unbestimmt, in lauter Stoff und Leben aufgelöst, ihm gegenwärtig, und es ist vorzüglich wichtig, daß er in diesem Augenblicke nichts als gegeben annehme, von nichts positivem ausgehe, daß die Natur und Kunst, so wie er sie früher gelernt hat und sieht, nicht eher spreche, ehe für ihn eine Sprache da ist, d. h. ehe das jetzt Unbekannte und Ungenannte in seiner Welt eben dadurch für ihn bekannt und nahhaft wird, daß es mit seiner Stimmung verglichen und als übereinstimmend erfunden worden ist; denn wäre vor der Reflexion auf den unendlichen Stoff und die unendliche Form irgend eine Sprache der Natur und Kunst für ihn in bestimmter Gestalt da, so wäre er in so fern nicht innerhalb seines Wirkungskreises, er träte aus seiner Schöpfung heraus, und die Sprache der Natur oder der Kunst, jeder *modus exprimendi* der einen oder der andern wäre erstlich . . . , insofern sie nicht seine Sprache, nicht aus seinem Leben und aus seinem Geiste hervorgegangenes Product, sondern als Sprache der Kunst, sobald sie in bestimmter Gestalt mir gegenwärtig ist, schon zuvor ein bestimmender Act der schöpferischen Reflexion des Künstlers war, welcher darinn bestand, daß er aus seiner Welt, aus der Summe seines äußern und innern Lebens,

das mehr oder weniger auch das meinige ist, daß er aus dieser Welt den Stoff nahm, um die Töne seines Geistes zu bezeichnen, aus seiner Stimmung das zum Grunde liegende Leben durch die verwandte Zeichen hervorzurufen, daß er also, in so fern er nur dieses Zeichen nennt, aus meiner Welt den Stoff entlehnt, mich veranlaßt, diesen Stoff in das Zeichen überzutragen, wo dann derjenige wichtige Unterschied zwischen mir als bestimmtem und ihm als bestimmendem ist, daß er, indem er sich verständlich und faßlich macht, von der leblosen, immateriellen, eben deswegen weniger entgegengesetzten und bewußtloseren Stimmung [abgeht], ebendadurch, daß er sie erklärt 1) in ihrer Unendlichkeit der Zusammenstimmung durch eine sowohl der Form als Materie nach verhältnismäßige Totalität verwandten Stoffes und durch idealisch wechselnde Welt, 2) in ihrer Bestimmtheit und eigentlichen Endlichkeit durch die Darstellung und Aufzählung ihres eigenen Stoffes, 3) in ihrer Tendenz, ihrer Allgemeinheit im besondern, durch den Gegensatz ihres eigenen Stoffes zum unendlichen Stoff, 4) in ihrem Maas, in der schönen Bestimmtheit und Einheit und Festigkeit ihrer unendlichen Zusammenstimmung, in ihrer unendlichen Identität und Individualität und Haltung, in ihrer poetischen Prosa eines allbegrenzenden Moments, wohin und worinn sich negativ und eben deswegen ausdrücklich und sinnlich alle genannten Stücke beziehen und vereinigen, nemlich die unendliche Form mit dem unendlichen Stoffe dadurch, daß durch jenen Moment die unendliche Form ein Gebild, den Wechsel des Schwachen und Starken, der unendliche Stoff einen

Wohlklang, einen Wechsel des Hellen und Leifen annimmt, und sich beide in der Langsamkeit und Schnelligkeit, endlich im Stillstande der Bewegung negativ vereinigen, immer durch ihn und die ihm zum Grunde liegende Thätigkeit, die unendliche schöne Reflexion, welche in der durchgängigen Begränzung zugleich durchgängig beziehend und vereinigend ist.

[Aphoristisches]

Man hat Inversionen der Worte in der Periode. Größer und wirksamer muß aber dann auch die Inversion der Perioden selbst seyn. Die logische Stellung der Perioden, wo dem Grunde (der Grundperiode) das Werden, dem Werden das Ziel, dem Ziele der Zweck folgt, und die Nebensätze immer nur hinten angehängt sind an die Hauptsätze, worauf sie sich zunächst beziehen, — ist dem Dichter gewiß nur höchst selten brauchbar.

Es giebt Grade der Begeisterung. Von der Lustigkeit an, die wohl der unterste ist, bis zur Begeisterung des Feldherrn, der mitten in [der] Schlacht unter Besonnenheit den Genius mächtig erhält, giebt es eine unendliche Stufenleiter. Auf dieser auf und abzusteißen ist Beruf und Wonne des Dichters.

Das ist das Maas Begeisterung, das jedem Einzelnen gegeben ist, daß der eine bei größerem, der andere nur bei schwächerem Feuer die Befinnung noch im nöthigen Grade behält. Da wo die Nüchternheit dich verläßt, da ist die Gränze deiner Begeisterung. Der große Dichter

ist niemals von sich selbst verlassen, er mag sich so weit über sich selbst erheben als er will. Man kann auch in die Höhe fallen, so wie in die Tiefe. Das letztere verhindert der elastische Geist, das erstere die Schwerekraft, die im nüchternen Befinnen liegt. Das Gefühl ist aber wohl die beste Nüchternheit und Befinnung des Dichters, wenn es richtig und warm und klar und kräftig ist. Es ist Zügel und Sporn dem Geist. Durch Wärme treibt es den Geist weiter, durch Zartheit und Richtigkeit und Klarheit schreibt es ihm die Gränze vor und hält ihn, daß er sich nicht verliert; und so ist es Verstand und Wille zugleich. Ist es aber zu zart und weichlich, so wird es tödtend, ein nagender Wurm. Begränzt sich der Geist, so fühlt es zu ängstlich die augenblickliche Schranke, wird zu warm, verliert die Klarheit, und treibt den Geist mit einer unverständlichen Unruhe ins Gränzenlose; ist der Geist freier, und hebt er sich augenblicklich über Regel und Stoff, so fürchtet es eben so ängstlich die Gefahr, daß er sich verliere, so wie es zuvor die Eingeschränktheit fürchtete, es wird frostig und dumpf, und ermattet den Geist, daß er sinkt und stobt, und an überflüssigem Zweifel sich abarbeitet. Ist einmal das Gefühl so krank, so kann der Dichter nichts Bessers, als daß er, weil er es kennt, sich in keinem Falle, gleich schrecken läßt von ihm, und es nur so weit achtet, daß er etwas gehaltner fortfährt und so leicht wie möglich sich des Verstands bedient, um das Gefühl, es sei beschränkend oder befreiend, augenblicklich zu berichtigen, und wenn er so sich mehrmal durchgeholfen hat, dem Gefühle die natürliche Sicherheit und Consistenz wiederzugeben. Überhaupt muß



er sich gewöhnen, nicht in den einzelnen Momenten das Ganze, das er vorhat, erreichen zu wollen, und das augenblicklich Unvollständige zu ertragen; seine Luft muß seyn, daß er sich von einem Augenblicke zum andern selber übertrifft, in dem Maße und in der Art, wie es die Sache erfordert, bis am Ende der Haupton seines Ganzen gewinnt. Er muß aber ja nicht denken, daß er nur im *crescendo* vom Schwächern zum Stärkern sich selber übertreffen könne, so wird er unwahr werden, und sich überspannen; er muß fühlen, daß [er] an Leichtigkeit gewinnt, was er an Bedeutsamkeit verliert, daß das Stille die Heftigkeit, und das Sinnige den Schwung gar schön ersetzt, und so wird es im Fortgang seines Werks nicht einen nothwendigen Ton geben, der nicht den vorhergehenden gewissermaßen überträffe, und der herrschende Ton wird es nur darum seyn, weil das Ganze auf diese und keine andere Art komponirt ist.

Nur das ist die wahrste Wahrheit, in der auch der Irrtum, weil sie [ihn] im Ganzen ihres Systems an seine Zeit und seine Stelle setzt, zur Wahrheit wird. Sie ist das Licht, das sich selber und auch die Nacht erleuchtet. Diß ist auch die höchste Poësie, in der auch das Unpoëtische, weil es zu rechter Zeit und am rechten Orte im Ganzen des Kunstwerks gesagt ist, poëtisch wird. Aber hiezu ist schneller Begriff am nöthigsten. Wie kannst du die Sache am rechten Ort brauchen, wenn du noch scheu darüber verweilst, und nicht weißt, wie [viel] an ihr ist, wie viel oder wenig daraus zu machen. Das ist ewige Heiterkeit, ist Gottesfreude, daß man alles Einzelne in die Stelle des Ganzen setzt, wohin es gehört;

deswegen ohne Verstand, oder ohne ein durch und durch organisirtes Gefühl keine Vortreflichkeit, kein Leben.

Der tragische Dichter tut wohl, den lyrischen, der lyrische den epischen, der epische den tragischen zu studiren; denn im tragischen liegt die Vollendung des epischen, im lyrischen die Vollendung des tragischen, im epischen die Vollendung des lyrischen. Denn wenn schon die Vollendung von allen ein vermischter Ausdruck von allen ist, so ist doch nur eine der drei Seiten die hervorstechendste.

Meist haben sich Dichter zu Anfang oder zu Ende einer Weltperiode gebildet. Mit Gefang steigen die Völker aus dem Himmel ihrer Kindheit ins thätige Leben, ins Land der Cultur. Mit Gefang kehren sie von da zurück ins ursprüngliche Leben. Die Kunst ist der Übergang aus der Natur zur Bildung, und aus der Bildung zur Natur.

Der Ausdruck, das Gewöhnliche des Gedichts bleibt sich immer gleich, und wenn jede der verschiedenen Parthien in sich selbst verschieden ist, so ist das erste in jeder Parthie gleich dem ersten der andern, das zweite jeder Parthie gleich dem zweiten der andern, das dritte jeder Parthie gleich dem dritten der andern. Der Styl, das . . . . .

Löst sich nicht die idealische Katastrophe, dadurch daß der natürliche Anfangston zum Gegensatze wird, ins Heroische auf?

Löst sich nicht die natürliche Katastrophe, dadurch daß der heroische Anfangston zum Gegenseite wird, ins Idealische auf?

Löst sich nicht die heroische Katastrophe, dadurch daß der idealische Anfangston zum Gegenseite wird, ins Natürliche auf?

Wohl für das epische Gedicht. Das tragische Gedicht gehet um einen Ton weiter, das lyrische gebraucht diesen Ton als Gegenseite und kehrt auf diese Art, bei jedem Styl, in seinen Anfangston zurück, oder: das epische Gedicht hört mit seinem anfänglichen Gegenseite, das tragische mit dem Tone seiner Katastrophe, das lyrische mit sich selber auf, so daß das lyrische Ende ein naividealisches, das tragische ein naividealischheroisches, das epische ein heroischidealisch-naives ist. . . . .



## Inhalt

Hyperion oder der Eremit in Griechenland	
Erfter Band .. .. .	7
Zweiter Band .. .. .	121
Anhang: Vier ältere fragmentarische Fassungen	
1) [Das Thalia-Fragment] .. .. .	213
2) [Die metrische Bearbeitung] .. .. .	244
3) [Die Rahmen-Erzählung] .. .. .	261
4) [Die Lovell-Fassung] .. .. .	309
Aufsatz-Entwürfe	
1) Zur Philosophie	
Hermokrates an Cephalus .. .. .	333
Über den Begriff der Straffe .. .. .	334
[Über das Gesetz der Freiheit] .. .. .	337
[Über religiöse Vorstellungen] .. .. .	338
Der Gesichtspunct, aus dem wir das Alter- tum anzusehen haben .. .. .	347
[Über das Werden im Vergehen] .. .. .	349
[Aphoristisches] .. .. .	356
2) Zur Ästhetik	
[Über Achill] .. .. .	359
[Über Achill] .. .. .	359
Ein Wort über die Iliade .. .. .	361
Über die verschiedenen Arten zu dichten .. ..	363
[Über den Unterschied zwischen lyrischer, epischer und tragischer Dichtung] .. .. .	368
[Über die Grundlage des tragischen drama- :	433



tischen Gedichts im allgemeinen und der Empedokles-Tragödie im besondern] .. .. .	376
Allgemeiner Grund .. .. .	377
Grund zum Empedokles .. .. .	381
[Über die Verfahrungsweise des poëtischen Geistes] .. .. .	395
Wink für die Darstellung und Sprache .. ..	421
[Aphoriftisches] .. .. .	427

### Beilagen

Jugendbildnis Hölderlins (leichtkolorierte Bleistift-  
zeichnung aus dem Jahre 1786). Württembergische  
Landesbibliothek in Stuttgart.

Handschrift-Faksimile (Anfang des ältesten hand-  
schriftlich überlieferten Hyperion - Fragments).  
Württembergische Landesbibliothek in Stuttgart.

Ich habe mich  
nicht mehr  
angehen. Die  
jetzt nicht  
habe und  
die die  
Kunst  
auf, S. die  
die Kunst



---

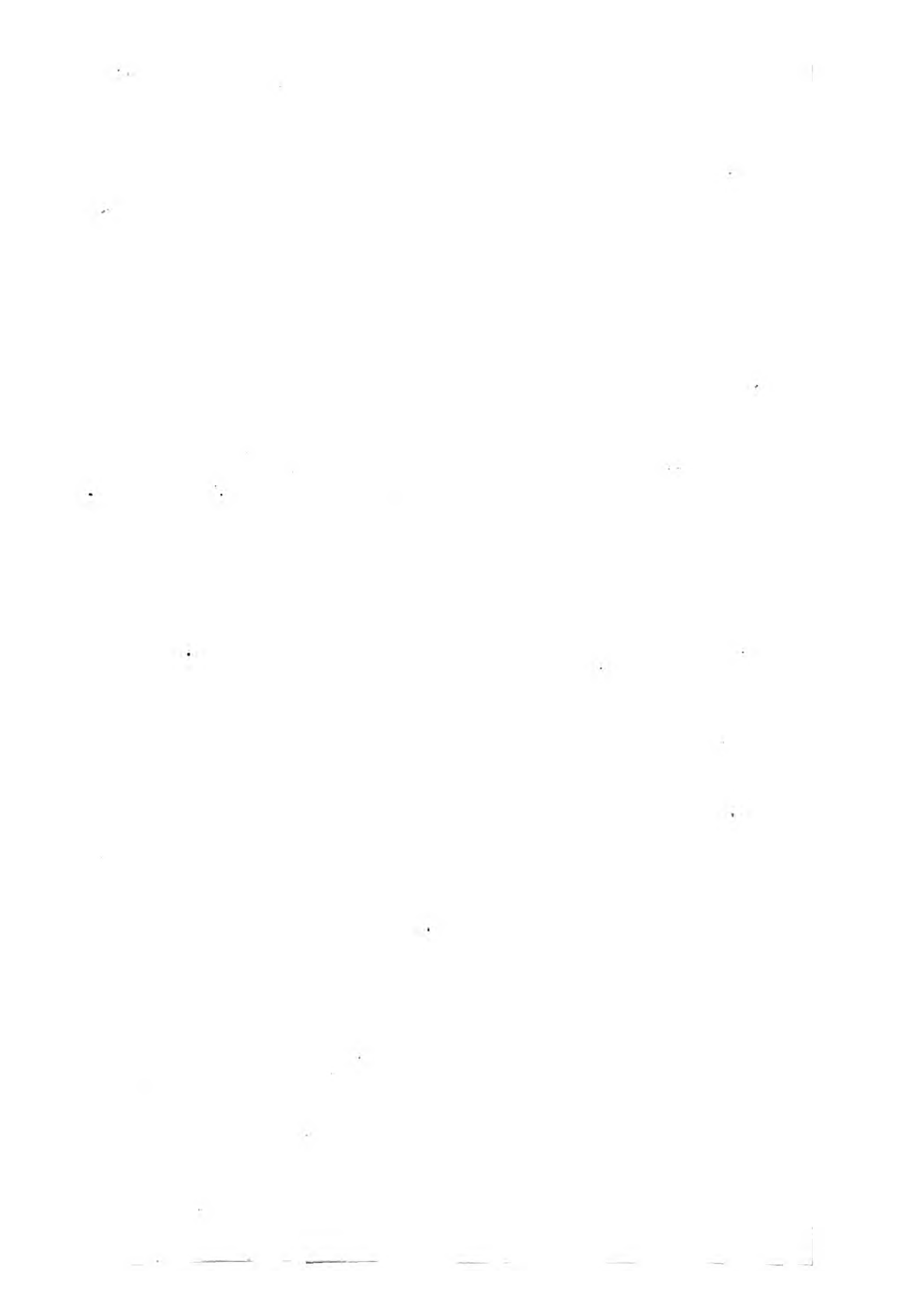
DRUCK DER SPAMERSCHEN  
BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

---









196

